

---

**MITTEILUNGEN DER RESIDENZEN-KOMMISSION**

**DER**

**AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU GÖTTINGEN**

**NEUE FOLGE  
STADT UND HOF**

**JAHRGANG 5 (2016)**





MITTEILUNGEN DER RESIDENZEN-KOMMISSION  
DER  
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU GÖTTINGEN

NEUE FOLGE  
STADT UND HOF

JAHRGANG 5 (2016)

PROJEKT „RESIDENZSTÄDTE IM ALTEN REICH (1300–1800)“

ARBEITSSTELLE KIEL

ISSN 0941-0937

Herstellung:  
Universitätsdruckerei  
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

Aufl. 850

Titelvignette:

Berlin, Ansicht von Nordwesten (Ausschnitt), Kupferstich 1652  
Caspar Merian, Topographia Germaniae

Bd. 13: Topographia Electoratus Brandenburgici et Ducatus Pomeraniae, Frankfurt am Main 1652

# INHALT

Vorwort .....	11
Aus der Arbeit der Kommission .....	13
Projektvorstellungen .....	17
Wissensspeicher und Argumentationsarsenal. Funktionen der Bibliothek in den kulturellen Zentren der Frühen Neuzeit – ein Strukturiertes Promotionsprogramm, von Wolfgang Adam, Osnabrück .....	17
Der erste ‚Baedeker‘ von Berlin. Die Stadtbeschreibung von Johan Heinrich Gerken 1714–1717, von Peter-Michael Hahn und Thomas Fischbacher, Potsdam .....	23
Dissertationsprojekte .....	41
Handlungsspielräume geistlicher Herrschaft im Mittelalter. Das Beispiel der Bischöfe von Minden, von Frederieke Maria Schnack, Kiel .....	41
<i>Primum lapidem posuit</i> . Grundsteinlegungen zu öffentlichen Gebäuden in der Frühen Neuzeit im Alten Reich, in Frankreich, im Kirchenstaat und in Venedig, von Michael Roth, Heidelberg .....	49
Zeigen und Verbergen. Tapissereien am Münchner Hof, von Jonas Leysieffer, Bern .....	59
Architektur und Funktion von Witwensitzen in der frühen Neuzeit (15.–17. Jahrhundert), von Christa Syrer, München .....	69
Herrschaftsalltag und Herrschaftsverständnis brandenburgischer Kurfürstinnen im 16. und 17. Jahrhundert im Spiegel ihrer Korrespondenznetzwerke, von Ulrike Sträßner, Potsdam .....	83
Jüdischer Einfluss beim herrschaftlichen und wirtschaftlichen Ausbau Potsdams und Kleves zu Residenzstädten (1614–1795/1806), von Pascal Andresen, Kiel .....	95
Herrscherbild im Widerstreit. Die Place Louis XV in Paris: ein Königsplatz im Zeitalter der Aufklärung, von Yvonne Rickert, Reims .....	105
Überwindung und Aneignung. Residenzstädte und höfisches Erbe nach dem Ende der Monarchie in Deutschland, von Andre Rompf, Marburg .....	115

Habilitationsprojekt .....	121
'Dynastie' als Norm und Praxis. Verwandtschaftliche und herrschaftliche Ordnung am Beispiel der Fürsten von Anhalt in der Frühen Neuzeit, von Michael Hecht, Münster .....	121
Tagungsberichte .....	131
Material Culture. Präsenz und Sichtbarkeit von Künstlern, Zünften und Bruderschaften in der Vormoderne, München, 25.–28. Februar 2016, von Susan Tipton, München .....	131
Mäzene als Akteure im historischen Feld und literarisches Textkonzept, Kiel, 1.–3. März 2016, von Margit Dahm-Kruse, Kiel .....	135
Kaufhäuser an Mittel- und Oberrhein im Spätmittelalter. Funktionen & Funktionalisierungen, Mainz, 3.–4. März 2016, von Kristin Zech, Darmstadt .....	143
Das Mainzer Schloss – Glanz und Elend einer kurfürstlichen Residenz, Mainz, 14. April 2016, von Lucy Liebe, Mainz .....	149
Spiegel der Fürstenmacht. Residenzbauten in Ostmitteleuropa im Spätmittelalter – Typen, Strukturen, Ausschmückung, Lidzbark Warمیński/Heilsberg, 2.–3. September, von Kazimierz Pospieszny, Słubice-Marienburg .....	153
Konflikt und Ausgleich. Möglichkeiten der Aushandlung in Residenzstädten der Vormoderne, Kiel, 14. September 2016, von Mirja Piorr und Johanna Rödger, Kiel .....	157
Soziale Funktionalitäten städtischer Räume im Wandel. Changing Social Functionalities of Urban Spaces, Tagung, Kiel, 15.–16. September 2016, von Pascal Andresen, Kiel .....	161
Kolloquien, Vorträge, Ausstellungen, Jubiläen .....	167
Buchbesprechungen .....	169
<i>Adel im 18. Jahrhundert</i> . Umriss einer sozialen Gruppe in der Krise, hg. von Gerhard AMMERER, Elisabeth LOBENWEIN und Martin SCHEUTZ, Innsbruck u.a. 2015 (Querschnitte, 28), von Julia Ellermann, Kiel .....	169

CREMER, Annette: Mon Plaisir. Die Puppenstadt der Auguste Dorothea von Schwarzburg Arnstat (1666-1751) zwischen Selbstzeugnis, Kunstkammerstück und höfischer Repräsentation, Weimar 2014 (Selbstzeugnisse der Neuzeit, 23), von Martin Fimpel, Wolfenbüttel .....	172
<i>The Emperor's House</i> . Palaces from Augustus to the Age of Absolutism, hg. von Jeffrey FEATHERSTONE, Jean-Michel SPIESER, Gülru TANMAN und Ulrike WULF-RHEIDT, Berlin u.a. 2015 (Urban spaces, 4), von Koen Ottenheim, Utrecht .....	174
<i>Festungen in Gärten – Gärten in Festungen</i> , hg. von Volker MENDE und Christian OTTERSBUCH, Regensburg 2015 (Festungsforschung, 9), von Christof Baier, Düsseldorf .....	176
GRULKOWSKI, Marcin: Najstarsze księgi miejskie Głównego Miasta Gdańska z XIV i początku XV wieku. Studium kodykologiczne [Die ältesten Bücher der Danziger Rechtsstadt vom 14. bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts. Kodikologisches Studium, Warszawa 2015 (Studia i materiały do dziejów kancelarii w Gdańsku [Studien und Quellen zur Geschichte der Kanzlei in Danzig], 1), von Anna Orłowska,, Warschau .....	179
HAGEN, Christian: Fürstliche Herrschaft und kommunale Teilhabe. Die Städte der Grafschaft Tirol im Spätmittelalter, Innsbruck 2015 (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchives, 38), von Alois Niederstätter, Innsbruck .....	181
HELLMANN, Ullrich: Architekt ohne Werk. Das Bauwesen im Kurfürstentum Mainz unter Johann Jakob Laurentius Schneider (1734–1805), Mainz 2015 (Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz, 40), von Christian Katschmanowski, Mainz .....	183
SCHMIDT, Andreas: „Bischof bist Du und Fürst“. Die Erhebung geistlicher Reichsfürsten im Spätmittelalter – Trier, Bamberg, Augsburg, Heidelberg (Heidelberger Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte, 22), von Andreas Bihrer, Kiel .....	186
<i>Vergessenes Burgenland Schleswig-Holstein</i> . Die Burgenlandschaft zwischen Elbe und Königsau im Hoch- und Spätmittelalter. Beiträge einer interdisziplinären Tagung in Kiel vom 20. bis 22. September 2013, hg. von Oliver AUGE, Frankfurt am Main u.a. 2015 (Kieler Werkstücke. Reihe A: Beiträge zur schleswig-holsteinischen und skandinavischen Geschichte, 42), von Jens Friedhoff, Braubach .....	189
Neuerscheinungen .....	195
Leitungskommission und Arbeitsstelle .....	213

## VORWORT

In Städten, gleich ob in Antike, Mittelalter oder Neuzeit, herrschte und herrscht bekanntermaßen eine ‚Kultur des Unterschiedes‘ – Lewis Mumford sprach mit Recht von „conflicting cultures, dissonant ways of life“ (The Culture of Cities, London 1938). So vielfältig die von uns untersuchten Residenzstädte sind, zumal mit ihren in die Urbanität eingeschlossenen oder sie überblendenden dauernden oder situativen höfischen Lebensformen, so facettenreich präsentieren wir, die Leitungskommission des Residenzstadt-Projektes der Göttinger Akademie der Wissenschaften, auch in diesem Jahr wieder unsere ‚Mitteilungen‘. Neben den zahlreichen Dissertations- und Habilitationsprojekten, Tagungsberichten und Rezensionen zu unseren Themenfeldern Stadt und Hof, Städtlichkeit und Höflichkeit in den Residenzstädten werden diesmal zwei wichtige wissenschaftliche Vorhaben aus Lehre und Forschung präsentiert. Konrad Adam, Mitglied der Leitungskommission des Residenzstadt-Vorhabens, stellt das neue, strukturierte Promotionsprogramm für Frühneuzeitforschung an der Universität Osnabrück ‚Wissensspeicher und Argumentationsarsenal. Funktionen der Bibliothek in den kulturellen Zentren der Frühen Neuzeit‘ vor. Das Promotionsprogramm ruht auf einer Kooperation zwischen dem ‚Interdisziplinären Institut für Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit‘ in Osnabrück und der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel und wird vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur mit zwölf Georg-Christoph-Lichtenberg-Stipendien gefördert. Peter-Michael Hahn und Thomas Fischbacher berichten über die Edition der beiden Handschriften der Stadtbeschreibung Berlins von Johann Heinrich Gerken (1714–1717), der ersten ihrer Art für die preußische Haupt- und Residenzstadt. Man darf gespannt darauf sein. Denn Gerken thematisiert exemplarisch in seinem Werk die „sich verändernde und oft auch halbdurchlässige Grenze zwischen höfischem und bürgerlichem Bereich“ (siehe unten S. 34), ein hochinteressanter Zwischenbereich im Verhältnis von Residenzstadt und Hof, der sich in der Überlieferung allerdings sehr selten abbildet.

Das Personal der Leitungskommission unterlag in diesem Jahr einigen Veränderungen. Ute Daniel, die seit den ersten Antragsskizzen dem Projekt angehörte, ist aus der Leitungskommission ausgeschieden, was wir sehr bedauern. Dafür wurde im Oktober Martina Stercken von der geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Klasse zum neuen Mitglied ernannt. Im Bereich des wissenschaftlichen Personals konnten auf Anregung der Akademie zusätzlich zu den zwei Doktorandenstellen noch drei Trainee-Stellen mit Doktorandinnen (Lisa Illing, Mirja Piorr und Johanna Rödger) besetzt werden, die an ihren einschlägigen projektspezifischen Dissertationen arbeiten und zugleich in Praktika die Berufswelt jenseits der Academia kennenlernen sollen. Neben der den Tag ausfüllenden Arbeit im Projekt, das zügig voranschreitet, wurden noch ein Atelier für Nachwuchswissenschaftler/innen durchgeführt (14.9.) und die Jahrestagung der ‚Internationalen Kommission für Städtegeschichte‘ in Kiel als Mitveranstalter (14.–17.9.) geschultert. Mit dem Erscheinen des Buches von Julia Ellermann ‚Zwang zur Barmherzigkeit‘ konnte die erste, im Residenzstadt-Projekt laufende Dissertation zu einem guten Ende gebracht werden. Auch die Ergebnisse unseres 1. Symposiums ‚Residenzstädte der Vormoderne‘ liegen seit Mitte November im Druck vor.

Und so schauen wir derart voller Erwartung ins Jahr 2017. In ihm werden die ersten Bände der Handbuchabteilungen im Manuskript abgeschlossen und in den Druck gehen, in ihm werden wir in Mainz unser 2. Symposium ‚Die Stadt im Schatten des Hofes?‘ veranstalten und manche anderen Publikationsvorhaben realisieren.

Es bleibt wie immer viel zu tun, und so wünsche ich Ihnen im Namen der Leitungskommission wie aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein glückliches und erfolgreiches neues Jahr.

*Gerhard Fouquet*

## AUS DER ARBEIT DER KOMMISSION

### 1. Alte Residenzen-Kommission

#### Digitales Handbuch der Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich

Die Arbeiten zur Onlinestellung der bislang nur in der Druckfassung vorliegenden Handbücher (Teile I–IV) durch die Göttinger Akademie der Wissenschaften in Kooperation mit der SUB Göttingen haben weitere Fortschritte gemacht. Das Portal kann ab sofort unter der Adresse <http://resikom.adw-goe.de> verwendet werden. Die künftigen Ergebnisse des Residenzstadtprojekts sollen in der von Jörg Wettlaufer (ehemals Mitarbeiter im Akademieprojekt „Hof und Residenz“, jetzt Koordinator für Digitalisierung an der Göttinger Akademie und Mitarbeiter des Göttingen Centre for Digital Humanities) erarbeiteten Internetpräsentation der Ergebnisse des Vorgängerprojekts nach Maßgabe derselben technischen Standards eingebunden werden.

Unterstützung erfahren die Arbeiten seit Juni durch Johanna Rödger, eine der drei seitdem im Projekt beschäftigten Trainees, die sich unter Anleitung von Jörg Wettlaufer durch Fortbildungsmaßnahmen und ein mehrwöchiges Praktikum im DFG-Projekt „Virtuelle Forschungsumgebung“ an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel im Team von Thilo Paul-Stüve das notwendige Basiswissen für den Digitalisierungsprozess erworben hat.

### 2. Neue Residenzen-Kommission

#### 2.1. Leitungskommission

Einstimmig hat die Leitungskommission auf ihrer letzten Sitzung am 14. September in Kiel die Historikerin Prof. Dr. Martina Stercken (Zürich) als neues Mitglied nominiert. Die geistes- und gesellschaftswissenschaftliche Klasse der Akademie hat Frau Stercken in ihrer Sitzung im Oktober ernannt.

#### 2.2. Veranstaltungen

Am 14. September fand in Kiel das 2. Atelier des Projekts zu dem Thema „Konflikt und Ausgleich. Möglichkeiten der Aushandlung in Residenzstädten der Vormoderne“ statt, zum Tagungsbericht von Mirja Piorr und Johanna Rödger siehe unten S. 157.

In Kooperation mit dem Projekt und dem Institut für Österreichische Geschichte fand im Anschluss an das Atelier und somit ebenfalls in Kiel vom 15. bis 16. September die erste einer Reihe von vier Tagungen der Internationalen Kommission für Städtegeschichte ([www.historiaurbium.org/](http://www.historiaurbium.org/) [25.10.2016]) zur Funktionalität städtischer Räume statt: „Soziale Funktionalitäten städtischer Räume im Wandel“. Zum Tagungsbericht von Pascal Andresen siehe unten S. 161.

Das 2. Symposium der Kommission wird sich vom 14. bis 16. September 2017 in Mainz dem Thema „Die Stadt im Schatten des Hofes? Bürgerlich-kommunale Repräsentation in Residenzstädten des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit“ widmen. Kooperationspartner ist die Akademie des Bistums Mainz.

Das 3. Symposium wird in Verbindung mit dem nächsten Atelier in Wittenberg in Kooperation mit der dortigen Reformationsgeschichtlichen Forschungsbibliothek unter deren neuem Leiter Matthias Meinhardt sowie Rainer C. Schwinges/Bern durchgeführt.

2.3. Mitteilungen der Residenzen-Kommission. NF: Stadt und Hof (MRK. NF)

Die MRK. NF 5 (2016) liegen hiermit vor.

2.4. Reihe Residenzenforschung. NF: Stadt und Hof

Unter dem Titel Residenzstädte der Vormoderne. Umriss eines europäischen Phänomens, hg. von Gerhard FOUQUET, Jan HIRSCHBIEGEL und Sven RABELER, Ostfildern 2016 (Residenzenforschung. Neue Folge: Stadt und Hof, 2) liegen die Ergebnisse des 2. Symposiums des Projekts vom September 2014 nunmehr seit November vor – siehe auch unten S. 211.

Die Publikation der Dissertation von Julia Ellermann (geb. Brenneisen), ehemals Doktorandin im Projekt, ist im Oktober erschienen: Zwang zur Barmherzigkeit? Ausdruck und Vermessung herrschaftlicher Spielräume im Umgang mit Armut in mecklenburgischen Residenzstädten (1750–1840) – Eine argumentationsgeschichtliche Annäherung, Ostfildern 2016 (Residenzenforschung. Neue Folge: Stadt und Hof, 3) – siehe auch unten S. 212.

Die Publikation der Tagung „Soziale Funktionalitäten städtischer Räume im Wandel“, Kiel, 15.–16. September 2016, wird in der Reihe des Projekts erfolgen.

Die Publikation der in Kooperation mit dem Projekt durchgeführten Tagung „Bischofsstadt ohne Bischof? Präsenz, Interaktion und Hoforganisation in bischöflichen Städten des Mittelalters (1300–1600)“, Kiel, 17.–19. September 2015, befindet sich weiter in Vorbereitung.

2.5. Projektarbeit

Trainees

Im Rahmen eines von der Göttinger Akademie initiierten Qualifizierungsprogrammes arbeiten seit Juni drei sog. Trainees im Projekt. Die Tätigkeit der Trainees ist bestimmt durch die Gelegenheit, ein Praktikum zu absolvieren, an der Projektarbeit teilzunehmen und sich der eigenen wissenschaftlichen Qualifikation zu widmen.

Lisa Illing, Mainz, wird ihr Praktikum im musealen Bereich im nächsten Jahr leisten. Frau Illing hat einen Handbuchartikel aus der Abt. III,2 übernommen. Ihr Dissertationsprojekt behandelt eine kunsthistorische

Thematik: „Kleine Erwachsene? Funktionen und Wechselbeziehungen höfischer und bürgerlicher Kinderporträts in der Frühen Neuzeit“.

Mirja Piorr, Kiel, hat ihr Praktikum im Geschäftsbereich Forschung der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel in den Referaten Forschungsförderung National und Forschungsförderung EU und International absolviert. Im Rahmen der Projektarbeit hat Frau Piorr einen Handbuchbeitrag aus der Abt. II,2 übernommen. Ihr Dissertationsprojekt trägt den Arbeitstitel „Odense, Kolding und Schleswig. Die wirtschaftliche Verflechtung von Hof und Residenzstadt im Königreich Dänemark (1481–1571)“.

Johanna Rödger, Kiel, absolvierte ihr Praktikum im Rechenzentrum der Kieler Universität, um Kompetenzen für die künftige Digitalisierung der Ergebnisse des Projekts zu erwerben – siehe auch oben unter 1. Ihr Dissertationsprojekt gilt dem Thema „Christopher Mont – Ein Diplomat in englischen Diensten zwischen Reichsfürsten und Städten“.

#### Doktoranden

Pascal Andresen, Kiel (Prof. Mörke/bis 31.3.2018, danach wird die Stelle mit Johanna Rödger besetzt) betreibt ein Dissertationsprojekt unter dem Titel „Jüdischer Einfluss beim herrschaftlichen und wirtschaftlichen Ausbau Potsdams und Kleves zu Residenzstädten (1614–1795/1806)“. Zudem arbeitet er an einem Handbuchbeitrag aus der Abt. II,2.

Manuel Becker, Kiel (Prof. Fouquet/bis 31.12.2017, dann wechselt die Stelle antragsgemäß zu Prof. Müller nach Mainz), hat zwei Handbuchbeiträge der Abt. II,1 abgeschlossen. Sein Dissertationsprojekt trägt den Arbeitstitel „(Residenz-)Städte im Umgang mit fürstlichen Herrschaftsansprüchen. Konflikte zwischen Herrschaft und Gemeinde am Beispiel welfischer Orte (1490–1570)“.

#### Abteilungen

In Abt. I sind die redaktionellen Arbeiten am ersten Band „Der Nordosten des Alten Reichs“, der 199 Artikel umfassen wird, weit fortgeschritten. Die Publikation ist für 2018 vorgesehen. Für die bislang geplanten 133 Artikel des zweiten Bandes „Der Nordwesten des Alten Reiches“ konnten bislang 57 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gewonnen werden und es liegen bereits 23 Artikel vor. Vorbereitende Arbeiten für den dritten und vierten Band zum Südwesten und zum Südosten wurden fortgeführt.

Ebenfalls vor dem Abschluss stehen die Arbeiten an den exemplarisch-analytischen Residenzstadtbeiträgen der Abt. II,1 (Gemeinde, Gruppen und soziale Strukturen in Residenzstädten) und III,1 (Repräsentationen sozialer und politischer Ordnungen in Residenzstädten).

## 2.6. Internetpräsentation

Die online angebotene und regelmäßig aktualisierte Bibliographie verzeichnet nun ohne diejenigen in den Neuerscheinungen der vorliegenden Mitteilungen notierten 6068 Titel, erreichbar ist sie unter:

<http://adw-goe.de/forschung/forschungsprojekte-akademienprogramm/residenzstaedte/onlinebibliographie-residenzstaedte/>.

Der Veranstaltungskalender als eigenständige Rubrik ist erreichbar unter:

<http://adw-goe.de/forschung/forschungsprojekte-akademienprogramm/residenzstaedte/veranstaltungen/>.

## 2.7. Kommissionssitzung

Die nächste Sitzung der Kommission findet im Rahmen des zweiten Symposiums in Mainz am 15. September 2017 statt.

*Gerhard Fouquet, Jan Hirschbiegel*

# PROJEKTVORSTELLUNGEN

## **Wissensspeicher und Argumentationsarsenal Funktionen der Bibliothek in den kulturellen Zentren der Frühen Neuzeit – ein Strukturiertes Promotionsprogramm**

WOLFGANG ADAM\*

### **1. Einrichtung und Organisation**

Im April 2015 wurde an der Universität Osnabrück der strukturierte Promotionsstudiengang ‚Wissensspeicher und Argumentationsarsenal. Funktionen der Bibliothek in den kulturellen Zentren der Frühen Neuzeit‘ eröffnet, den das Interdisziplinäre Institut für Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit (IKFN) und die Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (HAB) gemeinsam durchführen. Das Promotionsprogramm wird vom Land Niedersachsen gefördert; den Antrag auf Förderung hatten 2013 die damaligen Direktoren der beiden Institutionen, Prof. Dr. Wolfgang Adam und Prof. Dr. Helwig Schmidt-Glintzer, gestellt. An dem interdisziplinär angelegten Projekt nehmen dreizehn HochschullehrerInnen aus Osnabrück und Frau Prof. Ulrike Gleixner sowie weitere Frühneuzeit- und BibliotheksexpertInnen aus der HAB teil. Beteiligt sind folgende Fächer:

- Geschichte (Geschichte der Frühen Neuzeit),
- Germanistik (Literatur der Frühen Neuzeit/Mediävistik),
- Romanistik (Französisch, Italienisch, Spanisch),
- Anglistik (Englische Literaturwissenschaft, Amerikanische Literatur- und Kulturwissenschaft),
- Latinistik (einschließlich Neulatein),
- Kunstgeschichte,
- Musikwissenschaft,
- Katholische Theologie,
- Evangelische Theologie.

Das Niedersächsische Ministerium für Wissenschaft und Kultur (MWK) stellt für den Zeitraum von drei Jahren zwölf Georg-Christoph-Lichtenberg-Stipendien zur Verfügung, die inzwischen von einer gemeinsam besetzten Kommission vergeben worden sind. Zu Sprechern bzw. deren Stellvertretern wurden die jeweiligen DirektorInnen beider Institutionen gewählt.

Die Einrichtung eines strukturierten Promotionsprogramms, getragen von einer Universität und einer außeruniversitären Einrichtung, bedeutet eine Innovation in der frühneuzeitlichen Forschung, die in Niedersachsen einen exponierten Rang einnimmt, wie die 2014 erschienene Dokumentation ‚Mittelalter- und Frühneuzeitforschung‘ belegt. Das neue Projekt knüpft an eine seit Jahrzehnten bewährte und auch vertraglich

\* Prof. Dr. Wolfgang Adam, Universität Osnabrück, Interdisziplinäres Institut für Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit, Lehrstuhl für Deutsche Literatur der Frühen Neuzeit im europäischen Kontext, Neuer Graben 19/21, D-49074 Osnabrück, E-Mail: wadam@uni-osnabrueck.de.

abgesicherte Kooperationen zwischen dem IKFN und der HAB an. Hier ist zum Beispiel an die langjährige Mitarbeit von Osnabrücker Frühneuzeitforschern im ‚Internationalen Arbeitskreis für Barockforschung‘ der HAB zu erinnern oder an die Leitung zweier internationaler Wolfenbütteler Barockkongresse durch Mitglieder des IKFN. Vor allem ist die enge Zusammenarbeit dokumentiert durch das vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst geförderte Projekt ‚Obrigkeitskritik und Fürstenberatung. Die Oberhofprediger in Braunschweig-Wolfenbüttel 1570–1714‘, dessen mehrbändige Publikationen seit 2014 vorliegen.

## 2. Grundidee des Projektes

Von dem italienischen Kulturhistoriker Umberto Eco stammt die frappierende Feststellung, dass eine Bibliothek viel mehr sei als eine Sammlung von Büchern: sie bildet nach Eco einen lebendigen Organismus mit einem autarken Eigenleben („un organismo vivente con una vita autonoma“). William H. Sherman, Experte der Buchkultur der Renaissance, gebraucht die Formulierung der „living library“ und spielt damit auf die komplexen in einer Bibliothek stattfindenden Interaktionen zwischen Buch und Leser an. Alain Dierkens spricht in seinem Beitrag ‚Les humanistes et leur bibliothèque‘ von einem „organisme vivant“, wenn er Bibliotheken als Schauplatz konkurrierender Konzeptionen unterschiedlicher kultureller Modelle bezeichnet. Auf dieses *dynamische Element* in einer auf den ersten Blick statischen Institution wie der Bibliothek konzentriert sich das Erkenntnisinteresse des gemeinsamen Promotionsprogramms.

Eine Büchersammlung, die den Namen Bibliothek verdient, ist immer mehr als eine zufällige Anhäufung von Büchern. In der Regel entsteht eine Bibliothek über einen langen Zeitraum von Jahren und befindet sich in einem permanenten dynamischen Prozess. Im Laufe dieser Genese können die Bestände einer Bibliothek erweitert – sie wachsen – oder durch Entfernung, Eliminierung, durch Zensur und Zerstörung verringert, ja zerstört werden. In Bewegung sind aber nicht nur die Bestände einer Bibliothek, sondern auch ihr Inhalt, der sich mit jedem neu hinzugekommenen oder entfernten Buch verändert. Bibliotheken sind neben Archiven und Museen exponierte Institutionen des kulturellen Gedächtnisses, in denen die Wissensbestände vergangener Epochen konserviert sind. Durch Bücher werden die Ausgangspunkte für Kontroversen von epochaler Bedeutung (zum Beispiel konfessionelle und soziale Spannungen, Argumentationsverschiebungen in der Legitimation von Herrschaft) sowie angebotene – gelungene und gescheiterte – Lösungsmöglichkeiten historischer Konflikte dokumentiert. Als privilegierter Teil der kulturellen Ordnungsstruktur in gesellschaftlichen Systemen lassen sich an den Beständen einer Bibliothek Veränderungen in eben diesen Strukturen – kontinuierliche Entwicklungen ebenso wie Um- und Abbrüche – erforschen. Man kann eine Bibliothek als ein schier unendliches ideengeschichtliches Reservoir betrachten, in dem die Gravitationskräfte kultureller Identität, Memoria (Erinnern und Bewahren) und Lethe (Vergessen und Verdrängen), in einem antagonistischen Verhältnis zueinander stehen.

Diese Reservoirs sind häufig verbunden mit den kulturellen – höfischen, städtischen, kirchlichen – Zentren einer Region. Die Etablierung solcher Institutionen ist Teil der Legitimationsstrategien von Herrschaft in der Frühen Neuzeit. Im höfischen

Bereich dokumentiert die Anlage von Bibliotheken und Kunstkammern den Machtanspruch einzelner Dynastien. Prachtvolle Ausstattung von Bibliotheksräumen und die Sammlung von Zimelien dienen der Repräsentation geistlicher und weltlicher Fürsten. Seit Luthers reformatorischer Programmschrift ‚*An Burgermeyster vnd Radherrn allerley stedte ynn Deutschen landen*‘ (1524) gehört die Anlage von „guten Librareien oder Bücherhäusern“ zu den Hauptaufgaben einer kommunalen Gemeinschaft. Im konfessionellen Zeitalter werden Bibliotheken als „geistige Rüstkammern“ – als Arsenale von Argumenten – gesehen, die Material für die religiöse Auseinandersetzung mit den Gegnern liefern. Dabei kann das 2012 am IKFN erarbeitete ‚Handbuch kultureller Zentren der Frühen Neuzeit‘ (herausgegeben von Wolfgang Adam und Siegrid Westphal) als Ausgangsbasis für das avisierte Forschungsprogramm des Promotionsstudiengangs betrachtet werden. In jedem der 51 Artikel zu den Residenzen und urbanen Knotenpunkten des Alten Reichs wird unter der Rubrik „Wissensspeicher“ konkret die Situation der bibliothekshistorischen Überlieferung beschrieben.

### 3. Die Themen der Dissertationen

Folgende zwölf Dissertationsthemen wurden vergeben, bei den Themenformulierungen handelt es sich um Arbeitstitel:

- Bosch, Isabelle: Die Rezeption frühneuzeitlicher Frauenliteratur in den Bibliotheken brandenburg-preußischer Prinzessinnen des 18. Jahrhunderts.
- Gietkowski, Katharina: Die Kunstliteratur in der Sammlung von Herzog Anton Ulrich (1633–1714) in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel.
- Grißmann, Hanne: Die Bibliothek im Buch. Mittelniederdeutsche Gebetbücher aus den Augustiner-Chorfrauenstiften Marienberg (bei Helmstedt) und Heiningen (bei Wolfenbüttel).
- Jensch, Katja: Die Bibliothek des Wismarer Tribunals und ihre Funktionen für die Rechtsprechung unter besonderer Berücksichtigung der Leibeigenschaftsprozesse.
- Koitz, Katharina: Dissente Körper. Die Metaphorik des Kranken in Exempelsammlungen aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.
- Lingnau, Anna: Die Privatbibliothek des Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Cantz (1654–1699) im Spiegel des politischen und kulturellen Klimas am Hofe des Großen Kurfürsten.
- Schlingmann, Tobias: *Hispanica Guelpherbytana* – Spanisch-deutscher Kulturtransfer im *Siglo de Oro*.
- Schmiegelt-Unland, Maria: Die Privatbibliothek des Freiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg.
- Schole, Rieke: Das Bekenntnis zur Lehre vom Abendmahl im Spiegel von Lese Spuren.
- Tarantino, Marco: Hartmann Schedels astrologische Manuskripte.
- Vogl, Christine Maria: Lesen, Exzerpieren, Schreiben. Zur Bedeutung von Bibliotheken und Quellen für die Genese von Lessings *Laokoon*-Projekt.
- zur Lage, Julian: Die Welt in Büchern. Bibliotheken als Orte globalen Wissens im 18. Jahrhundert.

#### **4. Studienprogramm**

Die Universität Osnabrück fungiert als Hauptstandort für die StipendiatInnen, die hier ihren Arbeitsplatz mit der notwendigen technischen Ausstattung haben. Für die DoktorandInnen ist ein dreimonatiger Forschungsaufenthalt an der HAB verpflichtend, der bei Bedarf verlängert werden kann. Bei Arbeitsaufenthalten in Wolfenbüttel hilft die HAB bei Unterbringungsmöglichkeiten in ihren Gästehäusern und stellt Arbeitsplätze zur Verfügung. Zur Intensivierung der Betreuung der Dissertationen wurde in jedem Einzelfall ein Dreier-Team gebildet, dem außer den beiden als Erst- und Zweitgutachter vorgesehenen HochschullehrerInnen je eine ExpertIn aus dem wissenschaftlichen Mitarbeiterstab der HAB angehören.

Der Mehrwert dieser Kooperation für die StipendiatInnen des Promotionsstudiengangs ist beträchtlich: Sie sind DoktorandInnen an einem Universitätsinstitut, das sich der geisteswissenschaftlichen Grundlagenforschung widmet, und haben gleichzeitig einen privilegierten Zugang zu den Beständen einer der bedeutendsten Bücher- und Handschriftensammlungen der Frühen Neuzeit. Sie profitieren von der fachlichen Kompetenz der an der HAB tätigen WissenschaftlerInnen zur Handschriftenkunde, Bibliothekswissenschaft und Frühneuzeitforschung, zudem können sie an dem wissenschaftlichen Programm dieser international renommierten Forschungseinrichtung teilnehmen. Die Kolloquien, bei denen die DoktorandInnen über den Stand ihrer Arbeit berichten, finden in regelmäßigen Abständen in Osnabrück und Wolfenbüttel statt. Eine von beiden Institutionen konzipierte Ringvorlesung zu dem Leitthema des Promotionsstudiengangs findet seit dem Sommersemester 2015 am IKFN statt.

#### **Einführungsvorlesungen (Sommersemester 2015)**

- Prof. Dr. Dirk Werle (Leipzig/Berlin): Labbés Exempel. Bibliothecae fictae des 17. Jahrhunderts (20.05.2015).
- Prof. Dr. Helga Meise (Reims): Bücher und Handlungsspielräume fürstlicher Frauen in der Frühen Neuzeit – Frauenzimmer, Schloss, Bibliothek (27.05.2015).

#### **Ringvorlesung: Die Bibliothek als Raum von Ideen (Wintersemester 2015/16)**

- Dr. Jill Bepler (HAB): Das Buch im Alltag der Fürstin um 1600 (21.10.2015).
- Prof. Dr. Rosmarie Zeller (Basel): Die virtuelle Bibliothek des Nürnberger Patriziers Georg Philipp Harsdörffer als Grundlage einer neuen Wissenskultur (25.11.2015).
- Dr. Jörn Münkner (HAB): Fanatische Bücher. Die dissidente Bibliothek des Benedikt Bahnsen (16.12.2015).
- Prof. Dr. Helmut Zedelmair (LMU München/Halle): Bücher über Bücher. Zur Informationsverarbeitung im 16. Jahrhundert (20.01.2016).

#### **Ringvorlesung: Organisiertes Wissen. Praktiken und Institutionen in der Frühen Neuzeit (Sommersemester 2016)**

- Prof. Dr. Markus Friedrich (Hamburg): Archive in der Frühen Neuzeit (20.04.2016).
- Prof. Dr. Elisabeth Décultot (Halle): Handgeschriebene Bibliotheken als Wissensspeicher. Vom Umgang mit Exzerpten im 18. Jahrhundert (01.06.2016).
- Prof. Dr. Dietrich Erben (TU München): Bibliotheksbauten in der Frühen Neuzeit (29.06.2016).

Das von IKFN und HAB gemeinsam entwickelte Studienprogramm ist bewusst flexibel und weitmaschig angelegt, um den StipendiatInnen einen möglichst großen zeitlichen Freiraum zur selbständigen Arbeit in der HAB und anderen Archiven oder Bibliotheken zu ermöglichen. Ziel des Graduiertenkollegs ist es, die StipendiatInnen in die Lage zu versetzen, in ihren Dissertationen originelle kultur- und ideengeschichtliche Fragestellungen ausgehend von den reichen Beständen der HAB an bisher unerforschtem Quellenmaterial zu erproben. Nach Abschluss der Promotion sollten die AbsolventInnen als gut ausgebildete Frühneuzeit-ExpertInnen qualifiziert sein für anspruchsvolle Tätigkeiten in Bereichen der Forschung und Wissensvermittlung.



# Der erste ‚Baedeker‘ von Berlin

## Die Stadtbeschreibung von Johan Heinrich Gerken 1714–1717

PETER-MICHAEL HAHN und THOMAS FISCHBACHER \*

Gemeinhin übersteigt die rein archivalische Überlieferung das Wissen, welches zu einem bestimmten Sachverhalt im Druck festgehalten wurde, um ein Vielfaches. Doch ist deswegen noch lange nicht alles publikationswürdig, was lediglich archivalisch erhalten ist. Vielmehr bedarf es einer Reihe weiterer Kriterien, um die Druckwürdigkeit von Archivalien festzustellen. Als wichtigstes Kriterium wäre zunächst deren Neuigkeitswert zu bestimmen: Ergänzt oder korrigiert sie unser bisheriges Wissen wesentlich?

Diese Frage ist uneingeschränkt für die Handschriften zu bejahen, deren erstmalige Edition das primäre Ziel des hier vorgestellten Vorhabens ist: Zwei von Johan Heinrich Gerken verfasste Beschreibungen der Stadt Berlin. Die erste ist vom Autor auf dem Titelblatt als *Concept* bezeichnet, als Entstehungszeitraum sind die Jahre von 1714 bis 1716 angegeben. Das Manuskript umfasst 150 meist doppelseitig beschriebene Blätter im Folioformat<sup>1</sup>. Noch weit umfangreicher ist die zweite Handschrift, die 189 überwiegend doppelseitig beschriebene Blätter im selben Format zählt<sup>2</sup>. Die Erweiterung und Aktualisierung in der zweiten Handschrift, im Folgenden kurz *Beschreibung* genannt, dürfte 1717 abgeschlossen worden sein. Dies ist aus dem Vergleich derselben Ereignisse in den beiden Handschriften zu schließen<sup>3</sup>.

Gerken beschreibt die Haupt- und Residenzstadt Berlin so ausführlich wie kein Autor vor ihm. Die jeweiligen Umfänge der seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges entstandenen Texte vermitteln solches eindrücklich<sup>4</sup>: Matthias Zeiller handelte die Stadt 1652 auf etwas weniger als drei Folioseiten ab<sup>5</sup>. Louis Coulon bot 1654 im Oktavformat gerade einmal eine halbe Seite auf Französisch<sup>6</sup>. Der Bericht über den Aufenthalt von Markgraf Christian Ernst in Berlin-Cölln 1657 erstreckte sich auf weniger als eine Quartseite, wobei hier nur Höflinge und nicht die Stadt selbst Erwähnung finden<sup>7</sup>. 1658 wurde Berlin im Städtebuch von Abraham Saur und Hermann

\* Prof. Dr. Peter-Michael Hahn und Dr. Thomas Fischbacher, Universität Potsdam, Historisches Institut, Lehrstuhl für Landesgeschichte mit dem Schwerpunkt Brandenburg-Preußen, Am Neuen Palais 10, D-14469 Potsdam, E-Mail: pmhahn@uni-potsdam.de, fischbac@uni-potsdam.de.

1 Landesarchiv Berlin (im Folgenden: LAB), F Rep. 237 Nr. 7.

2 LAB, F Rep. 237 Nr. 8.

3 Vgl. etwa die Erwähnung des 1715 verstorbenen Bürgermeisters Kornmesser: LAB, F Rep. 237 Nr. 7, Bl. 90v (*im verwichenen Jahr*), LAB, F Rep. 237 Nr. 8, Bl. 124r (*vor 2 Jahren*).

4 Vgl. BOLTE, Johannes: Eine Reise zweier württembergischer Prinzen nach Berlin im Jahr 1613, in: Märkische Forschungen 20 (1887) S. 13–29, hier S. 13f., Anm. 1.

5 Zeiller, Martin: Topographia Electoratus Brandenburgici [...], Kassel 1965 [Faksimile der Ausgabe Frankfurt/M. 1652] (Topographia Germaniae, 16), S. 26–29.

6 Coulon, Louis: Le fidèle Conducteur pour le voyage d'Allemagne [...], Paris 1654, S. 149.

7 Birken, Sigmund von: HochFürstlicher Brandenburgischer Ulysses: oder Verlauf der Länder-Reise/ Welche [...] Christian Ernst/ Marggraf zu Brandenburg [...] Durch Teutschland/ Frankreich/ Italien und die Niderlande/ Auch nach den Spanischen Frontier/ Hochlöblichst verrichtet [...], Bayreuth 1669, S. 22f.

Adolph Authes ebenfalls im Quartformat auf lediglich einer Seite genannt<sup>8</sup>. 1667 notierte der reformierte Pfarrer Friedrich Lucä auf seinem Weg durch die Doppelstadt Berlin/Cölln eine knappe Folioseite<sup>9</sup>. Seine Reise zu den protestantischen Höfen des Reiches führte den Franzosen Samuel Chappuzeau 1669 auch nach Berlin, wobei er von der Stadt selbst nur en passant berichtet, sein hauptsächliches Anliegen war die Schilderung des Hofes auf den 49 Quartseiten<sup>10</sup>. Ebenfalls auf Französisch ist der 1673 erstmals aufgelegte Reisebericht von Charles Patin, der in seiner Ausgabe von 1695 auf sieben Oktavseiten im Wesentlichen nur das Schloss und die wichtigsten Personen des Hofes beschreibt<sup>11</sup>. Eine 1673 von Johann Arnhold von Brand unternommene Reise erwähnt die Stadt Berlin nur auf einer knappen Oktavseite<sup>12</sup>. Adam Ebert widmete seinem Aufenthalt 1680 in Berlin über fünf Oktavseiten, dabei schilderte er jedoch nicht die Stadt selbst<sup>13</sup>. 1681 verfasste William Nicolson über Berlin in englischer Sprache eine viertel Seite im Großfolio<sup>14</sup>. Der in Berlin ansässige Christoph Hendreich belehrte 1682 seine Leser auf etwas mehr als neun unpaginierten Duodezseiten über die Doppelstadt<sup>15</sup>. Im Umfeld des Reichsfreiherrn Dodo II. zu Inn- und Knyphausen entstand 1683 der Bericht seines Aufenthalts in Berlin auf rund elf Folioseiten, welche hauptsächlich die Sitten bei Hof schildern und erst in jüngerer Zeit ediert wurden<sup>16</sup>. Jacobus Tollius besuchte 1687 die Residenz und berichtete in Latein vor allem von den antiken Schätzen aus der kurfürstlichen Sammlung auf zehn Quartseiten, denen Heinrich Christian von Hennin im Anschluss noch zwölf Seiten mit Anmerkungen zum selben Thema widmete<sup>17</sup>. Im gleichen Jahr 1687 publizierte Gre-

8 Saur, Abraham: Stätte-Buch [...] Verfaßt und fortgesetzt durch Hermann-Adolphum Authes, Frankfurt/M. 1658, S. 128.

9 KÜGLER, Hermann: Eine Schilderung Berlins aus der Zeit des Großen Kurfürsten, in: Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Berlins 51,2 (1934) S. 38–40.

10 Chappuzeau, Samuel: *L'Allemagne protestante ou relation nouv. d'un voyage aux cours des Electeurs et des Prince Protestants de l'Empire en 1669*, Genève 1671, S. 411–445.

11 Patin, Charles: *Relations Historiques Et Curieuses De Voyages, En Allemagne, Angleterre, Hollande, Boheme, Suisse [...]*, Amsterdam 1695, S. 205–211.

12 Brand, Johann Arnhold von: *Reisen/ durch die Marck Brandenburg/ Preussen/ Churland/ Liefeland/ Pleßcovien/ Groß-Naugardien/ Tweerien und Moscovien [...]* Alles nachgesehen; und mit nöthigen Übersetzungen/ Anmerkungen und Kupfferstücken gezieret und vermehret [...] Durch Henrich-Christian von Hennin [...], Wesel u.a. 1702, S. 288 und 307f.

13 Apronius, Aulus [= Ebert, Adam]: *Reise-Beschreibung, von Villa Franca Der Chur-Brandenburg durch Teutschland, Holland und Braband, England, Franckreich [...]*, Villa Franca [= Frankfurt/O.] 1723, S. 545–550.

14 Nicolson, William: *The English Atlas, Bd. 2: The Description of Part of the Empire of Germany*, Oxford 1681, S. 89f.

15 Hendreich, Christoph: *Derer/ die Marck zu Brandenburg betreffende Sachen [...]*, Berlin 1682.

16 Einmal Emden-Berlin und zurück im Frühjahr 1683. Die Reise des Reichsfreiherrn Dodo II. zu Innhausen und Knyphausen auf Lütetsburg in Ostfriesland als Präsident der Ostfriesischen Landstände im Frühjahr 1683 nach Berlin an den Hof des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, berichtet von einem ungenannten Begleiter, aus dem Französischen übersetzt und mit einem Kommentar versehen von Ingeborg NÖLDEKE, Berlin 1989 (Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, 64), S. 27–32.

17 Tollius, Jacobus: *Epistolae Itinerariae ex Auctoris Schedis Postumis Recensitae, Suppletæ, Digestæ; Annotationibus, Observationibus & Figuris adornatæ, cura & studio Henrici Christiani Henninii*, Amsterdam 1700, S. 40–62.

gorio Leti auf Italienisch eine Schilderung von Berlin/Cölln auf elf Quartseiten<sup>18</sup>. 1688 besuchte der Architekt Nicodemus Tessin die Stadt und schilderte dazu seine Eindrücke, sie sind erst Anfang des 19. Jahrhunderts im Druck erschienen und umfassen etwa eine Seite im Quartformat<sup>19</sup>. Fra Alessandro Bichi berichtete 1696 gleichfalls auf Italienisch über Berlin und seinen Hof auf rund 20 Oktavseiten, publiziert wurde das Journal jedoch erst zwei Jahrhunderte später<sup>20</sup>. 1695, 1701 und 1705 besuchte ein weiterer Architekt, Christoph Pitzler, die Stadt und notierte die wichtigsten Baulichkeiten auf 47 Quartseiten in Wort und Bild. Dieser Berlin betreffende Teil seines Reisetagebuchs wurde vor wenigen Jahren erstmals ediert<sup>21</sup>. 1705 veröffentlichte John Toland auf Englisch eine Relation von seinem Aufenthalt in Berlin, die 1706 auch auf Deutsch erschien und sich auf rund 17 Oktavseiten nur sehr ausgewählten Orten widmet, weitere 18 Seiten bilden den Nachdruck der Statuten der königlichen Ritter-Akademie<sup>22</sup>. In den Jahren 1706 und 1708 weilte der Architekt Christian Friedrich Gottlieb von dem Knesebeck in der Stadt und notierte seine Eindrücke auf zehn Oktavseiten, sie wurden erst jüngst publiziert<sup>23</sup>. Ein anonymes Venezianer besuchte 1708 Berlin, sein im Original 17 Duodezseiten umfassender Bericht erschien auf Italienisch und in deutscher Übersetzung in jüngerer Zeit<sup>24</sup>. Peter Ambrosius Lehmann gab 1709 auf rund drei Duodezseiten für Reisende das Wichtigste zur Stadt an<sup>25</sup>. Paul Ludolph Berckenmeyer widmete Berlin 1709 weniger als eine Seite im Duodezformat<sup>26</sup>, bei der vierten Auflage 1712 waren es dann fast drei Seiten<sup>27</sup>. 1710 lieferte Paul Jacob

18 Leti, Gregorio: *Ritratti storici, politici, chronologici e genealogici della Casa serenissima, & elettorale di Brandeburgo*, Bd. 1, Amsterdam 1687, S. 67 und 332–342.

19 Tessin, Nicodemus: *Studieresor I Danmark, Tyskland, Holland, Frankrike och Italien*, hg. von Osvald SIRÉN, Stockholm [1914], S. 227f.

20 BANDINI-PICCOLOMINI, Francesco: *Berlino e la sua corte 1696* [Dalle memorie del Alessandro Bichi], Firenze 1888; *Berlin und sein Hof im Jahre 1696. Reiseerinnerungen des Fra Alessandro Bichi aus Siena*, in: *Die Grenzboten* 50,1 (1891) S. 20–30 und 71–81.

21 *Berliner Baukunst der Barockzeit. Die Zeichnungen und Notizen aus dem Reisetagebuch des Architekten Christoph Pitzler (1657–1707)*, hg. von Hellmut LORENZ, Berlin 1998.

22 Toland, John: *An account of the courts of Prussia and Hanover; Sent to a minister of state in Holland*, London 1705; Ders.: *Relation von den Königlichen Preußischen und Chur=Hannoverschen Höfen an einen vornehmen Staats=Minister in Holland überschrieben. Aus dem Englischen ins Teutsche übersetzt*, Franckfurt 1706, S. 14–31 und 53–71.

23 HINTERKEUSER, Guido: *Berlin 1706 und 1708. Die Stadt, ihr Schloss und der Münzturm in Beschreibung und Zeichnungen des mecklenburgischen Architekten Christian Friedrich Gottlieb von dem Knesebeck*, in: *Stadtpläne von Berlin. Geschichte vermessen*, bearb. von Andreas MATSCHENZ, Berlin 2006 (Schriftenreihe des Landesarchivs Berlin, 10), S. 71–90.

24 Anonimo Veneziano: *Eine Deutsche Reise Anno 1708. Mit 111 zeitgenössischen Bildern*, hg., übersetzt und kommentiert von Irene SCHRATTENECKER, Innsbruck 1999, S. 110–133.

25 Lehmann, Peter Ambrosius: *Die Vornehmsten Europäischen Reisen, Wie solche durch Teutschland, Franckreich, Italien, Holl- und Engeland, Dännemarck und Schweden, Vermittelst der dazu gefertigten Reise-Carten, nach den bequemsten Post-Wegen anzustellen, und was auff solchen curieuses zu bemercken [...]*, Hamburg 1709, S. 50–53.

26 Berckenmeyer, Paul Ludolph: *Vermehrter curieuser Antiquarius, Das ist: Allerhand auserlesene Geographische und Historische Merckwürdigkeiten [...]*, Hamburg 1709, S. 322–323.

27 Berckenmeyer, Paul Ludolph: *Vermehrter curieuser Antiquarius, Das ist: Allerhand auserlesene Geographische und Historische Merckwürdigkeiten [...]*, 4. Aufl., Hamburg 1712, S. 574–577.

Marperger auf sieben Oktavseiten eine Darstellung der Stadt<sup>28</sup>. Kaspar Abel veröffentlichte 1711 einen Bericht von sieben Oktavseiten<sup>29</sup>. 1713 schließlich publizierte Gottfried Kade auf 39 Oktavseiten die Beschreibung nur eines Stadtteils von Berlin, der Friedrichstadt<sup>30</sup>.

Abgesehen von einigen noch kürzeren oder nur verstreut zu findenden Eintragungen<sup>31</sup> stellt diese Aufzählung annähernd vollständig die im Druck festgehaltene Überlieferung dar, welche Berlin in seinem Zustand seit 1648 beschreibt, bis zwischen 1714 und 1717 Johan Heinrich Gerken sein Werk zur Stadt verfertigt. Schon sein kürzeres *Concept* übertrifft mit etwas mehr als 297 beschriebenen Folioseiten die aufgeführten Drucke um ein Vielfaches. Dieser signifikante quantitative Unterschied geht einher mit ganz entscheidenden qualitativen Verbesserungen, die gegenüber den zitierten Drucken bestehen. Die qualitativen Fortschritte hängen nicht zuletzt damit zusammen, dass Gerkens Schrift überhaupt die erste ist, die ausschließlich der ganzen Stadt Berlin gewidmet ist.

Hinzu kommt, dass in vielen Druckwerken die Beschreibung Berlins schlicht nur aus älteren Drucken übernommen wurde und somit ein längst überholtes Bild vermittelt, denn die Stadt war seit dem Dreißigjährigen Krieg starken Veränderungen unterworfen gewesen: Sie hatte unter anderem eine Befestigung erhalten und war um mehrere Vorstädte vergrößert worden, die Einwohnerzahl hatte sich von circa 6 000 im Jahr 1648 auf rund 57 000 (inklusive Garnison) im Jahr 1709 fast verzehnfacht<sup>32</sup>.

28 Marperger, Paul Jacob: Kurzgefasst geographische, historische und mercatorische Beschreibung aller derjenigen Länder und Provintzien welche den königlich preußischen und chur=brandenburgischen Scepter in Deutschland unterworffen [...], Berlin 1710, S. 7–14.

29 Abel, Kaspar: Preußische und Brandenburgische Staats-Geographie [...], Bd. 1, Leipzig u.a. 1711, S. 181–188.

30 Kade, Gottfried: Gesammlete Merckwürdigkeiten von der Königl. Preußischen und Chur=Fürstl. Brandenburgischen Residentz Fridrichs=Stadt [...], Berlin 1713.

31 Theatrum Europaeum [...] 1–16 (1664–1717); Beger, Lorenz: Thesaurus Brandenburgicus Selectus [...], 3 Bde., Berlin 1696–1701.

32 Vgl. Süßmilch, Johann Peter: Der königlichen Residentz Berlin schneller Erbauung in zweyen Abhandlungen erwiesen, Berlin 1752; HOLTZE, Friedrich: Geschichte der Befestigung von Berlin, Berlin 1874 (Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, 10); KAEBER, Ernst: Berlin im 17. und 18. Jahrhundert 1618–1806, in: GANDERT, Otto-Friedrich u.a.: Heimatchronik Berlin, Köln 1962 (Heimatchroniken der Städte und Kreise des Bundesgebiets, 25), S. 181–346; VOLK, Waltraud: Die Stadterweiterungen Berlins im 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für Geschichte 35 (1987) S. 273–284; ESCHER, Felix: Die Brandenburg-Preußische Residenz im 17. und 18. Jahrhundert, in: Geschichte Berlins, Bd. 1, hg. von Wolfgang RIBBE, Berlin 1987, S. 341–403; SCHACHINGER, Erika: Die Berliner Vorstadt Friedrichswerder 1658–1708, Köln 1993 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Beihefte, 4); NEUGEBAUER, Wolfgang: Die Berliner Spree-Insel im preußischen Residenzgefüge. Das 18. Jahrhundert, in: Geschichtswerkstatt Spree-Insel. Historische Topographie – Stadtarchäologie – Stadtentwicklung, hg. von Helmut ENGEL, Jörg HASPEL und Wolfgang RIBBE, Potsdam 1998 (Publikationen der Historischen Kommission zu Berlin, zugleich Beiträge zur Denkmalspflege in Berlin, Sonderband), S. 99–114; RIBBE, Wolfgang: Cölln bei Berlin. Die topographische und stadtgeschichtliche Entwicklung der Spree-Insel im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, in: Geschichtswerkstatt Spree-Insel (wie Anm. 32) S. 73–86; ENGLER, Harald, ESCHER, Felix: Berlin, in: Städtebuch Brandenburg und Berlin, hg. von Evamaria ENGEL u.a., Stuttgart u.a. 2000 (Deutsches Städtebuch. Handbuch städtischer Geschichte. Neubearbeitung, 2), S. 579–607; SCHACHINGER, Erika: Die Dorotheenstadt 1673–1708. Eine Berliner Vorstadt, Köln 2001 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Beihefte, 9).

Nur wenige Autoren berichteten über Berlin tatsächlich aus erster Hand – aber selbst wenn sie es taten, lag ihr Fokus eher auf einzelnen Aspekten und weniger auf einer Schilderung des Ganzen. Auch Gerken griff auf die Werke anderer Autoren zurück, gleich zu Beginn seines *Concepts* führt er 38 Titel auf, derer er sich bedient hat<sup>33</sup>. Die meisten davon sind älterer und historischer Natur, nur drei der Werke beinhalten überhaupt Beschreibungen Berlins<sup>34</sup>. Schon dies verdeutlicht, dass Gerken noch weiterer Informationen bedurfte. Aktuelle Angaben über die Stadt hat er deswegen *vermittelst selbstgenommener occularer Inspektion* gewonnen, wie er auf dem Titelblatt seines *Concepts* schreibt<sup>35</sup>. Dass Gerken die meisten Kenntnisse zur Stadt vor allem durch Autopsie erhielt, zeichnete ihn vor anderen Autoren aus und ließ ihn ein unhintergebares Zeugnis schaffen, eine Quelle ersten Ranges. Gerken befand sich mit seiner Inaugenscheinnahme oder der Befragung von Augenzeugen methodisch auf der Höhe der Zeit – die Literatur benötigte er nur für die Vorgeschichte sowie als Zeichen seiner Gelehrsamkeit.

Sein Manuskript markiert den eigentlichen Beginn der Stadtbeschreibungen Berlins, die von nun an immer zahl- und umfangreicher wurden. Aus Platzgründen seien hier nur die wichtigsten und wirkmächtigsten genannt, denen wir bisher unser Wissen über die Stadt im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts verdanken: Von 1727 bis 1734 ließ Pfarrer Jacob Schmidt eine *Sammlung von Merck= und Denkwürdigkeiten* drucken<sup>36</sup>. Diese ursprünglich in einzelnen Heften vertriebene Sammlung Schmidts verhilft aufgrund ihrer sehr zerstreuten Darstellungsweise – sie schwankt zwischen chronologischer und topografischer Ordnung – nur bedingt zu einer Vorstellung der Stadt, auch wenn sie mit 491 Oktavseiten im Druck schon einen ebenso umfassenden wie detaillierten Überblick zu vermitteln versuchte. Sein Werk wurde – den wissenschaftlichen Mängeln zum Trotz – bislang als „Anfang der Berliner Stadtgeschichtsschreibung“<sup>37</sup> angesehen. Ab 1737 erschien dann *Altes und Neues Berlin* von Johann Christoph Müller und Georg Gottfried Küster. Von den fünf geplanten Bänden wurden bis 1769 vier verwirklicht<sup>38</sup>. Das beinahe drei Jahrzehnte währende Unternehmen versammelte auf insgesamt rund 1 900 Seiten im Folioformat eine derartige Überfülle an Informationen, dass sich daraus schwerlich ein Bild der Stadt zeichnen ließe. Diesen ausufernden Umfang sicherlich vor Augen, veröffentlichte Friedrich Ni-

33 Vgl. LAB, F Rep. 237 Nr. 7, Bl. 4r–6v.

34 Zeiller, *Topographia* (wie Anm. 5); Hendreich, *Brandenburg* (wie Anm. 15); Abel, *Staats-Geographie* (wie Anm. 29); *Theatrum Europaeum* (wie Anm. 31).

35 LAB, F Rep. 237 Nr. 7, Bl. 1r.

36 Schmidt, Jacob: *Collectionum memorabilium Berolinensium [...]* Das ist: Derer Sammlungen Berlinischer Merck= und Denckwürdigkeiten [...], Nachdruck der Ausgabe Berlin 1727–1734, eingeleitet und mit einem Personenregister versehen von Peter P. ROHRLACH, Berlin 1992 (*Berlinische Historiographie im 18. Jahrhundert*, 1).

37 ROHRLACH, Peter P.: Das erste Geschichtswerk Berlins. Jacob Schmidt und seine Berlinisch-Cöllnischen Merk- und Denkwürdigkeiten, in: Schmidt, *Collectionum* (wie Anm. 36) S. 1–25, hier S. 25.

38 Müller, Johann Christoph, Küster, Georg Gottfried: *Altes und Neues Berlin*. Das ist: Vollständige Nachricht von der Stadt Berlin [...] aus Diplomatus, guten und zuverlässigen, theils auch archivischen Nachrichten und den besten Auctoribus erzehlet wird [...] Mit Kupfern gezieret und nöthigen Registern versehen, 4 Bde., Berlin 1737–1769.

colai im Jahr 1769 eine *Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam*, deren Berlin betreffende Schilderung 480 Oktavseiten im Druck ausmachte<sup>39</sup>. Doch schon bei der zweiten Auflage von 1779 betrug die eigentliche Beschreibung Berlins im selben Format bereits 761 Seiten<sup>40</sup>, in der dritten Auflage von 1786 waren es schließlich sogar 1 002 Oktavseiten<sup>41</sup>. Sie gilt als Muster einer topografischen und historischen Arbeit und zählt wegen ihrer gründlichen und produktiven Quellenkenntnis, der methodisch korrekten Auswertung des Materials sowie der umfassenden Fragestellung zu den „Meilensteinen der deutschen Geschichtsschreibung“<sup>42</sup>, wobei besonders betont wird, dass Friedrich Nicolai die Quellen und Literatur exakt nachgewiesen habe<sup>43</sup>.

Bei Schmidt und Müller/Küster mangelte es an Belegen gleichfalls nicht, doch unter ihnen findet sich kein Hinweis auf das Werk von Johan Heinrich Gerken. Gleichwohl wurde durch eine Stichprobe belegt, dass sie von Gerkens Manuskript sehr wohl Kenntnis hatten. Anhand der Einträge zu einem einzelnen Objekt, einer Statue Kurfürst/König Friedrichs III./I. von Andreas Schlüter und Johann Jacobi, konnte nachgewiesen werden, dass Schmidt ohne Kenntlichmachung aus Gerkens *Concept* längere Passagen wörtlich zitierte und sie nur um einige Kleinigkeiten aktualisierte, ebenso verfuhr auch Küster, der dazu allerdings Gerkens *Beschreibung* heranzog<sup>44</sup>. Diese Entdeckung bedeutet, dass sowohl in dem ersten wie in dem umfangreichsten Druck zur Berliner Stadtgeschichte im 18. Jahrhundert noch weitere Überraschungen zu erwarten sein dürften. Welche Teile bei Schmidt oder Küster/Müller tatsächlich von Gerken stammen und entsprechend früher zu datieren sind, kann erst der vollständige Vergleich mit dem zu edierenden Manuskript zeigen. Es steht zu vermuten, dass Gerkens Manuskripte eine Art von Urtext für spätere Beschreibungen von Berlin bildeten.

Gerkens Handschriften zirkulierten also in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter den Gelehrten in Berlin. Soweit dies bislang zu überblicken ist, befand sich das *Concept* in den 1840er Jahren in der Registratur der Petri-Kirche. Es wurde im Nachtragsverzeichnis Ernst Fidicins von 1846 aufgeführt und dem Stadtarchiv von

39 Nicolai, Friedrich: *Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam, und aller daselbst befindlicher Merkwürdigkeiten. Nebst einem Anhang, enthaltend die Leben aller Künstler, die seit Churfürst Friedrich Wilhelms des Großen Zeiten in Berlin und Potsdam gelebet haben, oder deren Kunstwerke daselbst befindlich sind*, Berlin 1769.

40 Nicolai, Friedrich: *Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam und aller daselbst befindlicher Merkwürdigkeiten. Nebst Anzeige der jetztlebenden Gelehrten, Künstler und Musiker, und einer historischen Nachricht von allen Künstlern, welche vom dreyzehnten Jahrhunderte an, bis jetzt, in Berlin gelebt haben, oder deren Kunstwerke daselbst befindlich sind*, 2 Bde., neue, völlig umgearbeitete Aufl., Berlin 1779.

41 Nicolai, Friedrich: *Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam, aller daselbst befindlicher Merkwürdigkeiten, und der umliegenden Gegend*, 3 Bde., 3. Aufl., Berlin 1786.

42 MÖLLER, Horst: Friedrich Nicolai als Historiker, in: Friedrich Nicolai. 1733–1811. Essays zum 250. Geburtstag, hg. von Bernhard FABIAN, Berlin 1983, S. 139–173, hier S. 142.

43 Vgl. GERLACH, Karlheinz: Nachwort, in: Nicolai, Friedrich: *Beschreibung der königlichen Residenzstadt Potsdam und der umliegenden Gegend. Eine Auswahl*, hg. von Karlheinz GERLACH, Leipzig 1993, S. 277–295, hier S. 282.

44 Vgl. FISCHBACHER, Thomas: *Friedrich zu Fuß. Biografie einer Bronzestatue des brandenburgischen Kurfürsten und Königs Friedrich III./I. von Andreas Schlüter und Johann Jacobi*, Weimar 2014, S. 149–152 und 154–156.

Berlin, das im Landesarchiv aufging, übergeben<sup>45</sup>. Die Provenienz der *Beschreibung* und ihr Weg in dasselbe Archiv ist noch völlig ungeklärt. Friedrich Nicolai besaß eine Abschrift des *Concepts*, das er mit eigenhändigen Verbesserungen und Randzusätzen versah, das Exemplar wurde 1943 nach Blumenow verlagert und gilt heute als verschollen<sup>46</sup>. Inwieweit auch Nicolai auf Gerken zurückgriff, wird also gleichfalls zu untersuchen sein. Eine noch greifbare Abschrift ist derzeit in einer Kopie des *Concepts* nachweisbar, die Emil von Siefert um 1913 anfertigte<sup>47</sup>.

Auch Gerkens Person ist noch ausführlich zu erforschen. Er bezeichnete sich selbst in der *Beschreibung* als *Fremdling*<sup>48</sup>. Er ist vermutlich nicht identisch mit jenem Johann Heinrich Gerken aus dem lüneburgischen Harburg, der 1686 an der Universität Jena immatrikuliert und dort 1687 promoviert wurde<sup>49</sup>, denn dieser lebte später als Amtmann in Burgdorf und wurde 1702 oder 1706 nach Ebstorf versetzt<sup>50</sup>, wo er bis 1723 nachweisbar ist<sup>51</sup>. Von ihm konnte keinerlei sinnvolle Verbindung zu dem Autor der *Beschreibung* hergestellt werden. Anders verhält es sich mit dem namensgleichen Johan Heinrich Gerken, der zur Hochzeit des preußischen Königs Friedrich I. mit Sophia Luise von Mecklenburg im Jahr 1708 eine aufwendig gestaltete Handschrift auf neun Folioseiten mit Gedichten auf Latein und Deutsch verfasste. Die Gedichte dürften Friedrich I. aber niemals erreicht haben<sup>52</sup>. Ein winziges biografisches Detail notierte Gerken dann in seiner *Beschreibung*: Am 24. Juni 1713 sei er bei der Aufrichtung der Reiterstatue von Kurfürst Johann Wilhelm in Düsseldorf anwesend gewesen<sup>53</sup>. Von 1714 bis 1717 hielt sich Gerken schließlich in Berlin zur Verfertigung seiner Stadtbeschreibung auf, danach verliert sich seine Spur.

45 Vgl. LAB, A Rep. 001–02, Nr. 3303, Bl. 79, Erwähnung in Fidicins Nachtragsverzeichnis von 1846, LAB, A Rep. 001–02, Nr. 3303, Bl. 102, Nr. 68.

46 Vgl. ROSE, Valentin: Nicolai-Parthey'scher Handschriften-Nachlaß, ohne Ort und Jahr (Kataloge der Königlichen Bibliothek und Preußischen Staatsbibliothek Berlin, Dienstkataloge in Kopien), Nicolai 159; ZIESCHE, Eva: Verzeichnis der Nachlässe und Sammlungen der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz Wiesbaden 2002 (Kataloge der Handschriftenabteilung, Zweite Reihe: Nachlässe, 8), S. 153, Nachlass Nicolai 159; SCHOCHOW, Werner: Bücherschicksale. Die Verlagerungsgeschichte der Preußischen Staatsbibliothek [...], Berlin u.a. 2003 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, 102), S. 162–165.

47 Zentral- und Landesbibliothek Berlin, B 118:11, Bl. 537r–651v.

48 LAB, F Rep. 237, Nr. 8, Bl. 1v.

49 Dissertationum Academicarum De Imperio Dictatoris Tertia Et Ultima Bodini Cumprimis Aliorumque Opposita Argumenta Expendens / Quam Consentiente Amplissima Facultate Philosophica Praeside M. Jo. Jac. Müllero [...] Publico Eruditorum Examine Submittet Joh. Henric. Gerken Harb. Lüneb. [...] Ad Diem 16. Novemb. A.C. MDCLXXXVII, Jena 1687. Vgl. Die Matrikel der Universität Jena, Bd. 2: 1652–1723, hg. von Günter STEIGER, Weimar 1961–1977 (Veröffentlichung der Friedrich-Schiller-Universität Jena), S. 303.

50 Vgl. Holle, [Georg Benedikt Friedrich] von: Geschichte und Verfassung der Stadt und des Amtes Burgdorf, in: Neues vaterländisches Archiv oder Beiträge zur allseitigen Kenntniß des Königreichs Hannover wie es war und ist, Bd. 3, hg. von Ernst Spangenberg, Lüneburg 1823, S. 323–360, hier S. 358.

51 Freundliche Auskunft vom 27. August 2013 von Dipl.-Bibl. Jens Th. Kaufmann, Braunschweig.

52 Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz (im Folgenden: SBB), Handschriftenabteilung, Ms. boruss. fol. 1026. – Das Werk gelangte erst 1894 aus dem Nachlass des Generals von Radowitz in die damalige königliche Bibliothek zu Berlin.

53 LAB, F Rep. 237, Nr. 8, Bl. 135r.

Von Johan Heinrich Gerken ist nichts im Druck erschienen. Höchstwahrscheinlich war seine Beschreibung von Berlin aber dafür bestimmt. Hierauf weisen einige Zeichen in der umfangreicheren *Beschreibung* hin, so etwa findet sich am Rande des Textes eine Marginalie, welche als Hinweis an einen Setzer zu interpretieren ist: *Dieses muß heraus gerücket werden*<sup>54</sup>. Die Ermittlung von Gründen, warum seine Stadtbeschreibung nicht zum Druck gelangte, wird – über die Präsentation der Texte hinaus – eine gewichtige Aufgabe für die zukünftige Edition sein. Vorläufig können darüber nur Vermutungen angestellt werden.

Das kürzere und früher geschriebene *Concept* erscheint optisch, seinem Namen zum Trotz, durchaus vollendet, während die später und in anderer Handschrift abgefasste längere *Beschreibung* dagegen ihrer Form nach eher einem Konzept ähnelt. Dies dürfte mit der Funktion beider Handschriften zu tun haben: Das in sehr sauberer Kurrentschrift geschriebene *Concept* könnte als Vorzeigewerk für potentielle Gönner oder Verleger gedient haben. Während es zur Prüfung in deren Händen lag, wird Gerken vermutlich sein Werk in der *Beschreibung* aktualisiert haben. Dieser Gedanke setzt voraus, dass ihm eine unbekannte Urschrift zur Verfügung stand, auf welche das *Concept* und die *Beschreibung* zurückgehen.

Die beiden überlieferten Versionen folgen weitgehend einem Schema, in einigen Punkten – abseits ihrer Entstehungszeit, der Länge und der Handschrift – weichen *Concept* und *Beschreibung* aber deutlich voneinander ab. Die schon erwähnte Bibliografie des *Concepts* fehlt in der *Beschreibung*. Dafür aber findet sich nur dort unter der Überschrift *Die Riße so zu diesem Werck kommen* ein Abbildungsverzeichnis, das 28 Ansichten aufzählt, mit denen das Werk illustriert werden sollte<sup>55</sup>. Tatsächlich sind heute sieben Stiche in die *Beschreibung* montiert. Die offenbar nachträglich geplante und nur fragmentarisch zur Ausführung gelangte Illustration des Werkes bedarf einer eingehenden Untersuchung im Rahmen der zukünftigen Edition. So ist etwa zu klären, inwieweit dem Verfasser die vorgesehenen Ansichten überhaupt zur Verfügung standen. Dazu können wohl für den Bereich der Druckgrafik neuere Forschungsergebnisse genutzt werden<sup>56</sup>, obschon der verwendete Terminus *Riße* eigentlich und sogar vornehmlich den bisher kaum erschlossenen Bereich der Zeichnungen umfasst. Hierzu ist kunsthistorische Grundlagenarbeit in den Sammlungen zu leisten.

Beide Manuskripte sind ähnlich gegliedert. Die Überschriften des *Concepts* wurden in der *Beschreibung* noch durch Unterstreichungen hervorgehoben, ebendort finden sich zudem noch Kapitelüberschriften mit entsprechenden Kopfzeilen auf den Seiten des Kapitels. Der besseren Übersicht halber sei der Inhalt im Folgenden anhand der Großkapitel mit dem jeweiligen Umfang nach der *Beschreibung* wiedergegeben.

Rund 90 Seiten sind dem einleitenden Kapitel *Von Berlin* mit einem historischen Abriss, der Schilderung naturräumlicher Verhältnisse und der Verkehrslage gewidmet<sup>57</sup>. Die anschließende eigentliche Beschreibung der Stadt erfolgt nach sieben Quar-

54 LAB, F Rep. 237, Nr. 8, Bl. 3v.

55 LAB, F Rep. 237, Nr. 8, vor Bl. 1r.

56 NICOLAI, Bernd: Berlin, in: Das Bild der Stadt in der Neuzeit 1400–1800, hg. von Wolfgang BEHRINGER und Bernd ROECK, München 1999, S. 138–143; ERNST, Gernot, LAUER-ERNST, Ute: Die Stadt Berlin in der Druckgrafik 1570–1870, 2 Bde., Berlin 2009.

57 LAB, F Rep. 237, Nr. 8, Bl. 1r–45v.

tieren oder Stadtteilen geordnet. Eröffnet wird sie auf 62 Seiten mit dem Quartier *Cölln an der Spree*<sup>58</sup>, es folgen sechs Seiten zu *Neu Cölln*<sup>59</sup>, sieben Seiten mit der *Cöpenickschen Vorstadt*<sup>60</sup>, 38 Seiten für *Friederichs=Werder*<sup>61</sup>, 23 Seiten zur *Dorotheen=Stadt*<sup>62</sup>, 14 Seiten für die *Friederichs=Stadt*<sup>63</sup> und schließlich auf 123 Seiten die Beschreibung der *Stadt Berlin*<sup>64</sup>. Gerkens Beschreibung beginnt in Cölln, weil sich dort das Schloss befand, welchem er die größte Bedeutung in der seit 1709 vereinigten Stadt zumisst<sup>65</sup>. Folgerichtig behandelt er das Schloss auch als erstes Gebäude in dem Kapitel und führt von dort aus seine Leser in der Form eines Spaziergangs zu allen Sehenswürdigkeiten der Stadt, wie an diesem Beispiel deutlich wird: *Doch Wir wollen Uns ein wenig wieder zurück nach der Allee begeben, da Wir dann gegen dem Großen Marstall über zur linken Hand Den Marggräff: Pallais sehen [...]*<sup>66</sup>.

Das didaktische Konzept einer Stadtbeschreibung als eine vor Ort nachvollziehbare Stadtführung ist ebenso einfach wie überzeugend, sie war die gängige Praxis in der Frühen Neuzeit<sup>67</sup>. Es ist davon auszugehen, dass Gerken auch Darstellungen anderer Städte kannte und so erst das Fehlen einer repräsentativen Stadtbeschreibung von Berlin bemerkte. Hierzu sind im Rahmen der zukünftigen Edition auch strukturelle Vergleiche von Gerkens Werk mit Beschreibungen anderer Städte bis 1716/1717 anzustellen. Gerken selbst führt einen Titel an, der heute als der „Erste Baedeker Europas“<sup>68</sup> gilt: Philipp von Zesens Beschreibung der Stadt Amsterdam aus dem Jahr 1664<sup>69</sup>. Weitere Titel dürften sicher im Laufe des Edierens zutage treten. Zu dieser Auswahl müssen auch Werke hinzukommen, die bei Gerken ungenannt bleiben. Die vormals unübersichtliche Lage auf dem Feld der frühneuzeitlichen Stadtbeschreibungen wurde für den deutschsprachigen Raum durch das Handbuch kultureller Zentren der Frühen Neuzeit jüngst einigermaßen behoben<sup>70</sup>. Eine erste Auswertung der bibliografischen Angaben zu den einzelnen Städten mit Kriterien, die Reiseberichte, Chroniken, Briefe, Berichte über Herrscherhäuser oder die Beschreibung von Festlich-

58 LAB, F Rep. 237, Nr. 8, Bl. 46r–77v.

59 LAB, F Rep. 237, Nr. 8, Bl. 78v–81r.

60 LAB, F Rep. 237, Nr. 8, Bl. 82r–85r.

61 LAB, F Rep. 237, Nr. 8, Bl. 86r–105v.

62 LAB, F Rep. 237, Nr. 8, Bl. 106r–118r.

63 LAB, F Rep. 237, Nr. 8, Bl. 119r–126v.

64 LAB, F Rep. 237, Nr. 8, Bl. 127r–189r.

65 LAB, F Rep. 237, Nr. 8, Bl. 9v.

66 LAB, F Rep. 237, Nr. 8, Bl. 115r.

67 Vgl. KLEINSCHMIDT, Erich: Textstädte – Stadtbeschreibung im frühneuzeitlichen Deutschland, in: *Bild der Stadt* (wie Anm. 56) S. 73–80, hier S. 77.

68 Europas Erster Baedeker Filip von Zesens. Nachdruck der Ausg. Amsterdam 1664, hg. von Christian GELLINEK, New York u.a. 1988 (Culture of European Cities, 2). Vgl. INGEN, Ferdinand van: Philipp von Zesens ‚Beschreibung der Stadt Amsterdam‘ (1664). Informierender Bericht und narrative Darstellung, in: *Daphnis* 34,1/2 (2005) S. 203–229; DERS.: Philipp von Zesen in seiner Zeit und seiner Umwelt, Berlin u.a. 2013, S. 177–198.

69 LAB, F Rep. 237, Nr. 8, Bl. 167r; vgl. Europas Erster Baedeker (wie Anm. 68).

70 Handbuch kultureller Zentren der Frühen Neuzeit. Städte und Residenzen im alten deutschen Sprachraum, 3 Bde., hg. von Wolfgang ADAM und Siegrid WESTPHAL, Berlin u.a. 2012.

keiten ausschlossen, führte bereits zu möglichen Vorbildern in Dresden<sup>71</sup> und Wien<sup>72</sup> sowie auf ergänzendem Weg noch in Hamburg<sup>73</sup> und München<sup>74</sup>. Zu vergleichen sind diese mit dem Werk Gerkens etwa hinsichtlich des Umfangs, des Aufbaus, der Art der Illustrierung, der Quellen und Literatur oder des Grades der Wissenschaftlichkeit.

Von erheblichem Interesse ist es auch, eine Übersicht derjenigen Orte zu erlangen, die, wie Berlin, bis dahin noch keine umfangreiche Beschreibung erfahren hatten. Besonders in Städten, die einem Fürsten zur Residenz dienten, ist eigentlich zu erwarten, dass eine die Pracht der Stadt thematisierende Publikation zum Kanon der Repräsentation gehören dürfte. Allerdings zeigt etwa das Beispiel Düsseldorfs, dass auch andernorts die Residenzstadt eines Kurfürsten unbeschrieben bleiben konnte<sup>75</sup>. Daher gilt es anhand dieser Städte auch grundsätzliche Überlegungen anzustellen, ob eine Beschreibung des Residenzortes in der Tat Teil eines unverzichtbaren panegyrischen Grundprogramms war, in dem sich Stadt- und Herrscherlob verbanden, oder ob ein Mangel an Autoren, Auftraggebern, Käufern oder schlicht an Beschreibenswertem in dem Ort dafür ursächlich war, dass in Berlin und anderswo lange Zeit kein umfassender Druck zur Residenzstadt erschien.

Dass Gerken höchstwahrscheinlich ohne Auftraggeber schrieb und dem Werk eine Dedikation fehlt, ist ebenfalls in diesem Zusammenhang zu betrachten. Aber solches sind noch keine hinreichenden Gründe, warum dessen Schrift letztlich nicht zum Druck gelangte. Noch anderes kam hinzu und wird letztlich verhindert haben, die Gunst eines Gönners oder Verlegers zu finden. Eine entscheidende Rolle dürften dabei die Leerstellen in seinen Manuskripten gespielt haben. Damit sind weniger diejenigen Lücken gemeint, die er durch Auslassungszeichen markierte, weil ihm eine Zahl oder ein Begriff nicht zur Hand war: *Inwendig siehet man zu unterst den Marstall, worin die Kö-*

71 Weck, Anton: Der Chur=Fürstlichen Sächsischen weitberuffenen Residentz= und Haupt= Vestung Dresden Beschreib: und Vorstellung [...], Nürnberg 1680.

72 Kurtz: Lesens=Würdige Erinnerung Von Herrührung/ Erbau: und Benambsung/ Auch Vilfältig= anderen / alt: und neuen Seltenheiten / Bemerck: und Andenckungen / sowohl in: als um die Kayserliche Hautb: und Residentz=Stadt WIEN in Oesterreich [...], Wien 1702. – Zur Forschungssituation in Wien vgl. VANCSA, Max: Quellen und Geschichtsschreibung, in: Geschichte der Stadt Wien, Bd. 4: Vom Ausgange des Mittelalters bis zum Regierungsantritt der Kaiserin Maria Theresia, 1740 (Teil 1), hg. vom Alterthumsvereine zu Wien, Wien 1911, S. 1–108; GUGITZ, Gustav: Bibliographie zur Geschichte und Stadtkunde von Wien. Nebst Quellen und Literaturhinweisen, Bd. 1, Wien 1947, S. 150–182; KAUFFMANN, Kai: „Es ist nur ein Wien!“ Stadtbeschreibungen von Wien 1700 bis 1873. Geschichte eines literarischen Genres der Wiener Publizistik, Wien u.a. 1994 (Literatur in der Geschichte. Geschichte in der Literatur, 29).

73 Adelungk, Wolfgang Henrich: Die annoch verhandene Hamburgische Antiquitaeten Oder Alterthums=Gedächtnisse [...] Denen Einheimischen / als insonderheit Reisenden Fremdbden / zu angenehmer Nachrichtung fleißigst entworffen und angewiesen, Hamburg 1696.

74 Wening, Michael: Historico-Topographica Descriptio. Das ist: Beschreibung / Deß Churfürsten= und Hertzogthumbs Ober= und Nidern Bayrn. [...], Erster Thail: Das Renntamt München, München 1701. Vgl. WEISSHAAR-KIEM, Heide: Lobschriften und Beschreibungen ehemaliger Reichs- und Residenzstädte in Bayern bis 1800. Die Geschichte der Texte und ihre Bibliographie, Mittenwald 1982.

75 Vgl. Düsseldorf. Beschreibung einer Stadt (1600–1850), bearb. von Beatrix MÜLLER und Marianne TILCH, Düsseldorf 1984 (Düsseldorfer Jahrbuch, 59); Düsseldorf. Beschreibung einer Stadt, (1600–1850), Tl. 2: 1686–1856. Mit 3 Abbildungen und einem Stadtplan, bearb. von Gisela VOLLMER, in: Düsseldorfer Jahrbuch 63 (1991) S. 15–159.

nig. Gutsch= und ReitPferde stehen, deren Anzahl bey des Hoch Seel. Königes Friederichs Lebzeiten sich auff ... erstrecket<sup>76</sup>. Diese fehlenden Informationen – die nebenbei Zeugnis von Gerkens hoher Wissenschaftlichkeit ablegen, da er vage Angaben vermeiden wollte – wären vor dem Druck sicherlich noch von ihm zu beschaffen gewesen. Wesentlich dürfte die Drucklegung durch eine einzige, jedoch zentrale Lücke in seinem Werk verhindert worden sein, die das Schloss in Cölln betraf.

Im *Concept* blieb nach der Überschrift *Das fürtreffliche Schloß oder Die Königliche Preuß. und Chur=Fürst. Brandenburg. Residentz* der Rest der Seite leer, auf der nächsten Seite setzt der Text fort mit: *Nachdem wir nun das König. Schloß betrachtet, so schreiten wir zu dem, was ferner in Cölln sehenswert ist*<sup>77</sup>. In seiner *Beschreibung* versuchte der Autor dann, die Leerstelle durch Fremdbeiträge zu füllen, indem er vor die Lücke ein langes Zitat aus Merians *Topographie* von 1652 und ein kürzeres aus Heinrich Rentsch' *Ceder-Hein* von 1682 setzte sowie auf einen Kupferstich aus Tolands Beschreibung von 1705 bzw. 1706 verwies, um zunächst den alten baulichen Zustand des Schlosses bis zum Umbau durch Andreas Schlüter zu schildern<sup>78</sup>. Die Lücke selbst füllte Gerken dann mit sehr aufschlussreichem Material aus: Berckenmeyers *Vermehrter curieuser Antiquarius* von 1712 bot ihm eine Schilderung des von Schlüter erbauten und längst schon wieder abgetragenen Münzturms, die er durch einen Kupferstich des Turms und eine Ansicht des Lustgartens ergänzte. Daran setzte er aus dem zwischen 1711 und 1716 erschienenen *Thesaurus numismatum modernorum* die Beschreibung einer Medaille, die 1704 auf die Modernisierung des Schlosses hin geschlagen worden war, gefolgt von einem wohl durch Autopsie gewonnenen Bericht über die im Apothekenflügel des Schlosses gelegene Bibliothek und einer Aufzählung von 17 darin aufbewahrten bibliophilen Raritäten. Hierauf zitierte Gerken aus einer 1705 gedruckten Schrift von Samuel Theodor Gericke über ein berühmtes Gemälde im Schloss und zuletzt fügte er allem noch einen Druck mit dem Reglement über die Vermietung von Sänften im Original bei – sind hierin doch die Preise für die Zielorte nach der jeweiligen Entfernung vom Schloss berechnet<sup>79</sup>.

Mit dieser etwas verzweifelt wirkenden Aneinanderreihung von Gefundenem versuchte Gerken ein unüberwindbares Hindernis zu umgehen: Er erhielt aufgrund seines Standes und fehlender Beziehungen keinen Zugang ins Schloss. Sein Plan, die Stadt vom wichtigsten Gebäude ausgehend zu beschreiben, war damit im Prinzip eigentlich fehlgeschlagen. Er vermochte nicht einmal, Angaben zur Fassade der neugebauten Teile des Schlosses von außen zu geben, vermutlich weil diese aufgrund von Einrüstungen nicht sichtbar waren. Seine Stadtbeschreibung ist also auch ein Dokument

76 LAB, F Rep. 237, Nr. 8, Bl. 69v.

77 LAB, F Rep. 237, Nr. 7, Bl. 24v–25r.

78 LAB, F Rep. 237, Nr. 8, Bl. 47v–49v; Zeiller, *Topographia* (wie Anm. 5); Rentsch, Johann Wolfgang: *Brandenburgischer Ceder-Hein/ Worinnen des Durchleuchtigsten Hauses Brandenburg Aufwachs- und Abstammung/ auch Helden-Geschichte und Gros-Thaten [...]*, Bayreuth 1682; Toland, *Account* (wie Anm. 22); Ders., *Relation* (wie Anm. 22).

79 LAB, F Rep. 237, Nr. 8 Bl. 54r–61v; *Thesaurus numismatum modernorum huius seculi [...]* *Historische Gedächtnuß-Müntzen des gegenwärtigen seculi [...]*, Nürnberg [ca. 1711–1716]; Berckenmeyer, *Antiquarius* (wie Anm. 27); Gericke, Samuel Theodor: *Zwo Academische Reden/ Deren Eine den 28. October 1705. Bey Stellung des Modells/ Die Andere Den 12. November selbigen Jahres/ Bey Examinirung eines Kunst=Gemähldes [...]*, Cölln an der Spree 1705, S. 19–35.

persönlichen Scheiterns. Dieses gleichwohl ist der zukünftigen Edition des Werks keineswegs abträglich – ganz im Gegenteil: Durch den Misserfolg werden vielmehr einmalige Einsichten in das soziale Gefüge und dessen Begrenzungen innerhalb der Stadt ermöglicht, die anderswo nur zu erahnen sind.

Bekanntlich spiegelt sich in der Mehrzahl der Stadtbeschreibungen eine bürgerlich-gelehrte Sicht der Welt wider. Schwierigkeiten ergaben sich in dem Augenblick, wo die Stadt sowohl einen bürgerlichen als auch einen adlig-höfischen Lebensraum barg. Neben Konventionen und Tabus in der Berichterstattung sowie einer bürgerlichen Kritik als ideologische Barriere, die bereits das Gesamtbild einer Residenzstadt verschatteten konnten, war vor allem die schiere Unkenntnis durch mangelnde Zugangsmöglichkeiten ein massives Problem für eine alle Bereiche umfassende Stadtbeschreibung. Verschärft wurde es durch die Tendenz, dass sich der Hof nicht mehr auf den alten Burg- oder Schlossbezirk als Bereich eigenen Rechts beschränkte, sondern weit in den altständischen Lebensraum der Bürgergemeinde eingriff. Die Einheit der Stadt als Rechts- und Friedensbezirk wurde durch den Hof systematisch untergraben. Wo jeweils genau diese sich verändernde und oft auch halbdurchlässige Grenze zwischen höfischem und bürgerlichem Bereich verlief, ist heute kaum mehr nachzuvollziehen. In Gerkens Werk aber wird diese Grenze in exemplarischer Weise erkennbar.

Gerken erhielt zwar keinen Zugang zum Schloss, doch er drang durchaus in höfische Bereiche vor: Bibliothek, Marstall oder Zeughaus etwa besah und beschrieb er. Sein Text ist also in beiderlei Sphären angesiedelt, die sich durch unterschiedliche Grade des Höfischen oder Bürgerlichen in der Residenzstadt auszeichneten. Dies bietet für weitere Forschungen eine ideale Grundlage: Beispielsweise können Gerkens sozial spezifischem Bild der Stadt ein oder mehrere Bilder aus aristokratisch-diplomatischer Sicht gegenübergestellt werden, um aus ihnen die Schnittmenge des Sehenswürdigen zu erschließen. In den leicht zugänglichen, weil bereits publizierten Texten steuerte der Besucher von Stand zielsicher oft die höfischen Orte in der Stadt an<sup>80</sup> oder benutzte die Stadt nur als Bühne seines Handelns, die ihm höchstens am Rande der Erwähnung wert war<sup>81</sup>. Sicher werden adlig-höfische und bürgerlich-gelehrte Weltsicht nur teilweise zur

80 Anonimo Veneziano, *Reise* (wie Anm. 24); Müller, Johann Joachim: *Des Königlich-Engelländischen Generals, Duc de Marlborough, Des Heil. Röm. Reichs Fürstens zu Mündelheim, Leben und Thaten [...]*, Frankfurt/M. u.a. 1710, S. 192–194.

81 Loen, Johann Michael von: *Gesammelte Kleine Schriften*. Besorgt und herausgegeben von J. B. Müllern, Franckfurt und Leipzig 1752, Bd. 4, S. 378f. und 458–461; KRAUSKE, Otto: *Aus einer geschriebenen Berliner Zeitung vom Jahre 1713*, in: *Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins* 30 (1893) S. 97–129; *Berliner geschriebene Zeitungen aus den Jahren 1713 bis 1717 und 1735*. Ein Beitrag zur Preußischen Geschichte unter König Friedrich Wilhelm I., hg. von Ernst FRIEDLAENDER, Berlin 1902 (*Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins*, 38); *Memoiren des braunschweig-lüneburgischen Generals Graf Ferdinand Christian zur Lippe 1668–1724*. In ausgewählten Übersetzungen, hg. von Erich KITTEL, Lemgo 1959 (*Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe*, 12), S. 101–104; *Die Denkwürdigkeiten des Burggrafen und Grafen Christoph zu Dohna (1665–1733)*, eingeleitet, erläutert und deutsch hg. von Rudolf GRIESER, Göttingen 1974 (*Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung*, 33); Besser, Johann von: *Schriften*, Bd. 3: *Ceremonial-Acta*, bearb. von Vinzenz CZECH und Holger KÜRBIS, hg. von Peter-Michael HAHN und Knut KIESANT, Heidelberg 2009; ELSNER, Ines: *Friedrich III./I. von Brandenburg-Preußen (1688–1713) und die Berliner Residenzlandschaft*. Studien zu einem frühneuzeit-

Deckung kommen. Erkenntnisgewinn verspricht sowohl ein Kanon der Orte beider Natur wie auch die Auflistung des jeweils allein oder nicht Wahrgenommenen. Auf die grundsätzliche Art der Orte reduziert, dürften damit auch generalisierbare Aussagen zu den sonst kaum auszumachenden sozialen Grenzen in anderen Residenzstädten möglich sein.

Die höfische Sphäre war gleichermaßen durch Orte wie Personen bestimmt. Deshalb scheint es auch vielversprechend, Gerkens Itinerar durch die Stadt mit den zur Verfügung stehenden Adresskalendern<sup>82</sup> oder dem Häuserbuch<sup>83</sup> von Berlin zu vergleichen. War Gerken ersichtlich, wo Hofangehörige lebten? Bestimmten deren Adressen womöglich sogar seinen Weg? Hierbei gilt es zu bedenken, dass der Verfasser fremd in der Stadt war und sein Werk nur gelingen konnte, wenn es ihm gelang, Kontakte zu einer entscheidenden Gesellschaft zu erlangen. Eine nähere Untersuchung bietet die Gelegenheit, sowohl die breiter angelegte und ältere sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Forschung<sup>84</sup> wie auch die jüngeren, vornehmlich prosopografisch ausgerichteten Zweige<sup>85</sup> zu überprüfen und gegebenenfalls zu korrigieren, nutzbar zu machen oder fortzusetzen.

Gerken war darauf bedacht, die Architektur der ihm bedeutsam scheinenden Häuser zu beschreiben. Im Gegensatz zu den weiter oben genannten Ingenieuren und Archi-

lichen Hof auf Reisen. Ein Residenzhandbuch, mit einem Itinerar auf CD-ROM, Berlin 2012 (Veröffentlichung der Historischen Kommission zu Berlin e.V. und des Landesarchivs Berlin).

82 Adreß-Calender der Königl. Preuß. Haupt- und Residenz-Städte Berlin und daselbst befindlichen Königl. Hofes [...], Berlin 1715–1717.

83 Geschichte der Berliner Stadtgrundstücke seit der Einführung der Grundbücher Ende des 17. Jahrhunderts. Nach den Hypotheken und Grundbüchern, bearb. von Reinhard LÜDICKE, Berlin 1933 (Berliner Häuserbuch, 2,1; Veröffentlichungen der Historischen Kommission für die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin, 7).

84 Die Bürgerbücher und die Bürgerprotokollbücher Berlin von 1701–1750, hg. von Ernst KAEBER, Berlin 1934 (Quellen und Forschungen zur Geschichte Berlins, 4; Veröffentlichungen der Historischen Kommission für die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin, 1,4); RACHEL, Hugo, PAPRITZ, Johannes, WALLICH, Paul: Berliner Grosskaufleute und Kapitalisten, Bd. 2: Die Zeit des Merkantilismus 1648–1806, Nachdruck der Ausgabe Berlin 1938, neu hrsg., ergänzt und bibliografisch erweitert von Johannes SCHULTZE, Henry C. WALLICH und Gerd HEINRICH, Berlin 1967 (Veröffentlichungen des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg, 33); SCHULTZ, Helga: Berlin 1650–1800. Sozialgeschichte einer Residenz. Mit einem Beitrag von Jürgen WILKE, 2., durchges. Aufl., Berlin 1992.

85 BIELKE, Edgar: Friedrichswerder 1720–1799. Eine historisch-demographische Untersuchung, in: Berlin-Forschungen, Bd. 1, hg. von Wolfgang RIBBE, Berlin 1986 (Einzelveröffentlichung der Historischen Kommission zu Berlin, 54; Publikationen der Sektion für die Geschichte Berlins, 3), S. 135–195; BECK, Lorenz: Hofpersonal und Bürgerschaft in der Residenzstadt Berlin-Cölln, in: Berlin in Geschichte und Gegenwart (1997) S. 7–32; BAHL, Peter: Der Hof des Großen Kurfürsten. Studien zur höheren Amtsträgerschaft Brandenburg-Preußens, Köln u.a. 2001 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Beiheft 8); DERS.: Die Berlin-Potsdamer Hofgesellschaft unter dem Großen Kurfürsten und König Friedrich I. Mit einem prosopographischen Anhang für die Jahre 1688–1713, in: Im Schatten der Krone. Die Mark Brandenburg um 1700, hg. von Frank GÖSE, Potsdam 2002, S. 31–98; WINTER, Agnes: Stadt und Herrschaft unter den Bedingungen von Reformation und Konfessionalisierung am Beispiel der Residenzstadt Berlin-Cölln, in: Stadt und Religion in der frühen Neuzeit. Soziale Ordnung und ihre Repräsentationen, hg. von Vera ISAIASZ u.a., Frankfurt/M. u.a. 2007 (Eigene und fremde Welten, 4), S. 83–101.

tekten<sup>86</sup> bereitete ihm dies als Nichtfachmann einige Schwierigkeiten. Häufig vermochte er nicht, die Art der Ordnung (dorisch, ionisch, korinthisch) zu nennen und behalf sich dort mit Auslassungszeichen. Sein Blick auf die Stadt war hier also der eines gelehrten, aber nicht mit Spezialwissen ausgestatteten Mannes. Wie erkannte er aber die wichtigen Gebäude? Sind sie alle von ihm erfasst worden? Sah er mehr oder weniger? Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede gab es zwischen seiner Wahrnehmung und der fachmännischen? Auch hier sind eine Reihe von Spezialuntersuchungen zur Berliner Architekturgeschichte heranzuziehen<sup>87</sup>, mit deren Hilfe die gesellschaftlichen Eigenheiten von Gerkens Blickweise hervorzuheben wären. In der Summe dürfte dies zu Einsichten führen, die auch auf andere Orte übertragbar sind.

Die geplante Edition verspricht also abseits des Erkenntnisgewinns, den Gerken als ‚erster Baedeker‘ für Berlin mit sich bringt, noch weitere Ergebnisse, die nicht auf diesen Ort beschränkt bleiben und in einem breiteren Zusammenhang überaus dienlich sind. Hier ist vor allem an die neuere Residenzenforschung zu denken, die sich nicht erst seit dem jüngsten Forschungsvorhaben ‚Residenzstädte im Alten Reich (1300–1800): Urbanität im integrativen und konkurrierenden Beziehungsgefüge von Herrschaft und Gemeinde‘ dem Verhältnis von Hof und Stadt verschrieben hat<sup>88</sup>. Eine

86 Tessin, Studieresor (wie Anm. 19); Berliner Baukunst (wie Anm. 21); HINTERKEUSER, Knesebeck (wie Anm. 23).

87 PFEFFER, Max: Geschichte der Schlossfreiheit zu Berlin, Berlin 1892; GUT, Albert: Das Berliner Wohnhaus des 17. und 18. Jahrhunderts, neu aufgelegt, von Waltraut VOLK erweitert, ausgestattet mit Meßbildaufnahmen und Aufnahmen von F. A. SCHWARZ, Berlin 1984 (Das Berliner Wohnhaus); MERTENS, Melanie: Berliner Barockpaläste. Die Entstehung eines Bautyps in der Zeit der ersten preußischen Könige, Berlin 2003 (Berliner Schriften zur Kunst, 14); DEMPS, Laurenz: Prälatenhäuser, Burglehen und Freihäuser, in: Berlin in Geschichte und Gegenwart (2012) S. 7–32.

88 RÖDEL, Walter G.: Im Schatten des Hofes – die Bevölkerung der frühneuzeitlichen Residenzstadt, in: Residenzen. Aspekte hauptstädtischer Zentralität von der frühen Neuzeit bis zum Ende der Monarchie, hg. von Kurt ANDERMANN, Sigmaringen 1992 (Oberrheinische Studien, 10), S. 83–111; SANDER-BERKE, Antje: Stadt und fürstlicher Hof im Schwerin des 16. Jahrhunderts, in: Stadt und Hof. Schwerin als Residenzstadt im 16. Jahrhundert, Schwerin 1995 (Schriften zur Stadt- und Regionalgeschichte, 3), S. 9–30; Ein zweigeteilter Ort? Hof und Stadt in der Frühen Neuzeit, hg. von Susanne Claudine PILS und Jan Paul NIEDERKORN, Innsbruck u.a. 2005 (Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte, 44); Der Hof und die Stadt. Konfrontation, Koexistenz und Integration in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. 9. Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, veranstaltet in Zusammenarbeit mit der Historischen Kommission für Sachsen-Anhalt, dem Institut für Geschichte der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und dem Deutschen Historischen Institut Paris, Halle an der Saale, 25.–28. September 2004, hg. von Werner PARAVICINI und Jörg WETTTLAUER, Ostfildern 2006 (Residenzenforschung, 20), S. 19–33; Zwischen Hof und Stadt. Aspekte der kultur- und sozialgeschichtlichen Entwicklung der Residenzstadt Weimar um 1800, hg. von Klaus RIES, Weimar 2007 (Hain Wissenschaft); GÖTTMANN, Frank: Der Hof und die Stadt und der staatlich-gesellschaftliche Transformationsprozeß im geistlichen Fürstentum. Das Beispiel des frühneuzeitlichen Paderborn, in: Höfe und Residenzen geistlicher Fürsten. Strukturen, Regionen und Salzburgs Beispiel in Mittelalter und Neuzeit. Ergebnisse der internationalen und interdisziplinären Tagung in der Salzburger Residenz, 19.–22. Februar 2009, hg. von Gerhard AMMERER, Ostfildern 2010 (Residenzenforschung, 24), S. 359–379; Städtisches Bürgertum und Hofgesellschaft. Kulturen integrativer und konkurrierender Beziehungen in Residenz- und Hauptstädten vom 14. bis ins 19. Jahrhundert. 12. Symposium der Residenzen-Kommission, September 2010 in Coburg, hg. von Jan HIRSCHBIEGEL, Werner PARAVICINI und Jörg WETTTLAUER, Ostfildern 2012 (Residenzenforschung, 25); Symbolische Interaktion in der Residenzstadt des Spätmittelalters und der Frühen

Publikation von Gerkens Stadtbeschreibung fügt sich hervorragend in dieses Forschungsfeld ein und dürfte dort von erheblichem Nutzen sein, weil in ihr auf unvergleichliche Weise die Höhe der ständischen Mauern anschaulich werden, die das Leben jeder frühneuzeitlichen Residenzstadt mindestens ebenso prägten wie die Architektur mit ihren städtischen Mauern.

Die von 1714 bis 1717 entstandene Beschreibung Berlins von Johan Heinrich Gerken soll dabei auf mehrere Arten zugänglich gemacht werden: Erstens wird auf Basis des *Concepts*<sup>89</sup> als Leithandschrift sowie der illustrierten *Beschreibung*<sup>90</sup> als Variante in einer kritischen Ausgabe eine Fassung ediert, in welcher die beiden unterschiedlichen Beschreibungszeiträume der Handschriften erkennbar bleiben. Die angekündigten aber fehlenden Abbildungen werden mit einer entsprechenden Kennzeichnung vervollständigt. Für die nur teilweise gefüllte Lücke zur Beschreibung des Schlosses ist kommentierend vorgesehen, zehn Oktavseiten aus einer noch unpublizierten Handschrift aus der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin heranzuziehen, in der annähernd zur gleichen Zeit ein anonymes Autor durch die Innenräume des Schlosses führt<sup>91</sup>. Weitere Stellenkommentare werden Gerkens Text um wichtige biografische, bibliografische, topografische, kunsthistorische, historische und sprachliche Informationen ergänzen. Eine umfassende Rekonstruktion der Entstehung und Überlieferung des Manuskripts sowie eine ereignis-, sozial-, kultur-, kunst- und wissenschaftsgeschichtliche Einordnung des Werks ist in Form eines Überblickskommentars geplant. Die Erschließung erfolgt durch ein Personen- und ein Objekts- bzw. Ortsregister.

Zweitens wird dieser gedruckten Fassung nach einer Karenzzeit eine digitale Form der Edition folgen, die durch ihre Volltextsuche eine weitere Zugangsmöglichkeit eröffnet. Mit dieser digitalen Variante wird zudem die wissenschaftliche und öffentliche Nachnutzung des Werkes auf dem sogenannten Grünen Weg im Open Access gewährleistet. Zur dauerhaften elektronischen Verfügbarkeit, freien Zugänglichkeit und Einbindung der digitalen Edition in größere Korpora ist eine Kooperation mit der Staatsbibliothek zu Berlin vereinbart.

Drittens werden die Texte und Bilder zu den einzelnen Objekten auf einer Website verteilt, die einen zur gleichen Zeit mit Gerkens Beschreibung entstandenen Stadtplan von Berlin zur Grundlage hat. Der dafür ideal geeignete Plan befindet sich im Besitz der

Neuzeit, hg. von Gerrit DEUTSCHLÄNDER, Marc von der HÖH und Andreas RANFT, Berlin 2013 (Hallische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, 9); HIRSCHBIEGEL, Jan: Hof, Residenz, Residenzstadt – alte und neue Forschungsfelder. Das Forschungsvorhaben „Residenzstädte im Alten Reich (1300–1800): Urbanität im integrativen und konkurrierenden Beziehungsgefüge von Herrschaft und Gemeinde“, in: Herrschen – Leben – Repräsentieren. Residenzen im Fürstentum Osnabrück 1600–1800. Beiträge der wissenschaftlichen Tagung vom 13. bis 15. September 2012 im Schloss Osnabrück, hg. von Susanne TAUSS, Regensburg 2014, S. 303–311; In der Residenzstadt. Funktionen, Medien, Formen bürgerlicher und höfischer Repräsentation. 1. Atelier der neuen Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen veranstaltet mit dem Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein, 20.–22. September 2013, hg. von Jan HIRSCHBIEGEL und Werner PARAVICINI, Ostfildern 2014 (Residenzenforschung, N.F.: Stadt und Hof, 1).

89 LAB, F Rep. 237 Nr. 7.

90 LAB, F Rep. 237 Nr. 8.

91 SBB, Handschriftenabteilung, Ms. boruss. oct. 227, Bl. 22r–26v.

Kartenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin, es handelt sich um das großformatige und farbig gezeichnete Werk eines Anonymus mit dem Titel *Le véritable plan de la Ville de Berlin*<sup>92</sup>. Das auf 1716 datierte Blatt bietet die nötige Genauigkeit und umfasst sämtliche von Gerken beschriebene Vorstädte. Der Plan ist entgegen den früheren Berliner Gewohnheiten genordet<sup>93</sup>, was heute die Lesbarkeit erleichtert. Der Weg Gerkens durch die Stadt wird so räumlich nachvollziehbar und durch die Beschreibung und Illustration der jeweiligen Gebäude vor Ort werden diese in ihrer konkreten Ausgestaltung anschaulich vorstellbar. Hierbei ist auch vorgesehen, weitere zeitgenössische Teilansichten der Stadt heranzuziehen, die einer Vertiefung des Eindrucks dienen. Aus dem Bereich der Druckgrafik wären hier etwa die Stiche aus Begers *Thesaurus Brandenburgicus*<sup>94</sup> oder von Pieter Schenk<sup>95</sup> zu nennen, von den bislang bekannten Handzeichnungen vor allem die gleichfalls im Besitz der Staatsbibliothek zu Berlin befindlichen Stadtansichten von Johann Stridbeck dem Jüngeren<sup>96</sup>. Weil diese Werke einen etwas früheren Zustand der Stadt zeigen (1696–1701 bzw. 1695), werden davon nur diejenigen Ansichten gewählt, auf denen sich bis 1717 keine baulichen Veränderungen ergeben haben. Der visuelle Zugang über Karte und Bilder zum Text unterscheidet sich von den beiden ersten textorientierten Wegen wesentlich, weil damit andere Interessen angesprochen und weitere Fragestellungen ermöglicht werden. Die Website sorgt zudem für eine möglichst große Breitenwirkung.

Auf diesen drei Wegen soll sowohl einem breiteren Publikum wie auch der Forschung ein Werk zugänglich werden, das gleichermaßen von lokaler wie überregionaler Bedeutung ist. Den Aufwand einer erstmaligen Edition rechtfertigt der Nutzen in mehreren Bereichen: Für die Stadt- bzw. Landesgeschichte wird ein Urtext verfügbar gemacht, der von Umfang und Qualität als ‚erster Baedeker‘ von Berlin gelten kann. Mit ihm lässt sich nicht nur eine präzise Vorstellung der Stadt bis zum Jahr 1717 in Wort und Bild erlangen, sondern auch der Wert späterer Beschreibungen von Berlin ermessen, die zum Teil auf Gerkens Manuskript zurückgriffen. Eine Publikation wird sowohl für Fachleute wie für einen nicht primär wissenschaftlich interessierten Kreis von Bedeutung sein. Das Aufzeigen früherer Zustände Berlins führt den heutigen Einwohnern Kontinuitäten und seither eingetretenen Wandel sinnfällig vor Augen, es entwickelt durch die regionalgeschichtliche Perspektive besondere Bindekraft und bietet Identifikationspotential: Heimat definiert sich zumeist über Geschichte. Die Rolle der Landesgeschichte als Schnittstelle von Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit

92 SBB, Kartenabteilung, Kart. 2° 4933.

93 Vgl. SCHULZ, Günther: Stadtpläne von Berlin 1652–1920, Berlin 1998 (Schriftenreihe des Landesarchivs Berlin, 3), S. 107, Nr. 54.

94 Beger, Thesaurus (wie Anm. 31). Vgl. BUDDE, Hendrik: Spreeathen – neues Rom. Darstellungen der brandenburg-preussischen Residenzstadt Berlin als illustrativer Buchschmuck des „Thesaurus Brandenburgicus“, in: 300 Jahre „Thesaurus Brandenburgicus“. Archäologie, Antikensammlung und antikisierende Residenzausstattungen im Barock. Akten des Internationalen Kolloquiums Schloss Blankensee, 30.9.–2.1.2000, hg. von Henning WREDE und Max KUNZE, München 2006, S. 17–56.

95 Schenk, Pieter: *Conspectus Berolini et Cliviae* [...], Amsterdam [ca. 1700].

96 SBB, Handschriftenabteilung, Ms. boruss. quart. 9. Vgl. Berlin anno 1690. Zwanzig Ansichten aus Johann Stridbeck's des Jüngeren Skizzenbuch. Mit einem Plan von Berlin aus dem Jahre 1685, hg. und erläutert von Wilhelm ERMAN, Berlin 1881; Die Stadt Berlin im Jahre 1690. Gezeichnet von Johann Stridbeck dem Jüngeren, Kommentar von Wolfgang LÖSCHBURG, Leipzig 1981.

lässt hier eine breitenwirksame Edition entstehen, die auch kulturpolitisch relevant ist. Für die Residenzenforschung im deutschsprachigen Raum kann mit Gerkens Beschreibung ein Text geliefert werden, durch den auf einzigartige Weise die sonst kaum auszumachende, weil fließende und halbdurchlässige Grenze zwischen Hof und Stadt erkennbar wird, wie sie vergleichbar jede Residenzstadt durchzog.



# DISSERTATIONSPROJEKTE

## Handlungsspielräume geistlicher Herrschaft im Mittelalter Das Beispiel der Bischöfe von Minden

FREDERIEKE MARIA SCHNACK\*

### 1. Fragestellung und Erkenntnisinteresse

Maßgeblich im Rahmen des an der Universität Greifswald von Karl-Heinz Spieß geleiteten ‚Principes‘-Projekts ist in den vergangenen Jahren eine ganze Reihe neuer Fragestellungen zum spätmittelalterlichen Reichsfürstenstand mit dem Ziel entwickelt worden, die weltlichen Fürsten „als soziale Gruppe im Zeitraum von etwa 1250 bis 1520/30“<sup>1</sup> zu untersuchen. Neben Forschungen zu den Kontakten und Verbindungen der Fürsten untereinander sollte mit Hilfe universell anwendbarer Analyseparameter die Möglichkeit zum Vergleich einzelner Fürsten und ihrer Dynastien eröffnet werden. Basierend auf Peter Moraws Beobachtungen zur Heterogenität des Reichsfürstenstandes<sup>2</sup>, hatte es sich das ‚Principes‘-Projekt somit zur Aufgabe gemacht, ein geeignetes Instrumentarium für eine „Schichtungsanalyse des Reichsfürstenstandes“<sup>3</sup> zu entwickeln. Genau dies leistet Oliver Auges Untersuchungsmodell der ‚Handlungsspielräume‘<sup>4</sup>, da es die bisherigen sozialgeschichtlich ausgerichteten Analyseansätze wie beispielsweise Spieß’ Forschungen zum deutschen Hochadel<sup>5</sup> um eine politisch-verfassungsgeschichtliche Komponente erweitert und den zuvor eher vage gebrauchten Begriff der ‚Handlungsspielräume‘ erstmals einer konzeptionell verwendbaren Definition zuführt. Anknüpfend an Werner Stegmaier, der „Spielräume“ als „geregelt

\* Frederieke Maria Schnack M.A., Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Historisches Seminar, Abteilung für Regionalgeschichte, Olshausenstraße 40, D-24098 Kiel, E-Mail: schnack@histosem.uni-kiel.de.

1 Siehe <https://geschichte.uni-greifswald.de/arbeitsbereiche/lehrstuehle/ma/ma-forschung/principes/> [15.08.2016] sowie <https://geschichte.uni-greifswald.de/arbeitsbereiche/lehrstuehle/ma/ma-forschung/principes/ma-principes-ziele/> [15.08.2016]. Auch zum Folgenden.

2 MORAW, Peter: Fürstentum, Königtum und „Reichsreform“ im deutschen Spätmittelalter, in: Vom Reichsfürstenstande, hg. von Walter HEINEMEYER, Köln u.a. 1987, S. 117–136, zugleich in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 122 (1986) S. 117–136, hier S. 122. Damit sind Fickers Forschungen zum Reichsfürstenstand als überholt anzusehen: FICKER, Julius: Vom Reichsfürstenstande. Forschungen zur Geschichte der Reichsverfassung zunächst im XII. und XIII. Jahrhunderte, 2 Bde., Bd. 2 bearb. und hg. von Paul PUNTSCHART, Innsbruck 1861–1923.

3 Siehe <https://geschichte.uni-greifswald.de/arbeitsbereiche/lehrstuehle/ma/ma-forschung/principes/ma-principes-ziele/> [15.08.2016].

4 AUGES, Oliver: Handlungsspielräume fürstlicher Politik im Mittelalter. Der südliche Ostseeraum von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis in die frühe Reformationszeit, Ostfildern 2009 (Mittelalter-Forschungen, 28). Zum hier vorgelegten ‚Forschungsdesign‘ außerdem: DERS.: Zu den Handlungsspielräumen „kleiner“ Fürsten. Ein neues Forschungsdesign am Beispiel der Herzöge von Pommern-Stolp (1372–1459), in: Zeitschrift für historische Forschung 40 (2013) S. 183–226.

5 SPIESS, Karl-Heinz: Familie und Verwandtschaft im deutschen Hochadel des Spätmittelalters. 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts, Stuttgart 1993 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beihefte, 111), 2., korrig. Aufl., Stuttgart 2015.

Grenze unregelmäßigen Verhaltens“<sup>6</sup> bezeichnet hat, versteht Auge den davon abgeleiteten Begriff ‚Handlungsspielräume‘ als die „Möglichkeit“, auf die Gesamtheit „wie auch immer gearteter Herausforderungen, die sich einem Fürsten zu unterschiedlichen Zeiten und unterschiedlichen Bedingungen stellten und welche diese mehr oder minder geregelte ‚Grenze‘ darstellen, ‚spielerisch‘ bzw. für Stegmaier ‚unregelmäßig‘ zu reagieren“<sup>7</sup>. Die sich aus vielen einzelnen Aktionen ergebende Politik eines Fürsten auf unterschiedlichen Feldern lasse sich somit, so Auge, als „bewußte, d.h. aktive, oder auch unbewußte, sprich: passiv-antwortende, in ihrem Ergebnis sowohl erfolgreiche als auch fehlgehende Suche nach solchen Handlungsspielräumen“ verstehen. Wie die Handlungsspielräume eines Fürsten im Einzelnen ausgesehen haben können, hat Auge ausführlich am Beispiel der Dynastien des südlichen Ostseeraums dargelegt. Weitere Untersuchungen folgten insbesondere zum Konnubium als Teilbereich der Handlungsspielräume, mit dem die Position einer Dynastie in der Schichtung des Reichsfürstenstandes schlüssig bestimmt werden kann<sup>8</sup>. In Anlehnung an diese Forschungen wurden und werden mehrere Projekte vorbereitet, die sich ebenfalls weltlichen Fürsten unter dem Aspekt der Handlungsspielräume widmen<sup>9</sup>.

Die differenzierte Untersuchung des weltlichen Reichsfürstenstandes ist damit eingeleitet – der Blick auf die geistlichen Fürsten fehlt bislang jedoch noch. Dies ist umso erstaunlicher, als Moraw beispielsweise für das Jahr 1375 „47 Reichsfürstentümer

6 STEGMAIER, Werner: Philosophie der Orientierung, Berlin u.a. 2008, S. 221.

7 AUGE, Handlungsspielräume (wie Anm. 4) S. 8. Auch zum Folgenden.

8 AUGE, Oliver: Das Konnubium der fürstbischöflichen oder jüngeren Gottorfer Linie bis zur Eheschließung Peter Friedrich Ludwigs (1781), in: Die Fürsten des Bistums. Die fürstbischöfliche oder jüngere Linie des Hauses Gottorf in Eutin bis zum Ende des Alten Reiches. Beiträge zum Eutiner Arbeitsgespräch im April 2014, hg. von DEMS. und Anke SCHARRENBERG, Eutin 2015 (Eutiner Forschungen, 13), S. 15–37; DERS.: Der dynastische Heiratsmarkt einer umkämpften Region. Ehen und Ehepolitik der Herzöge von Schleswig von Abel bis Adolf VIII., in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 138 (2013) S. 7–31; DERS.: Die Familien- und Heiratspolitik der Schauenburger Dynastie (bis ca. 1500), in: 900 Jahre Schauenburger im Norden. Eine Bestandsaufnahme, hg. von DEMS. und Detlev KRAACK, Kiel u.a. 2015 (Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins, 121; Zeit + Geschichte, 30), S. 211–232; DERS.: Die Herzöge von Sachsen-Lauenburg und der europäische Heiratsmarkt in Mittelalter und früher Neuzeit, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 148 (2012) S. 119–152; DERS.: Dynastiegeschichte als Perspektive vergleichender Regionalgeschichte. Das Beispiel der Herzöge und Grafen von Schleswig und Holstein (Anfang 13. bis Ende 17. Jh.), in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 135 (2010) S. 23–46; DERS.: The dynastic marriage market of a contested region: Marriages and marriage politics of the Dukes of Schleswig from Abel to Adolf, in: Schleswig-Holstein – contested region(s) through history, hg. von Michael BREGNSBO und Kurt Villads JENSEN, Odense 2016, S. 77–98.

9 Hier sind besonders die Dissertationsprojekte Melanie Greinerts (Denk- und Handlungsräume fürstlicher Ehefrauen zwischen Dynastie und hochadeligem Selbstverständnis am Beispiel der Fürstinnen von Schleswig-Holstein-Gottorf [1564–1728], Projektbeschreibung in: Mitteilungen der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, N.F.: Stadt und Hof 3 [2014] S. 113–120) und Franziska Hormuths (Endlichkeiten fürstlicher Politik: Die Handlungsspielräume der Herzöge von Sachsen-Lauenburg [1296–1689]) zu nennen: [www.histsem.uni-kiel.de/de/abteilungen/regionalgeschichte/qualifikationsarbeiten](http://www.histsem.uni-kiel.de/de/abteilungen/regionalgeschichte/qualifikationsarbeiten) [18.08.2016]. Ferner: SCHNACK, Frederieke Maria: Die Heiratspolitik der Welfen von 1235 bis zum Ausgang des Mittelalters, Frankfurt a.M. 2016 (Kieler Werkstücke. Reihe A: Beiträge zur schleswig-holsteinischen und skandinavischen Geschichte, 43); DIES.: Heiratspolitik und Handlungsspielräume. Das Konnubium der Herzöge von Lüneburg (Altes Haus), in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 86 (2014) S. 185–212.

mindestens bischöflichen Ranges“ gezählt hat und allgemein von einem „zahlenmäßige[n] Übergewicht der geistlichen Fürsten“, deren Gebiete zusammengenommen „ein Sechstel bis ein Siebentel“ des Reiches ausgemacht hätten, ausgeht<sup>10</sup>. Das „Phänomen des fast gänzlichen Fehlens der politischen Handlungsfreiheit von Fürstentümern“ sieht er als „im geistlichen Bereich besonders ausgeprägt“ an<sup>11</sup>. Ein „ansehnliches Maß an Unabhängigkeit“ vermutet Moraw bei „nicht einmal einem Drittel der Fürstbischöfe“ – ohne allerdings konkrete Hinweise auf mutmaßliche Gründe oder gar Beispiele für besonders mächtige oder schwache geistliche Herrscher zu nennen. Die Frage nach Möglichkeiten und Grenzen bischöflichen Handelns sowohl in geistlichen als auch in weltlichen Angelegenheiten, sei es auf Reichsebene, im Hochstift, unter Verwandten oder im Verhältnis mit den Nachbarn, bedarf also dringend einer eingehenden Betrachtung.

Hier will das Dissertationsprojekt ansetzen und den aktuellen Forschungsdiskurs zum spätmittelalterlichen Fürstenstand und seinen Handlungsspielräumen erstmals um die Komponente der geistlichen Fürsten erweitern. Oliver Auges skizziertes Untersuchungskonzept soll dafür geringfügig modifiziert und an die spezifischen Gegebenheiten fürstbischöflicher Herrschaft sowie ihrer Aktionsfelder angepasst werden. Um Moraws Thesen zur großflächigen Handlungsunfähigkeit der spätmittelalterlichen geistlichen Reichsfürsten stichhaltig überprüfen zu können, bietet sich die exemplarische Analyse eines ausgewählten Bistums in der *longue durée* an. Als Untersuchungsbeispiel sollte mit Blick auf die Aussagekraft der Ergebnisse ein hinsichtlich seiner Größe und Lage im Reich vergleichsweise typisches, kleines Bistum gewählt werden, dessen Bischöfe bislang eher zum großen mindermächtigen Teil des Reichsfürstenstandes gezählt worden sind. Würden dagegen beispielsweise die Kölner Erzbischöfe untersucht, die ohne jeglichen Zweifel unter das von Moraw benannte knappe Drittel der unabhängig agierenden geistlichen Herrscher fallen, beeinflusste dies das Ergebnis der Studie schon vorab auf erhebliche Weise. Im Falle des Kölner Suffraganbistums Minden dagegen steht eine solche Vorauszeichnung des Untersuchungsergebnisses nicht zu vermuten. Minden erscheint in der bisherigen Forschung (vgl. dazu Abschnitt 3) als eher kleines Bistum mit weitgehend machtlosen Bischöfen. Mit welchen Möglichkeiten und Grenzen diese ihre Herrschaft tatsächlich ausüben konnten, soll für den Zeitraum von 1253 bis 1508 und somit für die nachstaufige, vorreformatorische Zeit untersucht werden. Die Analyse nimmt insgesamt 21 Mindener Bischöfe und Elekten in den Blick, um schließlich ein differenziertes, exemplarisches Bild bischöflicher Handlungsspielräume im Spätmittelalter zeichnen und die bisherigen Forschungen zum Reichsfürstenstand um einen wichtigen, neuen Untersuchungszeitraum erweitern zu können.

## 2. Methode

Auges Untersuchungsmethode fußt auf der Prämisse, dass sich die fürstliche Suche nach Handlungsspielräumen als „kontinuierliche wie von Brüchen gekennzeichnete Bewegung bzw. Entwicklung innerhalb eines Koordinatensystems von Handlungsoptionen umschreiben“ lässt<sup>12</sup>. Das dieser Suche zugrundeliegende regelhafte System

10 MORAW, Fürstentum (wie Anm. 2) S. 122.

11 Ebd., S. 126. Auch zum Folgenden.

12 AUGÉ, Handlungsspielräume (wie Anm. 4) S. 8.

sieht Auge für weltliche Fürsten als von fünf „Komponenten“, auch als „Koordinaten“ bezeichnet, bestimmt. Hinter diesen Koordinaten stehen unterschiedliche Handlungsfelder, die es erfordern, verfassungs-, sozial-, wirtschafts-, dynastie- und kulturgeschichtliche Aspekte<sup>13</sup> gleichrangig in die Untersuchung einfließen zu lassen. Das Konzept der Handlungsspielräume bedeutet nun, dass diese Koordinaten mittels einer Konstellationsanalyse einzeln und an einschlägigen Beispielen fürstlicher Regierungstätigkeit in den Blick genommen werden, um schließlich einer Gesamteinschätzung der Möglichkeiten und Grenzen fürstlichen Handelns zugeführt zu werden. Auf diese Weise kann das Untersuchungskonzept regelhafte Abläufe in den Aktionen von Reichsfürsten aufdecken und somit Moraws Forderung nach einer „verfassungsgeschichtliche[n] ‚Grammatik‘“<sup>14</sup> für das politische Geschehen im spätmittelalterlichen Reich entsprechen. In einem Punkt ist bei der Analyse einzelner Ereignisse jedoch Vorsicht geboten: Die übergeordnete Vorstellung von einem regelhaften System, das hinter dem fürstlichen Handeln steht, darf nicht zu einer Überinterpretation der Quellen sowie der daraus zu erschließenden fürstlichen Einzelaktionen führen. Zusammenhänge im Umgang der Fürsten mit den sich jeweils präsentierenden Herausforderungen verschiedener Politikfelder müssen zweifelsohne erkannt und benannt, dürfen aber nicht zwanghaft konstruiert werden. Insofern ist generell ein abwägender, in unklaren Fällen vorsichtiger Blick auf die Quellenüberlieferung in ihrer gesamten Breite und die daraus zu ziehende maximale Menge von Schlussfolgerungen nötig<sup>15</sup>.

Bei der Anwendung dieser Methode zur Analyse fürstbischöflicher Handlungsspielräume ist zu beachten, dass sich das Regelsystem, in dem sich die Handlungen geistlicher Reichsfürsten vollzogen, in manchen Punkten von demjenigen unterscheidet, das für ihre weltlichen Standesgenossen angenommen werden muss. In seiner Untersuchung mindermächtiger Fürstendynastien des südlichen Ostseeraums hat Auge die bereits erwähnten fünf Koordinaten ausgemacht, nämlich erstens den Raum, der die herzogliche Herrschaft bestimmte und auf den sie bezogen war, zweitens die wirtschaftlich-finanzielle Situation des Fürsten, drittens seine Dynastie, viertens seine verfassungsrechtliche Stellung im Reich und fünftens den Aspekt der Repräsentation und des damit zusammenhängenden Rangbewusstseins<sup>16</sup>. Die Koordinaten zwei, vier und fünf können inhaltlich unverändert auch an die fürstbischöfliche Herrschaft angelegt werden; leichte Modifikationen in den untersuchungsleitenden Fragen sind bei der Koordinate ‚Dynastie‘ nötig: Während die Heiratspolitik, welche für weltliche Fürsten ein äußerst wichtiges Aktionsfeld darstellte, naturgemäß eher in den Hintergrund treten kann, muss es hier insbesondere um die Herkunftsdynastien der Bischöfe hochadliger Abstammung und ihren Einfluss auf deren Amtsführung sowie gegebenenfalls

13 Ebd., S. 6.

14 MORAW, Peter: Landesgeschichte und Reichsgeschichte im 14. Jahrhundert, in: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte 3 (1977) S. 175–191, hier S. 177. AUGE, Handlungsspielräume (wie Anm. 4) S. 9 hat darauf hingewiesen, dass sein kasuistisches Vorgehen Moraws Forderung einer „Grammatik“ nach linguistischem Verständnis eher im Sinne einer „Pragmatik“ entspreche, da die Frage nach Handlungsmustern und ihrer Verwendung einen pragmatischen Zugriff auf die Thematik darstelle. Auge verweist auf FLAIG, Egon: Ritualisierte Politik. Zeichen, Gesten und Herrschaft im Alten Rom, Göttingen 2003 (Historische Semantik, 1), S. 10.

15 Vgl. AUGE, Handlungsspielräume (wie Anm. 4) S. 7.

16 Ebd., S. 8.

auch auf die Bischofswahl gehen. Ebendieser Weg auf den Bischofsstuhl verdient zudem besondere Beachtung und muss als eigene Koordinate in die Untersuchung aufgenommen werden: Die Ereigniskette von der Wahl bis zur päpstlichen Bestätigung samt möglicher Verzögerungen und Anerkennungsschwierigkeiten eines Kandidaten konnte bereits ein entscheidendes Hindernis für seinen Amtsantritt bedeuten; im Gegenzug wirkte ein reibungsloser Ablauf befördernd für die Durchsetzung des Kandidaten im Bistum. Das hierbei zutage tretende Verhalten nicht unmittelbar am Wahlvorgang beteiligter Akteure wie der Kathedralstadt und der weltlichen Nachbarn des Hochstifts kann ferner vorausdeutende Anhaltspunkte für die bischöflichen Handlungsoptionen auf anderen Politikfeldern liefern. Daneben muss unbedingt die geistliche Seite der bischöflichen Herrschaft Beachtung finden und angesichts ihrer hohen Komplexität – unter diesen Punkt fallen etwa das Verhältnis zum Papst, zu anderen Bischöfen, zum Domkapitel, zu weiteren geistlichen Einrichtungen und ganz generell geistliche Handlungen – als eigene Koordinate in die Untersuchung aufgenommen werden. Insofern bietet es sich an, im Sinne einer Gegenüberstellung geistlicher und weltlicher Herrschaftskomponenten der Bischöfe die von Auge als ‚Raum‘ bezeichnete Koordinate rein auf die bischöfliche Herrschaft im Hochstift einzugrenzen.

Dies ergibt für die Untersuchung bischöflicher Handlungsspielräume ein Regelsystem von sieben Koordinaten, die nun folgendermaßen lauten: Eintritt ins Bischofsamt, geistliches Wirken, verfassungsrechtliche Stellung, Dynastie, weltliche Herrschaft im Hochstift, Wirtschaft und Finanzen, Repräsentation. Anhand aussagekräftiger, durch einen breit angelegten Blick auf verschiedene Quellengattungen herausgefilterter Beispiele aus den 21 Episkopaten des Untersuchungszeitraums (1253–1508) soll mit diesem Tableau aus verschiedenen Herrschaftskomponenten ein differenziertes Bild bischöflicher Handlungsspielräume im Spätmittelalter entwickelt werden, wobei gelegentliche vergleichende Blicke in die Nachbarbistümer – sofern thematisch angebracht – einbezogen werden können. Eine neue, chronologisch vorgehende und dafür nicht inhaltlich zwischen einzelnen Handlungsfeldern differenzierende Bistumsgeschichte ist ausdrücklich nicht Ziel der Arbeit.

### **3. Untersuchungsgegenstand**

Das Bistum Minden bietet sich aufgrund mehrerer Aspekte seiner durchaus wechselvollen Geschichte im Früh- und Hochmittelalter sowie seines Entwicklungsstands zu Beginn des Spätmittelalters als typisches Beispiel für ein kleines, mindermächtig anmutendes Bistum an, dessen Untersuchung generelle Ergebnisse mit hoher, übergreifender Aussagekraft für vergleichbare geistliche Fürstentümer verspricht.

Die Gründungsumstände des Bistums sind eng an die langen, von Vorstößen und Rückschlägen gleichermaßen geprägten Sachsenkriege Karls des Großen und die parallel verlaufenden, maßgeblich vom Kloster Fulda ausgehenden Missionsbemühungen geknüpft<sup>17</sup>. Vermutlich um 800 und damit in etwa zeitgleich mit den Diözesangrün-

<sup>17</sup> Ausführlich hierzu und zum Folgenden: ORTMANN, Kurt: Das Bistum Minden in seinen Beziehungen zu Kaiser, Papst und Herzog bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, Bensberg 1972 (Reihe der Forschungen, 5), S. 3–10. In Kurzform KOHL, Wilhelm: Art. „Bistum Minden“, in: Die Bistümer des Heiligen Römischen Reiches von ihren Anfängen bis zur Säkularisation, hg. von Erwin GATZ, Freiburg i.Br. 2003, S. 469–478, hier S. 469f.

dungen in Halberstadt, Hildesheim und Osnabrück wurde der Missionsbezirk, der den aufstrebenden Ort Minden umgab, gemeinsam mit einem weiter südlich gelegenen Bezirk in das gleichnamige Bistum umgewandelt und an Erkanbert, einen Fuldaer Mönch und Leiter der bisherigen Missionsbemühungen an der Mittelweser im südlicheren Missionsgebiet, als ersten Mindener Bischof übergeben<sup>18</sup>. Warum die neugegründete Diözese dem Erzbistum Köln und nicht Mainz unterstellt wurde, liegt im Dunkeln – eine Vermutung lautet, dass im Raum direkt um Minden möglicherweise rheinische Missionare gewirkt haben könnten und Minden deshalb ein Kölner Suffraganbistum wurde<sup>19</sup>. Als solches nahm es in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens eine überaus prosperierende Entwicklung, da mehrere seiner Bischöfe, darunter allen voran Landward und Milo, enge Beziehungen zum Königshof pflegten und im Dienst des Reichsoberhauptes wichtige Privilegien sammeln konnten. Mehrere Königsbesuche in der Cathedralstadt Minden, die eigentlich abseits der gängigen herrscherlichen Reiseroute nach Norden lag, zeugen sowohl von der Bedeutung der hochmittelalterlichen Mindener Bischöfe auf Reichsebene als auch davon, dass die Mindener Bischofswürde zu jener Zeit offenbar hinsichtlich ihres Prestiges und ihrer finanziellen Einträglichkeit durchaus als angemessen für hochrangige königliche Berater erachtet wurde<sup>20</sup>. Die in Minden sehr langen und ebenso heftigen Auswirkungen des Investiturstreits setzten dieser Entwicklung an der Wende vom elften zum zwölften Jahrhundert ein jähes Ende, da mehrere Bischofsschismen und gewalttätige Auseinandersetzungen die bischöfliche Regierungsgewalt über Jahrzehnte fast völlig lähmten<sup>21</sup>. Nach dieser Zäsur scheint die Bedeutung des Mindener Bistums und seiner Bischöfe in einem Abwärtstrend begriffen gewesen zu sein<sup>22</sup>. Gleichzeitig beschränkte sich die Reichweite der bischöflichen Politik angesichts der vielen regionalen Probleme zunehmend auf das Hochstift und seine Umgebung: Mit der aufstrebenden Cathedralstadt, den die Region bestimmenden Welfenherzögen, benachbarten Grafen- wie Herrengeschlechtern, zu denen etwa die Schaumburger zu zählen sind, und nach Unabhängigkeit strebenden Ministerialen – um nur einige Beispiele zu nennen – traten Akteure auf den Plan, welche die Handlungsoptionen der Mindener Bischöfe auf mehreren Politikfeldern entscheidend einengen konnten.

In der bisherigen Forschung haben die drei hauptsächlichen, zwischen Ende der 1960er und Beginn der 1990er Jahre verfassten Studien zu den Mindener Bischöfen von Ortmanns, Scriverius und Brandhorst versucht, diese komplexen Entwicklungen für

18 Vgl. zu Erkanbert neben Ortmanns: GISBERT, Erich: Die Bischöfe von Minden bis zum Ende des Investiturstreits, in: Mindener Jahrbuch 5 (1930/31) S. 3–80, hier S. 5f. Zur Bistumsgründung auch FREISE, Eckhard: Die Sachsenmission Karls des Großen und die Anfänge des Bistums Minden, in: An Weser und Wiehen. Beiträge zur Geschichte und Kultur einer Landschaft. Festschrift für Wilhelm Brepohl, hg. von Hans NORDSIEK, Minden 1983 (Mindener Beiträge, 20), S. 57–100, hier S. 71.

19 ORTMANNNS, Bistum Minden (wie Anm. 17) S. 6 und 9.

20 Zu den Königsbesuchen und der Entwicklung des Bistums in seinen ersten Jahrhunderten wiederum ebd., Kap. I.2 bis II.2.b. Zu Landward und Milo im Einzelnen ebd., S. 25–35 sowie GISBERT, Bischöfe (wie Anm. 18) S. 11–13.

21 ORTMANNNS, Bistum Minden (wie Anm. 17) S. 52–59. Zu den Bischöfen während der Schismen GISBERT, Bischöfe (wie Anm. 18) S. 20–31.

22 Dazu allgemein KOHL, Art. „Bistum Minden“ (wie Anm. 17) S. 472–474.

jeden Bischof einzeln und somit chronologisch zu beschreiben<sup>23</sup>. Zusammengenommen können diese drei eigenständigen Werke gleichsam als eine heterogene, das heißt hinsichtlich Fragestellung und Herangehensweise nicht völlig aufeinander abgestimmte Bischofsreihe mit vorrangigem Fokus auf der weltlichen Herrschaft aufgefasst werden und wertvolle Hilfe bei der Auswahl der zu analysierenden Ereignisse geben. Letzteres gilt auch für einige Beiträge zur Mindener Stadt- und Burgengeschichte<sup>24</sup> sowie für eine Reihe von Aufsätzen<sup>25</sup>, die sich mit Einzelaspekten der Hochstiftsgeschichte beschäftigen. Insgesamt gesehen haben die hier angerissenen, schon sehr breit angelegten Forschungstendenzen zum Bistum Minden zwar immer wieder einzelne Themen behandelt, die auch für die Frage nach bischöflichen Handlungsspielräumen wichtig sind – eine solche zusammenführende Untersuchung liegt jedoch noch nicht vor. Insofern bietet sich Minden auch von diesem Standpunkt aus betrachtet als Analysebeispiel an.

Ein ganz kurzer Blick auf die Quellenlage soll die Beschreibung des Bistums Minden als Untersuchungsgegenstand beschließen. Das Konzept der Handlungsspielräume verlangt, wie bereits geschildert, einen breit angelegten Blick auf die Überlieferung. Im Falle Mindens muss somit hauptsächlich die Urkundenüberlieferung zum Bistum behandelt werden, die bis 1325 ediert ist<sup>26</sup> und neben anderen Archivalien größtenteils im Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abteilung Westfalen sowie im Kommunalarchiv Minden liegt. Sie reicht durch das gesamte Spätmittelalter, ist jedoch nicht für alle Jahrzehnte breit gestreut. Wertvolle, diese Überlieferung gut ergänzende Hinweise geben mehrere Nekrologe und Chroniken sowie ferner die Lehnregister der Minde-

23 ORTMANN, Bistum Minden (wie Anm. 17); SCRIVERIUS, Dieter: Die weltliche Regierung des Mindener Stifts von 1140–1397, 2 Bde., Marburg 1969–1974; BRANDHORST, Dirk: Untersuchungen zur Geschichte des Hochstifts Minden im Spätmittelalter, unveröff. Magisterarbeit Göttingen 1993. SCHROEDER, Wilhelm: Chronik des Bistums und der Stadt Minden, Minden 1886 hat sich dagegen als nicht in allen Punkten zuverlässig erwiesen; hier fehlen außerdem Angaben zu den verwendeten Quellen. Den Darstellungen von Ortmanns, Scriverius und Brandhorst muss somit eindeutig der Vorzug gegeben werden.

24 Beispielgebend herausgegriffen: SCHULTE, Monika M.: Macht auf Zeit. Rats Herrschaft im mittelalterlichen Minden, Warendorf 1997 (Beiträge und Quellen zur Stadtgeschichte Niederdeutschlands, 4). Schulte hat das Thema ihrer Monographie auch in einigen kürzeren Beiträgen aufgegriffen, die hier aus Gründen des Umfangs nicht genannt werden. – KUCK, Matthias: Burg und bischöfliche Herrschaft im Stift Minden, Diss. masch. Münster 2001.

25 Hier sind beispielsweise zu nennen: KRUPPA, Nathalie: Emanzipation vom Bischof. Zum Verhältnis zwischen Bischof und Stadt am Beispiel Mindens, in: Bischof und Bürger. Herrschaftsbeziehungen in den Kathedralstädten des Hoch- und Spätmittelalters, hg. von Uwe GRIEME, Nathalie KRUPPA und Stefan PÄTZOLD, Göttingen 2004 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 206; Studien zur Germania Sacra, 26), S. 67–87; DIES.: Verhältnis zwischen Bischof und Domkapitel am Beispiel des Bistums Minden, in: Concilium medii aevi 6 (2003) S. 151–161; MEYER, Birgit: Die Wichgrafenvillikation als Begründung des Wichgrafenamtes in Minden, in: Mitteilungen des Mindener Geschichtsvereins 54 (1982) S. 53–69; NORDSIEK, Hans: Kaiser Karl IV. und das Bistum Minden, in: Mitteilung des Mindener Geschichtsvereins 50 (1978) S. 71–102; SCRIVERIUS, Dieter: Die Entmachtung des Mindener Wichgrafen, in: Zwischen Dom und Rathaus. Beiträge zur Kunst- und Kulturgeschichte der Stadt Minden, hg. von Hans NORDSIEK, Minden 1977, S. 157–167.

26 Westfälisches Urkundenbuch, Bd. VI: Die Urkunden des Bistums Minden vom J. 1201–1300, bearb. von Hermann HOOGEWEG, Münster 1898. – Westfälisches Urkundenbuch, Bd. X: Die Urkunden des Bistums Minden 1301/1325, bearb. von Robert KRUMBHOLTZ, 2., verb. u. erg. Aufl. besorgt von Robert PRINZ, Münster 1977.

ner Bischöfe und eine spätmittelalterliche Beschreibung des Bistums<sup>27</sup>. Zusammengekommen ermöglicht die Überlieferung trotz einiger Lücken fundierte Schlüsse, ist aber gleichzeitig für das beschriebene Projekt nicht zu umfangreich – diese Schwierigkeit ergäbe sich beispielsweise bei einem größeren Bistum.

#### **4. Zusammenfassung**

Insgesamt gesehen lässt sich das skizzierte Promotionsprojekt zu den Handlungsspielräumen der Mindener Bischöfe somit als bischofs- wie kirchenhistorisches Forschungsvorhaben mit eindeutigem Schwerpunkt auf im weitesten Sinne politikgeschichtlichen Fragestellungen umreißen. Da notwendigerweise sowohl das regionale Umfeld der Bischöfe als auch die Ebene des Reiches untersucht werden müssen, verknüpft das Vorhaben landes- und reichsgeschichtliche Zugriffe und Fragestellungen. Auch Aspekte der Verfassungs-, Wirtschafts-, Sozial-, Kultur- und Kirchengeschichte müssen gleichrangig zueinander in Beziehung gesetzt werden, um einen qualifizierten Blick auf die verschiedenen bischöflichen Aktionsfelder zu gewährleisten. Wegen dieser Fülle von Untersuchungsbereichen muss die Studie zwangsläufig exemplarisch vorgehen, das heißt anhand von Beispielen, die in der Sichtung aller in Frage kommenden Ereignisse der bischöflichen Geschichte Mindens ausgewählt werden. Repräsentative, aussagekräftige Ergebnisse versprechen bei diesem Vorgehen der in der *longue durée* angelegte Untersuchungszeitraum von rund 250 Jahren beziehungsweise 21 Episkopaten sowie das Analysebeispiel Minden selbst: Als vergleichsweise typisch anmutendes, mindermächtiges Bistum ist es prädestiniert, um für die erstmalige Anwendung des zu diesem Zweck leicht modifizierten Konzepts der Handlungsspielräume auf geistliche Fürsten herangezogen zu werden und einen weiteren Schritt in Richtung einer flächendeckenden Erforschung des weltlichen wie geistlichen Reichsfürstenstandes zu ermöglichen.

27 Das *Chronicon domesticum et gentile* des Heinrich Piel, hg. von Martin KRIEG, Münster 1981 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, Reihe 13: Geschichtsquellen des Fürstentums Minden, 4); Des Domherrn Heinrich Tribbe Beschreibung von Stadt und Stift Minden (um 1460), hg. von Klemens LÖFFLER, Münster 1932 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission des Provinzialinstitutes für Westfälische Landes- und Volkskunde, Mindener Geschichtsquellen, 2); Die Bischofschroniken des Mittelalters (Hermanns v. Lerbeck *Catalogus episcoporum Mindensium* und seine Ableitungen), hg. von Klemens LÖFFLER, Münster 1917 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission der Provinz Westfalen, Mindener Geschichtsquellen, 1); Die Lehnregister der Bischöfe von Minden bis 1324, bearb. von Hugo KEMKES und Manfred WOLF, Münster 2010 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen. Reihe XXVIII: Westfälische Lehnbücher, 4).

*Primum lapidem posuit*  
**Grundsteinlegungen zu öffentlichen Gebäuden in der Frühen Neuzeit  
im Alten Reich, in Frankreich, im Kirchenstaat und in Venedig**

MICHAEL ROTH\*

**Zusammenfassung**

Im heutigen Politikbetrieb gehören medienwirksam vollzogene Grundsteinlegungen für bedeutende Bauprojekte zum gängigen Handlungsrepertoire der Politiker, um öffentlichkeitswirksam die Unterstützung der öffentlichen Hand zu demonstrieren. Diese Form des rituellen Baubeginns ist kein Phänomen des Politikbetriebs der letzten Jahrzehnte – durch hochrangige Amtsträger vollzogene Grundsteinlegungen öffentlicher Gebäude besitzen vielmehr eine äußerst lange Tradition, die sich in ihren Anfängen bis zu antiken Hochkulturen zurückverfolgen lässt, dann durch das Christentum im Mittelalter entscheidende Impulse für die Ausbildung eines sakralen Ritus erhielt und in der Neuzeit zu dem heute gebräuchlichen Ritual weiterentwickelt wurde. Fanden anfangs Grundsteinlegungen fast ausschließlich für Sakralbauten statt, erweiterte sich das Spektrum mit Beginn der Frühen Neuzeit, sodass nun auch der Baubeginn von Profangebäuden vermehrt feierlich begangen wurde. Die Grundaussage der Handlungen blieb jedoch über Jahrtausende hinweg die gleiche: Durch die aktive Mitwirkung von zumeist hohen geistlichen oder weltlichen Würdenträgern an der Errichtung eines Gebäudes ließ sich die Bedeutung des Bauwerks für das gesamte Gemeinwesen als politischer oder sakraler Gemeinschaft besonders unterstreichen und in einzigartiger Weise herausheben. Gleichzeitig bot sich den grundsteinlegenden Bauherren die Möglichkeit, den teilnehmenden Akteuren sowie der zeitgenössischen und nachgeborenen Öffentlichkeit mittels symbolischer Kommunikation und eines feinen zereemoniellen Codes spezifische politische Botschaften zu übermitteln. Nicht zuletzt nutzen sie die Grundsteine auch als ‚Zeitkapseln‘, in die sich Inschriften, Medaillen und andere Gedächtnisträger als Überlieferungs- und Memorialmedium für zukünftige Generationen sehr langfristig verwahren ließen. Gegenstand des laufenden Dissertationsprojektes sind die Ausbildung, Entwicklung und Ausgestaltung des frühneuzeitlichen Grundsteinlegungsrituals anhand öffentlicher Gebäude sowie dessen politisch-herrscherliche Instrumentalisierung und Aussagefähigkeit.

**Forschungsvorhaben**

In der Dissertation soll der Frage nachgegangen werden, welche Möglichkeiten der Kommunikation sich den frühneuzeitlichen Akteuren durch das Grundsteinlegungsritual boten. Gerade in dieser Hinsicht lohnt eine Untersuchung dieses Phänomens für die Frühe Neuzeit gleich in mehrfacher Hinsicht. Ab dem Hochmittelalter lassen sich in chronikalischen Quellen vermehrt ritualisiert begangene Baugründungsakte finden, als deren Zentrum die Legung eines ersten Steines (oder auch mehrerer Steine) erwähnt wird. In größerem Umfang scheint diese Praxis erstmals in den Herrschaftsbe-

\* Michael Roth, M.A., Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Historisches Seminar, Grabengasse 3–5, D-69117 Heidelberg, E-Mail: michael.roth@zegk.uni-heidelberg.de.

reichen des französischen Königs und seiner Vasallen greifbar zu sein – viele der großen französischen Kathedralbauten der Romanik und vor allem der Gotik begannen mit einer Grundsteinlegung durch den König oder die Ortsbischöfe, aber auch für Klostergründungen lässt sich dies nachweisen. So verfasste etwa der Abt des Klosters Saint-Denis bei Paris, Suger, einen eindrücklichen Bericht über die feierliche und prächtig ausgestaltete Feier zur Grundsteinlegung des neuen Chores seiner Abteikirche im Jahre 1140<sup>1</sup>. Aber auch außerhalb Frankreichs sind solche ‚frühen‘ Grundsteinlegungen nachweisbar, beispielsweise für St. Michael in Hildesheim (1010)<sup>2</sup>, für den Dom in Merseburg (1015)<sup>3</sup> oder für die Kathedrale von Durham, für die Bischof, Prior und Konvent *primos in fundamento lapides posuerunt*, nachdem sie zuvor das Fundament ausgehoben hatten<sup>4</sup>. 1131 legten Erzbischof Norbert von Magdeburg und Graf Otto von Reveningen *primos [...] lapides propriis manibus* in das Fundament des Prämonstratenserklosters Gottesgnaden<sup>5</sup>.

Ziel der Arbeit ist es nicht, alle in den Quellen fassbaren mittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Grundsteinlegungen in (West-)Europa zu beschreiben, sondern zu klären, wie diese Form ritualisierten Baubeginns im Mittelalter begangen und inwieweit sie schließlich in der Frühen Neuzeit modifiziert wurde. Allein die Auflistung der mittelalterlichen Foundationen macht allerdings deutlich, dass diese Akte ausschließlich für Sakralbauten vollzogen wurden. Erst mit Beginn der Neuzeit und ausgehend von Italien wurde die Grundsteinlegung aus ihrer rein sakralen Sphäre herausgelöst,

1 Dieser ist im *Libellus alter De consecratione S. Dionysii* aus der ersten Hälfte des 12. Jh.s überliefert. Abt Suger von Saint-Denis: *Ausgewählte Schriften*, hg. von Andreas SPEER und Günther BINDING, Darmstadt 2005, S. 200–251, hier S. 224–227. Dieser Bericht spielt eine zentrale Rolle in der Erforschung des Grundsteinlegungsrituals: Vgl. DOLL, Anton: Überlegungen zur Grundsteinlegung und zu den Weihen des Speyerer Domes, in: *Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte* 24 (1972) S. 9–25, hier S. 11; BENZ, Karl Josef: *Ecclesiae pura simplicitas. Zu Geschichte und Deutung des Ritus der Grundsteinlegung im Hohen Mittelalter*, in: *Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte* 32 (1980) S. 9–25, hier S. 10–12; IOGNA-PRAT, Dominique: *Aux fondements de l'Église: naissance et développements du rituel de pose de la première pierre dans l'Occident latin (v. 960–v. 1300)*, in: „Das Haus Gottes, das seid ihr selbst“. *Mittelalterliches und barockes Kirchenverständnis im Spiegel der Kirchweihe*, hg. von Ralf STAMMBERGER und Claudia STICHER, Berlin 2006 (*Erudiri Sapientia*, 6), S. 87–111, hier S. 87–90.

2 Bei Bauarbeiten wurden 1908 zwei Steine gefunden, die auf insgesamt zwölf Grund- oder Ecksteine schließen lassen. Da von der Grundsteinlegung kein Bericht erhalten ist, ist diese Interpretation durchaus nicht unumstritten und ließe sich erst durch weitergehende archäologische Grabungen endgültig klären. Zur Deutung der Hildesheimer Grundsteine zuletzt: BÜNZ, Enno: „lapis angularis“ – Die Grundsteinlegung 1010 als Schlüssel für den mittelalterlichen Kirchenbau von St. Michael in Hildesheim, in: *1000 Jahre St. Michael in Hildesheim. Kirche – Kloster – Stifter*, hg. von Gerhard LUTZ und Angela WEYER, Hildesheim 2012, S. 77–87, hier S. 82–85. Vgl. auch UNTERMANN, Matthias: „*primus lapis in fundamentum deponitur*“. *Kunsthistorische Überlegungen zur Funktion der Grundsteinlegung im Mittelalter*, in: *Cistercienser. Brandenburgische Zeitschrift rund um das cisterciensische Erbe* 6,23 (2003) S. 5–18, hier S. 14–16.

3 Thietmar von Merseburg: *Chronicon*, hg. v. Robert HOLTZMANN, Berlin 1935 (*MGH SS rer. Germ. N.S.*, 9), S. 412.

4 Symeon: *Historia Dunelmensis ecclesiae*, in: *Symeonis monachi opera omnia*, Bd. 1, hg. von Thomas ARNOLD, London 1882 [Nachruck London 1965], S. 17–169, hier S. 128f.

5 *Fundatio monasterii Gratiae Dei*, hg. von Hermann PABST, in: *MGH SS* 20, Hannover 1868, S. 683–691, hier S. 687. BINDING, Günther: *Der früh- und hochmittelalterliche Bauherr als Sapiens Architectus*, Köln 1996, S. 287; BENZ, *Ecclesiae pura simplicitas* (wie Anm. 1) S. 22.

sodass sich das Ritual in seinen Bedeutungsebenen weiterentwickeln konnte. Zwar waren Grundsteinlegungen für Kirchnerneubauten nach wie vor quantitativ am häufigsten, vermehrt wurden sie allerdings auch für Profanbauten wie Schlösser, Brücken, Hospitäler, Rathäuser, Brunnen oder Statuen vorgenommen. Auch der Kreis der Akteure erweiterte sich: Handelte es sich im Mittelalter hauptsächlich um Bischöfe oder andere hohe Prälaten, so traten nun vermehrt Adlige und städtische Magistrate hinzu. Ein erstes Ziel der Arbeit ist daher, das Herkommen und die Ausgestaltung des mittelalterlichen Rituals zu untersuchen, um dann seinen Stellenwert in der Frühen Neuzeit tiefergehend beleuchten zu können. Dabei wird von der Prämisse ausgegangen, dass sich das Grundsteinlegungsritual liturgisch in Frankreich ausgebildet hat, dann durch das avignonensische Papsttum und die Rückkehr der Päpste nach Rom in der Ewigen Stadt und zunehmend in Italien als zeremonieller Akt des Baubeginns auch für Profangebäude etabliert wurde, bevor es durch liturgische Normen am Ende des 15. Jahrhunderts für die gesamte altgläubige Kirche verbindlich wurde. Im Folgenden gilt es, den Stellenwert der frühneuzeitlichen Grundsteinlegung im zeitgenössischen gelehrten Diskurs, in der theologisch-liturgischen Praxis sowie im höfischen Zeremoniell herauszuarbeiten.

Die Entwicklung des Rituals war durch die 1485 erfolgte Kodifizierung im *Pontificale Romanum*<sup>6</sup> noch nicht abgeschlossen: Durch das Aufbrechen der christlichen Einheit im Abendland mit der Reformation und der darauf folgenden konfessionellen Ausdifferenzierung bildeten sich unterschiedliche Auffassungen bezüglich der Stellung des Kirchenraumes aus, die massive Auswirkungen auf dessen Sakralität und somit den Bauprozess hatten. Hier ist zu fragen, inwieweit der in der Papstkirche praktizierte Grundsteinlegungsritus für protestantische Bedürfnisse modifiziert werden musste und welche Akzentverschiebungen sich eventuell ergaben. Außerdem stellt sich aufgrund der überragenden Bedeutung der Amtsträger für den Ablauf die Frage, welche Auswirkung die Staatsform hatte, die sie vertraten: Ließ sich in dem Grundsteinlegungsakt das monarchische oder republikanische Staatsverständnis anhand der verwendeten Zeichensprache ablesen? Für diese Fragestellung soll auch untersucht werden, wie sich ein solcher Akt als höfisches Ereignis planen ließ und ob sich für einzelne Höfe, Territorien oder Städte Abhängigkeiten oder Modellfunktionen herausarbeiten lassen. Zuletzt soll analysiert werden, welche Kommunikationsmöglichkeiten sich den grundsteinlegenden, vor allem fürstlichen Akteuren boten und inwiefern diese den Akt für ihre Zwecke nutzten. Hierbei wird besonders nach der Rolle des Fürsten als erstem Bauhandwerker und Bauherrn im Moment der Grundsteinlegung gefragt. In einem Ausblick soll zudem in globaler und transkultureller Perspektive gefragt werden, inwieweit sich in den europäisch beherrschten Gebieten Amerikas und Asiens indigene Rituale des Baubeginns mit denen europäischer Prägung vermischten.

Da eine Untersuchung in einer breiten, die gesamte europäische Christianitas umfassenden Perspektive in der Frühen Neuzeit nicht möglich ist, konzentriert sich

6 Il „Pontificalis Liber“ di Agostino Patrizi Piccolomini e Giovanni Burcardo, hg. von Manlio SODI, Città del Vaticano 2006 (*Monumenta Studia Instrumenta Liturgica*, 43), S. 243–254; MAIER, Peter: Reform des Gottesdienstes durch Durandus von Mende, in: *Liturgiereformen. Historische Studien zu einem bleibenden Grundzug des christlichen Gottesdienstes*, hg. von Martin KLÖCKENER und Benedikt KRANEMANN, Münster 2002, S. 346–362, hier S. 356–360.

die Arbeit auf Räume, die durch ihre konfessionelle oder verfassungsrechtliche Prägung entweder als exemplarisch oder als besonders aufschlussreich für die Untersuchung des Grundsteinlegungsrituals im Hinblick auf dessen Instrumentalisierung durch Fürsten und politische Führungsgruppen gelten können. Besonders betrachtet werden deswegen die Stadt Rom und der Kirchenstaat, Paris und sein Umland mit Ausblicken in das restliche Königreich Frankreich, einzelne Territorien des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation sowie die Republik Venedig.

Am Beispiel des Kirchenstaates lässt sich der Sonderfall eines grundsteinlegenden Fürsten untersuchen, der in sich monarchische und theokratische Qualitäten<sup>7</sup> vereinigte, weshalb gerade bei einem so sakral-liturgisch aufgeladenen Ritual andere Implikationen in der Ausgestaltung, in der zugeordneten Funktion des zu errichtenden Gebäudes sowie in der Häufigkeit des Auftretens zu vermuten sind. Das Fallbeispiel Rom eignet sich auch deshalb, weil die Päpste ab Mitte des 15. Jahrhunderts ein ehrgeiziges urbanistisches Bauprogramm verfolgten, das mit den zahlreichen neuerrichteten Kirchen, Brunnen, Platzanlagen und Palästen überhaupt erst die Möglichkeit für häufig zelebrierte Rituale des Baubeginns bot<sup>8</sup>. Es soll überprüft werden, inwieweit die Päpste (etwa Julius II. [1503–1513], Sixtus V. [1585–1590] oder Alexander VII. [1655–1667]) den feierlichen Baubeginn nutzten, um sich selbst und ihr Bauprogramm besonders darzustellen, und inwieweit daraus Aussagen zu ihrem Amtsverständnis abzuleiten sind. Zuletzt lässt sich hierin auch die liturgische Entwicklung exemplarisch für die katholische Weltkirche betrachten.

Die Untersuchung der durch die französischen Könige vollzogenen Baurituale konzentriert sich auf Paris und sein Umland, da die allermeisten Grundsteinlegungen für das Gebiet der Île-de-France nachzuweisen sind. Das französische Königtum verstand sich nach eigener Anschauung als sakrale und absolute Monarchie (*monarchie absolue*), die sich gegenüber anderen europäischen Monarchien durch das ‚Sacre‘ als besonders sakral legitimiert und damit herausgehoben verstand<sup>9</sup>. Es wird gefragt, ob Baurituale wie die im katholischen Kontext sakral aufgeladene Grundsteinlegung deshalb auch nach dem Herrschaftsverständnis zu den Aufgaben eines französischen Königs gehörten und durch dessen eigenhändigen Vollzug – analog zum *toucher des écrouelles*<sup>10</sup> – der Grundstein und damit der ganze Neubau eine besondere Qualität

7 PRODI, Paolo: Il sovrano pontefice. Un corpo e due anime. La monarchia papale nella prima età moderna, Bologna 1982.

8 GAMRATH, Helge: Roma Sancta Renovata. Studi sull'urbanistica di Roma nella seconda metà del sec. XVI con particolare riferimento al pontificato di Sisto V (1585–1590), Roma 1987 (Analecta romana Instituti Danici, Supplementum 12); GIOVANNONI, Gustavo: Roma dal Rinascimento al 1870, in: Topografia e urbanistica di Roma, hg. von Ferdinando CASTAGNOLI u.a., Bologna 1958 (Storia di Roma, 22), S. 343–547; KRAUTHEIMER, Richard: The Rome of Alexander VII, 1655–1667, Princeton 1985; REINHARDT, Volker: Im Schatten von Sankt Peter. Die Geschichte des barocken Rom, Darmstadt 2011; SCHIFFMANN, René: Roma felix. Aspekte der städtebaulichen Gestaltung Roms unter Papst Sixtus V., Bern u.a. 1985.

9 MOUSNIER, Roland: Les Institutions de la France sous la monarchie absolue, 1598–1789, Bd. 1, Paris 1979, S. 519; HARTMANN, Peter Claus: Französische Verfassungsgeschichte der Neuzeit (1450–2002). Ein Überblick, Berlin 2002, S. 1.

10 KANTOROWICZ, Ernst: The king's two bodies. A study in mediaeval political theology, Princeton 1966; BLOCH, Marc: Les rois thaumaturges. Etude sur le caractère surnaturel attribué à la puissance

erhielten. Darüber hinaus ergeben sich durch die Untersuchung auch neue Erkenntnisse zum Verhältnis zwischen dem König und seiner Hauptstadt, da der Herrscher spätestens seit der Residenzverlagerung nach Versailles 1682 nur noch zu wenigen Gelegenheiten Einzug in Paris hielt, für Grundsteinlegungen aber noch in die Stadt kam. Somit bieten sich auch Einblicke in die Organisation der Feierlichkeit durch die Stadt, das Beziehungsgeflecht König – städtische Autoritäten – Bevölkerung sowie Protektions- und Klientelverhältnisse zwischen dem Königshaus und beispielsweise monastischen Gemeinschaften und Stiftungen in der Hauptstadt. Gerade Königinwitwen wie Maria de' Medici und Anne d'Autriche nutzten Grundsteinlegungen für Klöster in und um Paris, um sich als Patroninnen der Künste und des Glaubens zu inszenieren<sup>11</sup>.

Der Untersuchungsraum des Alten Reiches bietet die Möglichkeit, den Baubeginn im Rahmen von obrigkeitlicher Herrschaft zu untersuchen, die einer patriarchalischen Herrschaftsidee verpflichtet war. Danach war der Fürst wie ein guter Hausvater angehalten, eine am Gemeinwohl orientierte Regierung zu führen<sup>12</sup>. Dazu gehörte auch die Versorgung seiner Untertanen mit einer Infrastruktur an Sakral- und Profanbauten, die genau dies gewährleisten sollte. Mit einer durch den Fürsten vollzogenen eigenhändigen Grundsteinlegung konnte der Monarch öffentlichkeitswirksam die Sorge um seine Untertanen demonstrieren. Die Situation im Reich eröffnet zudem mit ihrer konfessionellen Pluralität und den verschiedenen politischen Organisationsformen – Reichsstädten, fürstlichen Territorialherrschaften und formal bis 1648 auch großen republikanischen Systemen wie der Eidgenossenschaft und den Niederlanden – die Möglichkeit, die Entwicklung des Rituals mit seiner veränderten liturgischen und sakralen Stellung innerhalb der protestantischen Theologie und den daraus resultierenden Auswirkungen auf die Grundsteinlegungspraxis durch reformierte und lutherische Fürsten zu untersuchen. Von besonderem Interesse sind dabei Territorien, die nach außen hin einen dezidiert altgläubigen Konfessionsstand demonstrierten (Bayern, habsburgische Erblande), sich früh der Reformation anschlossen (zum Beispiel Kursachsen, Württemberg) oder in denen das Herrscherhaus die Konfession wechselte (Kurpfalz, Brandenburg-Preußen, Kursachsen).

Zuletzt soll mit einem Blick auf Venedig exemplarisch ein republikanisches Gemeinwesen untersucht werden, das aufgrund seiner politischen Verfasstheit die Perspektive von einem grundsteinlegenden Monarchen auf viele fundierende Magistrate erweitert, was eine Modifikation des Zeremoniells auf diese Bedürfnisse erforderte. Da die Republik Venedig auch auf der Terraferma neue Stadt- und Festungsanlagen

royale particulièrement en France et en Angleterre, Strasbourg 1924 (Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg, 19), S. 309–405.

11 Dazu jüngst: MALLICK, Oliver: „Spiritus inter agit“. Die Patronagepolitik der Anna von Österreich 1643–1666. Inszenierungsstrategie, Hofhaltungspraxis, Freundschaftsrhetorik, Berlin u.a. 2016 (Pariser Historische Studien, 106).

12 MÜNCH, Paul: Die ‚Obrigkeit im Vaterstand‘ – Zu Definition und Kritik des ‚Landesvaters‘ während der frühen Neuzeit, in: Hof, Staat und Gesellschaft in der Literatur des 17. Jahrhunderts, hg. von Elger BLÜHM, Jörn GARBER und Klaus GARBER, Amsterdam 1982 (Daphnis, 11), S. 15–40; DREITZEL, Horst: Monarchiebegriffe in der Fürstengesellschaft. Semantik und Theorie der Einherrschaft in Deutschland von der Reformation bis zum Vormärz, Bd. 2: Theorie der Monarchie, Köln u.a. 1991, S. 641–656.

bauen ließ, lassen sich zudem der symbolisch-demonstrative Stadtgründungsakt und dessen Inszenierung und Memorialisierung im republikanischen Kontext beleuchten.

In allen betrachteten Räumen wurden die Grundsteinlegungen als bedeutendes Ereignis einer Regierung besonders erinnert, etwa durch auf diesen Anlass geprägte Medaillen, Kupferstiche oder Inschriften. Zugleich bot sich den Bauherren aber auch mit dem Grundstein selbst die Möglichkeit, an ihre Taten und ihre Regierung zu erinnern. Indem in den Stein Inschriftenträger und Zeitzeugnisse gelegt wurden, avancierte dieser zu einer ‚Zeitkapsel‘, die sich im Idealfall als äußerst langlebig erweist und erst bei der Zerstörung des Gebäudes wieder geborgen und geöffnet werden kann. Der Grundstein übernahm so auch eine Memorialfunktion, der dem Grundsteinleger die größtmöglichen Chancen auf Überlieferung des eigenen Namens und der Taten, beispielsweise durch die Beigabe von Medaillen, welche die eigenen Regierungsleistungen dokumentierten, versprach. Eine Untersuchung der Grundsteinlegungen erlaubt somit auch einen Blick auf das Zeit- und Zukunftsverständnis in der Frühen Neuzeit.

Ebenso breit wie der geografische ist der zeitliche Rahmen gewählt: Der Untersuchungszeitraum deckt nach Ausblicken in das Mittelalter das 15. bis 18. Jahrhundert ab und reicht so von den neuen Impulsen für das Ritual in der italienischen Renaissance bis zur Auflösung der alten monarchischen Ordnung des Ancien Régime. Diese große Zeitspanne ermöglicht es, in der ‚longue durée‘ im rituellen Ablauf und in der Schwerpunktsetzung Entwicklungslinien zu untersuchen.

### **Methode und Quellengrundlage**

Das Ritual der Grundsteinlegung wird in dem Dissertationsprojekt methodisch als ein Element der symbolischen Kommunikation im Zuge der Ritualforschung nach Barbara Stollberg-Rilinger verstanden<sup>13</sup>. Anhand solcher Feste lassen sich durch Symbole mittels eines komplexen Zeichensystems spezifische Botschaften kommunizieren. Aus diesem Grund wird von der Arbeitshypothese ausgegangen, dass das liturgisch-sakrale Ritual der Legung des ersten Steines im Wesentlichen unveränderlich ist, während das umgebende Zeremoniell und die begleitenden Akteure individuell den Motivationen, Intentionen und Zielsetzungen des Bauherrn und des späteren Gebäudes angepasst werden können. Das Ereignis der Grundsteinlegung kann somit auch nach Pierre Nora als ein Erinnerungsort angesehen werden, dem durch langfristiges Gedenken eine hohe politisch-kulturelle Aussagekraft zukommen konnte<sup>14</sup>. Mindestens für die Fälle, bei denen der Grundstein ausschließlich durch einen weltlichen Herrscher gelegt wurde, handelt es sich um eine Zeremonie, in welcher der Fürst mehrfach repräsentiert wurde: als Garant des Gemeinwohls sowie als potenter Machthaber, der erinnerungswerte Taten vollbracht hatte. Nach Aleida Assmann lassen sich Grundsteine, ihr Inhalt und das gesamte Ritual somit als Elemente eines langfristig gedachten ‚politischen Gedächtnisses‘ erfassen, das der Nachwelt ein bewusst gelenktes Bild von guter Herrschaft

13 STOLLBERG-RILINGER, Barbara: Symbolische Kommunikation in der Vormoderne. Begriffe – Thesen – Forschungsperspektiven, in: Zeitschrift für Historische Forschung 31 (2004) S. 489–527.

14 NORA, Pierre: Entre Mémoire et Histoire. La problématique des lieux, in: DERS.: Les lieux de mémoire, Bd. 1, Paris 2008, S. 23–43.

überliefern sollte<sup>15</sup>. Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den betrachteten Räumen lassen sich mittels eines historisch-vergleichenden Ansatzes analysieren.

Die mit Abstand bedeutendste Quellengattung zu Grundsteinlegungen stellen die Zeremonialberichte dar: In der Tradition der Festbeschreibung stehend, liegt ihr Augenmerk auf der Narration der vollzogenen Handlungen, Reden und Festdekorationen. Ihre Blüte fanden sie in der Zeremonialwissenschaft zu Beginn des 18. Jahrhunderts. In der Regel wurden sie unmittelbar nach dem Ereignis verfasst und im Druck verbreitet. Für die Untersuchung sollen daneben auch einige nur handschriftlich überlieferte Beschreibungen herangezogen werden. Für die Frage nach der politisch-symbolischen Aussage des Rituals sind vor allem Sach- und Bildquellen wie die auf diesen Anlass geprägten Medaillen, aber auch Kupferstiche, Gemälde und Inschriftentafeln von großer Bedeutung. Sie sollten dauerhaft an die fürstliche Grundsteinlegung erinnern und ermöglichten dank ihrer visuellen Aussagekraft die Vermittlung spezieller Botschaften.

Von großer Bedeutung für die Entwicklung der Grundsteinlegung zu einem höfischen oder republikanischen Ereignis mit Demonstrationscharakter sowie die Konstruktion des Bildes des bauenden Fürsten war die theoretische Auseinandersetzung mit diesem Phänomen. In diesem Zusammenhang werden neben den zeremonialwissenschaftlichen Autoren, dem Frühaufklärer Julius Bernhard von Rohr und dem Juristen Friedrich Carl von Moser<sup>16</sup> sowie Lexikoneinträgen vor allem die Werke des Architekturtheoretikers Filarete und des französischen Historikers Charles Ancillon untersucht. Filarete entwarf für die Gründung der Idealstadt Sforzinda in seinem ab 1460 verfassten *Libro architetonico* eine komplexe Handlungssequenz, die die Grundsteinlegung vor allem als Mittel der Gedächtnissicherung für den Fürsten begreift. Ancillon hingegen versuchte in seiner um 1700 entstandenen *Dissertation sur l'usage de mettre la première Pierre* die Ursprünge des Grundsteinlegungsrituals aus biblischen und antiken Vorbildern zu klären, wobei er vor allem die Bedeutung des grundsteinlegenden Fürsten und die politische Aussagekraft dieses Bildes analysierte. Ancillons Traktat stellt insofern eine unverzichtbare Quelle dar, als es die einzige größere, in sich geschlossene Betrachtung der frühneuzeitlichen Grundsteinlegungspraxis ist, die gleichzeitig den Stellenwert und das Potenzial des Rituals in der monarchischen Theorie zeigt. Lediglich für liturgische Fragestellungen in der katholischen Kirche, die sich allein auf den Sakralraum beschränken, bieten die Kommentare in den zeitgenössischen Liturgiehandbüchern eine ähnlich fundierte Darstellung.

Für die einzelnen Räume musste aufgrund der unterschiedlichen Überlieferungslage auf verschiedene Quellengattungen zurückgegriffen werden: Im Falle der päpstlichen Grundsteinlegungen wurden die nur handschriftlich überlieferten Zeremonialprotokolle der päpstlichen Zeremoniare (*maestri di cerimonie*) ab dem 15. Jahrhundert ausge-

15 ASSMANN, Aleida: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, Bonn 2007.

16 Rohr, Julius Bernhard von: Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der großen Herren, hg. von Monika SCHLECHTE, Leipzig 1990; Moser, Friedrich Carl von, Teutsches Hof=Recht, 2 Bde., Franckfurt u.a. 1754/1761.

wertet<sup>17</sup>, die zusammen mit zeitgenössischen Tagebuchaufzeichnungen römischer Bürger ein umfassendes Bild der pontificalen Fundationsakte und ihrer Motive erlauben. Für Frankreich wurde neben den Akten zum Hofzeremoniell (zum Beispiel das ‚Journal‘ des Nicolas de Saintot, zwischen 1655 und 1691 maître des cérémonies) vor allem auf die *Registres des délibérations du Bureau de la ville de Paris*, in denen die Protokolle der städtischen Administration lückenlos ab 1499 dokumentiert sind, sowie auf großangelegte Kirchengeschichten Frankreichs<sup>18</sup> zurückgegriffen. Da das Fallbeispiel Venedig vor allem unter der Fragestellung der Selbstdarstellung und Memorialisierung der Markusrepublik in dem Ritual betrachtet wird, wurden zeitgenössische, im Auftrag der Republik entstandene historiographische Werke ausgewertet<sup>19</sup>.

### Stand der Forschung

Eine erste Untersuchung zu Grundsteinlegungen und Ritualen des Baubeginns von der Antike bis in das 19. Jahrhundert legte Paul Rowald vor<sup>20</sup>. Sein Verdienst besteht vor allem in der Zusammenstellung zahlreicher Beispiele, die in weiter zeitlicher Perspektive eindrucksvoll die jahrtausendealte Tradition des feierlichen Baubeginns aufzeigen. Eine tiefergehende Analyse bleibt hier jedoch noch aus. Spätere Arbeiten konzentrierten sich auf das Mittelalter: Die Ausbildung des Gründungsritus ist für den sakral-liturgischen Bereich gut aufgearbeitet. Anton Doll und Karl Josef Benz beschäftigten sich intensiv mit der mittelalterlichen Grundsteinlegung und ihren Voraussetzungen<sup>21</sup>. Ihre Überlegungen in Bezug auf die symbolisch-theologische Aussagekraft des Rituals führten aus kunsthistorischer Sicht Günther Binding, Matthias Untermann und andere weiter<sup>22</sup>. Neben der Liturgiewissenschaft, der Kunst- und Kirchengeschichte interessierte sich auch die Ethnologie für das Ritual, sie befasste sich vornehmlich mit den Grundsteinbeigaben und ihrer Motivik<sup>23</sup>.

Trotz der vielfältigen Anknüpfungspunkte hat das Ritual in der Frühneuzeitforschung allerdings bisher erstaunlich wenig Beachtung gefunden. Symptomatisch für dieses Desiderat ist die Negierung der Grundsteinlegung bei der Behandlung der Kirchweihen. Obwohl die Foundation nach katholischem und zunehmend auch protestantischem Verständnis essentieller Bestandteil der Kirchengründung war, liegt das hauptsächliche Augenmerk der kirchenhistorischen Forschung auf der Weihe des voll-

17 Sie befinden sich in der Biblioteca Apostolica Vaticana, dem Archivio Segreto Vaticano sowie dem Archivio dell'Ufficio delle celebrazioni liturgiche im Vatikan.

18 Gallia christiana, in provincias ecclesiasticas distributa, 16 Bde., Parisii 1715–1865.

19 Beispielsweise Sansovino, Francesco: Venetia Città nobilissima et singolare, Venetia 1663.

20 ROWALD, Paul: Geschichte der Grundsteinlegung, Berlin 1904.

21 DOLL, Überlegungen (wie Anm. 1); BENZ, Ecclesiae pura simplicitas (wie Anm. 1).

22 BINDING, Sapiens Architectus (wie Anm. 5) S. 271–302; ANDRONIKOF, Constantin: Un aspect de la consécration d'une église: la fondation, in: Les bénédictions et les sacramentaux dans la liturgie, hg. von Achille Maria TRIACCA, Rome 1988 (Bibliotheca Ephemerides liturgicae. Subsidia, 44), S. 17–34. UNTERMANN, primus lapis (wie Anm. 2) S. 5–18; IOGNA-PRAT, Aux fondements de l'Église (wie Anm. 1). Zuletzt: BÜNZ, „lapis angularis“ (wie Anm. 2) S. 77–87.

23 SARTORI, Paul: Ueber das Bauopfer, in: Zeitschrift für Ethnologie 30 (1898) S. 1–54; KLUSEMANN, Kurt: Das Bauopfer. Eine ethnographisch-prähistorisch-linguistische Studie, Graz u.a. 1919.

endeten Gotteshauses<sup>24</sup>. Das symbolische Potenzial im Hinblick auf politische und konfessionelle Aussagen von Architektur und ihren Ritualen wurde zwar erkannt, allerdings ausschließlich auf die Kirchweihe bezogen<sup>25</sup>. Ebenso wurden die fürstlichen Foundationen noch nicht als Element der Machtdemonstration mittels der Architektur untersucht, obwohl gerade Residenzbauten hierfür schon im Fokus standen<sup>26</sup>. Erst im Zuge des ‚Ritual turn‘ in den Geisteswissenschaften fanden nun auch das Grundsteinlegungsritual und seine Aussagekraft vermehrt das Interesse der Forschung<sup>27</sup>. Hierbei sind vor allem die Arbeiten der Kunsthistorikerin Minou Schraven zu nennen, die sich jüngst in einem zusammen mit Maarten Delbeke herausgegebenen Sammelband interdisziplinär dem Symbol- und Kommunikationsgehalt der frühneuzeitlichen Gebäudegründung als (Neu-)Beginn widmete<sup>28</sup>. Unter dieser Fragestellung schreibt sie der Grundsteinlegung als dem neben der Weihe zentralen Ritual des Baubeginns eine wichtige Rolle zu, mit dem sich verschiedene politische und herrschaftliche Ansprüche visualisieren lassen<sup>29</sup>. Mit der rituellen Aussagekraft der Grundsteinlegung befasst sich auch Reinhard Bobach: Ähnlich wie Paul Rowald untersucht er aus ethnologischer Perspektive die Ursprünge und die Deutung des Rituals, ohne allerdings zwischen Konfessionen oder Gebäudetypen zu differenzieren<sup>30</sup>. Eine grundlegende und materialreiche Studie zum Gebrauch der Baumedaille

24 BENZ, Karl Josef: Untersuchungen zur politischen Bedeutung der Kirchweihe unter Teilnahme der deutschen Herrscher im hohen Mittelalter, Kallmünz 1975 (Regensburger historische Forschungen, 4).

25 SCHLEGELMILCH, Ulrich: *Descriptio templi. Architektur und Fest in der lateinischen Dichtung des konfessionellen Zeitalters*, Regensburg 2003, S. 24f.; ISAIASZ, Vera: „Architectonica Sacra“: Feier und Semantik städtischer Kirchweihen im Luthertum des 16. und 17. Jahrhunderts, in: *Stadt und Religion in der frühen Neuzeit. Soziale Ordnungen und ihre Repräsentationen*, hg. von Vera ISAIASZ, Ute LOTZHEUMANN, Monika MOMMERTZ und Matthias POHLIG, Frankfurt u.a. 2007 (Eigene und fremde Welten, 4), S. 125–146.

26 HIMMELEIN, Volker: Die Selbstdarstellung von Dynastie und Staat in ihren Bauten. Architektur und Kunst in den Residenzen Südwestdeutschlands, in: *Residenzen. Aspekte hauptstädtischer Zentralität von der frühen Neuzeit bis zum Ende der Monarchie*, hg. von Kurt ANDERMANN, Sigmaringen 1992 (Oberrheinische Studien, 10), S. 47–58.

27 FLEISCHER, Jens: *The Cornerstone and Its Ritual Power*, in: *Ritual Dynamics and the Science of Ritual*, Bd. 5: *Transfer and Spaces*, hg. von Axel MICHAELS, Wiesbaden 2010, S. 313–319; STAU-BACH, Nikolaus: Der Ritus der *impositio primarii lapidis* und die Grundsteinlegung von Neu-Sankt-Peter, in: *Sankt Peter in Rom 1506–2006*, hg. von Georg SATZINGER und Sebastian SCHÜTZE, München 2008, S. 29–40.

28 *Foundation, Dedication and Consecration in Early Modern Europe*, hg. von Maarten DELBEKE und Minou SCHRAVEN, Leiden u.a. 2012 (Intersections, 22).

29 DELBEKE, Maarten, SCHRAVEN, Minou: *Foundation, Dedication and Consecration in Early Modern Europe. An introduction*, in: *Foundation, Dedication and Consecration* (wie Anm. 28) S. 1–13; SCHRAVEN, Minou: *Foundation Rituals in Renaissance Italy: The Case of the Bentivoglio Tower in Bologna*, in: *Ritual Dynamics and the Science of Ritual*, Bd. 5: *Transfer and Spaces*, hg. von Axel MICHAELS, Wiesbaden 2010, S. 339–357.

30 BOBACH, Reinhard: *Zur Geschichte der Grundsteinlegung*, in: *Acta Ethnographica Hungarica* 49 (2004) S. 59–99; DORNHEIM, Stefan: *Rituale der Gründung. Grundsteinlegungen lutherischer Kirchenbauten in der Frühen Neuzeit*, in: *Die Stadtpfarrkirchen Sachsens im Mittelalter und der Frühen Neuzeit*, hg. von Ulrike SIEWERT, Dresden 2013 (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, 27), S. 253–272.

und ihrer Funktion als Grundsteinbeigabe legte Georg Satzinger vor<sup>31</sup>. Dank des gestiegenen Forschungsinteresses der letzten Jahre konnten Einzelfragen des Grundsteinlegungsrituals näher beleuchtet werden. Eine tiefergehende Untersuchung, die diese Aspekte miteinander verbindet und weiterführt, bleibt jedoch nach wie vor ein Desiderat und soll mit dieser Dissertation geleistet werden.

31 SATZINGER, Georg: Baumedailles: Formen, Funktionen. Von den Anfängen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, in: DERS.: Die Renaissance-Medaille in Italien und Deutschland, Münster 2004 (Tholos. Kunsthistorische Studien, 1), S. 97–137; SCHRAVEN, Minou: Out of sight, yet still in place. On the use of Italian Renaissance portrait medals as building deposits, in: Res 55/56 (Spring/Autumn 2009) S. 183–193. Jüngst auch KEIL, Wilfried E., Überlegungen zur restringierten Präsenz mittelalterlicher Bauinschriften, in: Verborgene, unsichtbar, unlesbar – zur Problematik restringierter Schriftpräsenz, hg. von Tobias FRESE, Wilfried E. KEIL und Kristina KRÜGER, Berlin u.a. 2014 (Materiale Textkulturen, 2), S. 117–142.

## **Zeigen und Verbergen Tapisserien am Münchner Hof**

JONAS LEYSIEFFER\*

Das Bayerische Nationalmuseum und die Bayerische Verwaltung der Staatlichen Schlösser, Gärten und Seen bewahren bis heute zusammen mehr als 550 Tapisserien. Die meisten von ihnen stammen noch aus dem Kontext des Münchner Hofes, aus dem die Bayerische Schlösserverwaltung 1918 hervorging<sup>1</sup>. Ihre Geschichte weist weit zurück ins 16. Jahrhundert, als Albrecht V. erstmals ein Inventar seiner Wandbehänge erstellen ließ<sup>2</sup>. Nach ihm bauten alle altbayerischen Wittelsbacher Herzöge und Kurfürsten die Tapisseriesammlung aus und machten sie zu einer der größten überhaupt. Die besondere Wertschätzung für dieses Medium fiel bereits den jeweiligen Zeitgenossen auf. So berichtete der Augsburger Kunstagent Philipp Hainhofer, dass Maximilian I. neben der Malerei und dem Drechseln vor allem seine Tapisserien liebe<sup>3</sup>. Er war es auch, der als erster das Ansinnen seines Großvaters, eine Manufaktur in München zu errichten, in die Tat umsetzte<sup>4</sup>. Sein Enkel Max Emanuel wiederholte diese Gründung und von diesem Zeitpunkt an wurden in München bis 1810 Tapisserien für den Hof gewirkt<sup>5</sup>.

Der besonderen Fürsorge Maximilians I. ist es auch zu verdanken, dass die Sammlung nicht wie die Kunstkammer im Dreißigjährigen Krieg der Plünderung durch Gustav Adolf zum Opfer fiel. Rechtzeitig hatte er die in Kisten sorgsam zusammengerollten Behänge – zu diesem Zeitpunkt waren es wohl schon über 350 – nach Braunau schaffen lassen, wo er während der schwedischen Besatzung residierte<sup>6</sup>. Die standesgemäße Fortführung der Hofhaltung wäre ohne die Tapisserien auch kaum zu leisten gewesen. Architektonisch vollkommen unangemessene Verhältnisse konnten durch sie prachtvoll umgeformt werden. Im Interieur des frühneuzeitlichen Hofes kam ihnen eine umso größere Bedeutung zu, als es zu dieser Zeit praktisch keine Möbel gab<sup>7</sup>. Insbesondere die Appartements der Gäste wurden mit ihnen ausgestattet, wobei die Wahl, welche Tapisse-

\* Jonas Leysieffer, M.A., Institut für Kunstgeschichte, Universität Bern, Hodlerstrasse 8, CH-3011 Bern, E-Mail: [jonas.leysieffer@students.unibe.ch](mailto:jonas.leysieffer@students.unibe.ch).

1 KLASS, Eduard: Vom königlichen Obersthofmeisterstab zur Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen, in: Die Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen. 75 Jahre im Dienst des Freistaates Bayern 1918–1993, München 1993, S. 13–30.

2 Ein erster Hinweis auf das Inventar samt Veröffentlichung findet sich bei: FRANKENBURGER, Max: Neue Beiträge zur Geschichte der Wandteppiche des bayerischen Fürstenhauses unter Herzog Albrechts V. Regierung, in: Das Bayerland 24 (1913) S. 330–334.

3 VOLK-KNÜTTEL, Brigitte: Wandteppiche für den Münchner Hof nach Entwürfen von Peter Candid, München u.a. 1976, S. 9.

4 Zur Geschichte der Manufaktur siehe: VOLK-KNÜTTEL, Wandteppiche (wie Anm. 3).

5 VÖLKER, Angela: Die Tapisserieankäufe des Kurfürsten Max Emanuel und die Anfänge der Münchner Wandteppichmanufaktur, in: Kurfürst Max Emanuel. Bayern und Europa um 1700, Bd. 1, hg. von Hubert GLASER, München 1976, S. 265–273.

6 ALBRECHT, Dieter: Maximilian I. von Bayern 1573–1651, München 1998, S. 848.

7 LANGER, Brigitte: Pracht und Zeremoniell. Die Möbel der Residenz München, in: Pracht und Zeremoniell. Die Möbel der Residenz München, hg. von DERS., München 2002, S. 10–27.

rie jeweils gezeigt wurde, auch vom Fürsten selber getroffen wurde<sup>8</sup>. Eine in solcher Weise auf den Besucher persönlich zugeschnittene Wandgestaltung wurde leicht und zu Recht als politische Botschaft verstanden. Deutlich wird dies beispielsweise bei der Ausstattung der Gästeappartements anlässlich der Hochzeit Wolfgang Wilhelms von Pfalz-Neuburg und Magdalenas von Bayern 1613 in München. Damals ließ Maximilian I. die Gemächer seines neuen Schwagers mit der Otto-von-Wittelsbach-Folge ausstatten, welche den Ahnherrn der Wittelsbacher als kaiser- und papsttreuen Parteigänger zeigt – eine Mahnung an Wolfgang Wilhelm, dieser Maxime zu folgen<sup>9</sup>. Die Entscheidung, diese Botschaft nonverbal zu vermitteln, wird durch die Umstände der Hochzeit besonders plausibel. Denn damit Wolfgang Wilhelm die Schwester Maximilians I. heiraten dürfen, war er zum Katholizismus konvertiert. Der ebenfalls bei der Hochzeit anwesende Vater des Bräutigams wusste aber nichts von der Konversion, so dass die offene Formulierung dieser Aufforderung ein Affront gewesen wäre.

Die Wertschätzung, die man den Objekten entgegenbrachte, zeigt sich auch in der Tatsache, dass für ihre Betreuung mit dem Hoftapezieramt eine spezialisierte Behörde existierte. Sie war für die sachgemäße Handhabung und Pflege zuständig. Im 17. Jahrhundert begann man zudem damit, die Verwendung der Tapisserien systematisch zu notieren, eine Arbeit, die der Behörde auch dabei half, die jeweils temporäre Präsentation in den verschiedenen Schlössern in und um München zu koordinieren.

Im 18. Jahrhundert erlitt die Sammlung erstmals Verluste. Während der Besetzung Bayerns durch die Österreicher in den Jahren 1707 bis 1714 wurden die meisten Stücke der Sammlung beschlagnahmt<sup>10</sup>. Mit patriotischen Appellen rief die Bayerische Landschaft dazu auf, Geld für die Wiederauslösung zu spenden, damit dieser Schatz dem Land nicht verloren ginge<sup>11</sup>. Dieses Ansinnen war erfolgreich – die Tapisserien blieben in Bayern und überstanden auch die zweite österreichische Besatzung von 1742 bis 1744. Blieben sie auch weiter im Besitz der bayerischen Kurfürsten, so waren sie nun doch ideell wie rechtlich Eigentum des Landes Bayern. Im Zuge der Gründung des Königreiches Bayern wurde dies 1818 endgültig fixiert, als sie durch die Verfassung als Teil der sogenannten zivilistischen Gegenstände, die *zum Glanze des Hofes bestimmt sind*, dem neuen Staat überantwortet wurden<sup>12</sup>. Von nun an wurden sie nicht nur Staatsoberhäuptern gezeigt, auch Künstler wie Bertel Thorvaldsen bekamen die Meisterwerke der Sammlung präsentiert<sup>13</sup>. Nach der Gründung des Bayerischen Nationalmuseums

8 Hainhofer berichtet dies über Maximilian I.: VOLK-KNÜTTEL, Wandteppiche (wie Anm. 3) S. 91.

9 FRANKE, Birgit: Tapisserie als höfisches Ausstattungsmedium. Zwischen Allgemeingültigkeit und Individualität, in: Zeichen und Raum. Ausstattung und höfisches Zeremoniell in den deutschen Schlössern der Frühen Neuzeit, bearb. von Peter-Michael HAHN und Ulrich SCHÜTTE, München 2006 (Rudolstädter Forschungen zur Residenzkultur, 3), S. 265–279.

10 SANGL, Sigrid: Inventar des kurbayerischen Hausschatzes von 1707. Bayerische Staatsbibliothek München, Handschriftensammlung cgm 1959, 143. Bl., in: Die Möbel der Residenz München. Die deutschen Möbel des 16. bis 18. Jahrhunderts, hg. von Gerhard HOJER und Hans OTTOMEYER, München 1996, S. 303–305.

11 Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Abteilung III. Geheimes Hausarchiv: Schatzakte 501, Fasz. 2.

12 Verfassungsurkunde für das Königreich Bayern vom 26. Mai 1818, Titel III. § 2 Nr. 4.

13 VOLK-KNÜTTEL, Wandteppiche (wie Anm. 3) S. 7.

(1855) wurden einige von ihnen als Teil des Kernbestandes erstmals dauerhaft für die Öffentlichkeit ausgestellt, während andere weiterhin bei Staatsakten genutzt wurden<sup>14</sup>.

Welch prominente Rolle die Tapisserien für die Wahrnehmung der Residenz spielten, bezeugt der Herkulesaal, der seinen Namen der gleichnamigen, ganz in Blau und Weiß gehaltenen Folge verdankt. Die Behänge waren ein so selbstverständlicher Teil der Ausstattung der Residenz, dass nach der Zerstörung des Saales im Zweiten Weltkrieg der Name auf einen neuen Raum überging, der zuerst mit den Behängen und, nachdem dies konservatorisch nicht mehr zu rechtfertigen war, mit großformatigen fotografischen Reproduktionen ausgestattet wurde. Es ist daher verständlich, dass im Jahr 1900 der Verfasser eines kleinen Überblicksheftes über die Behänge, Konrad Astfalk, sicher war, dass in unmittelbarer Zukunft ein Bestandskatalog der Münchner Tapisserien vorgelegt werden würde<sup>15</sup>. Doch er sollte sich täuschen. Auch über hundert Jahre später liegt ein solcher nicht vor.

### **Fragestellung und Forschungsstand**

Die außergewöhnlich gute Quellsituation und die bereits umfangreiche Forschung zum Münchner Hof bieten eine gute Ausgangslage, um den Stellenwert einer Tapisseriesammlung an einem frühneuzeitlichen Hof genauer zu bestimmen und deren Bedeutung neben Kunstkammer bzw. Kammergalerie, Antiquarium, Bibliothek, Rüstkammer, Münzsammlung, Hausschatz, Reliquiensammlung und Menagerien einzuordnen. Während andere Sammlungen der Wittelsbacher in letzter Zeit große Aufmerksamkeit erfuhren, blieben die Tapisserien von diesem Interesse bislang unberührt<sup>16</sup>. Dabei stellt sich die Frage, warum die Sammlung seitens der Herzöge und Kurfürsten eine so besondere Wertschätzung erfuhr und wie die Behänge verwendet wurden.

Zu diesem Fragenkomplex hat Wolfgang Brassat in seinem wegbereitenden Werk ‚Tapisserien und Politik‘ bereits einen wichtigen Beitrag geliefert<sup>17</sup>. Wegen seines weiten Untersuchungszeitraums von der Antike bis in das 19. Jahrhundert konnte er aber nur eingeschränkt den Gegebenheiten der Frühen Neuzeit Rechnung tragen, wodurch der in der Arbeit gewählte Untersuchungsrahmen gerechtfertigt ist. Insbesondere ist die Annahme zu überprüfen, dass bei der Verwendung von Tapisserien vor allem ihr materieller Wert im Vordergrund gestanden habe und die von ihr dargestellten Themen im politischen Kontext weitestgehend austauschbar gewesen seien, belegen doch Fälle wie die oben angesprochene Verwendung eines ausgewählten Themas auf einer Hochzeit, dass die Tapisserie durchaus auch als Medium der politischen Kommunikation verstanden wurde.

14 Vgl. MESSMER, Josef Anton: Das bayerische Nationalmuseum. Mit Abbildungen und Plänen, München 1868.

15 ASTFALCK, Konrad: Münchens Gobelin-Fabriken im 17. und 18. Jahrhundert und deren Zeugen im Neuen bayerischen Nationalmuseum zu München. Eine Studie, Berlin 1900.

16 Man denke nur an den Katalog der Münchner Kunstkammer: Die Münchner Kunstkammer, 3 Bde., vorgelegt von Willibald SAUERLÄNDER, München 2008 (Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch–Historische Klasse, Abhandlungen Neue Folge, 129).

17 BRASSAT, Wolfgang: Tapisserien und Politik. Funktionen, Kontexte und Rezeption eines repräsentativen Mediums, Berlin 1992.

Daher wird hier auch die Gebrauchsstrategie genauer untersucht. Als entscheidende Kontextbedingung ist dabei das Hofzeremoniell mit in die Betrachtung einbezogen, auf dessen Bedeutung für die höfische Kultur Norbert Elias in seiner ‚Höfischen Gesellschaft‘ hingewiesen hat<sup>18</sup>. Dass das Zeremoniell ebenso wie der vom Fürsten gestaltete Raum von entscheidender Bedeutung für die Machtmaschine des Hofes war, hat Samuel Klingensmith anhand des Münchner Hofes herausgearbeitet<sup>19</sup>. Wie zuvor schon bei Norbert Elias ist dabei die Bedeutung von Objekten allerdings nur am Rande untersucht worden. Demgegenüber hat die Forschung der letzten Jahre gezeigt, dass auch diese von zentraler Bedeutung für die höfische Kultur waren<sup>20</sup>.

Eine präzisere Bestimmung von ‚Politik‘ eröffnet neue Perspektiven auf das Thema. So wird in der jüngeren Forschung unter Politik eine kulturelle Praxis verstanden, mit der kollektiv relevante Entscheidungen produziert werden<sup>21</sup>. Dies geschieht mithilfe von Symbolen und Ritualen, welche die dazu notwendigen Verfahren erzeugen. Sie definieren, was überhaupt Gegenstand von Politik ist, wer als Akteur in welcher Position auftritt und in welchem Rahmen Entscheidungsoptionen liegen. Dabei ringen die Menschen um die Etablierung und die Bedeutung der Rituale und Symbole, die erst durch ihre Praktizierung und Anerkennung Wirkungsmacht erhalten. Als eines dieser Symbole kann die Tapissérie verstanden werden.

Zum Ersten ist die Frage zu stellen, warum die Tapissérie überhaupt als neues Symbol in die politische Kultur Münchens eingeführt wurde beziehungsweise warum dies umstritten war. Zum Zweiten kann dann nach den Konsequenzen, die sich daraus für das Medium der Tapissérie und die politische Kultur ergaben, gefragt werden, wozu die Verwendungspraxis zu analysieren ist.

### **Die Erwerbungsstrategie Albrechts V.**

Ohne einen Überblick über die Bestände ist diese Arbeit nicht zu leisten. Es gilt, zumindest exemplarisch einen Teil der Sammlung anhand vorliegender Publikationen und Quellen in den Münchner Archiven aufzuarbeiten. Aus dem Zeitraum vom 16. bis zum 20. Jahrhundert sind zahlreiche Inventare überliefert. Sie bilden die Grundlage, um die Geschichte einer fürstlichen Textilsammlung, die zu großen Teilen noch vorhanden und zudem qualitativ von höchstem europäischen Rang ist, zu rekonstruieren<sup>22</sup>. Da vor allem die Gründungsphase im Fokus stehen muss, werden schwerpunktmäßig die Erwerbungen Albrechts V. in den Blick genommen, fällt doch die Gründung der Tapissériesammlung – neben den Anfängen der Kunstkammer, des Antiquariums und der Bibliothek – in seine Regierungszeit.

18 ELIAS, Norbert: Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie, Berlin 1969.

19 KLINGENSMITH, Samuel John: The Utility of Splendor. Ceremony, Social Life, and Architecture at the Court of Bavaria, 1600–1800, hg. von Christian F. OTTO und Mark ASHTON, Chicago 1993.

20 Zeichen und Raum (wie Anm. 9).

21 Zur politischen Kultur der frühen Neuzeit siehe: STOLLBERG-RILINGER, Barbara: Was heißt Kulturgeschichte des Politischen? Einleitung, in: Was heißt Kulturgeschichte des Politischen?, hg. von DERS., Berlin 2005 (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 35), S. 9–24.

22 Neben dem Inventar von Albrecht V. ist bislang und auch nur in Auszügen das Inventar von 1707 publiziert worden: FRANKENBURGER, Beiträge (wie Anm. 2); SANGL, Inventar (wie Anm. 10).

Von den über 20 Folgen mit insgesamt mehr als 200 Behängen, die Albrecht V. beschaffte, wurden bisher nur wenige untersucht. Eine Monographie gibt es nur zu der Planetenfolge<sup>23</sup>, und selbst herausragende Stücke wie die Paulusfolge, die sich nur in München vollständig erhalten hat, sind lediglich im Rahmen von Aufsätzen behandelt worden<sup>24</sup>. Daher werden zuerst die Inventareinträge mit den überlieferten Stücken in Zusammenhang gebracht. Bestehende Zuschreibungen von Tapisserien zu einzelnen Serien, die zum Teil noch vom Beginn des 20. Jahrhunderts stammen und nicht mehr den Stand der Forschung spiegeln, können so korrigiert und Serien aus dem Besitz Albrechts V. identifiziert werden. Zur Rekonstruktion der Erwerbungsprojekte leistet die jüngere Tapisserieforschung entscheidende Beiträge. So sind einige Tapisserien wie die Paulus- und die Planetenfolge in niederländischen Verkaufslisten aufgeführt, wodurch die höchst lückenhafte Dokumentation in den Münchner Archivalien ergänzt werden kann<sup>25</sup>.

Wie die erhaltenen Stücke, die auf Albrecht V. zurückgeführt werden können, beweisen, legte der Herzog bei der Auswahl Wert auf höchste Qualität. Zahlreiche Behänge zeigen ein außerordentlich hohes Niveau handwerklicher Ausführung und weisen zudem einen großen Anteil von Goldfäden auf<sup>26</sup>. Thematisch wurden vor allem Darstellungen aus dem Alten Testament sowie der antiken Mythologie beschafft. Über die Fugger ließ sich Albrecht V. aus den Niederlanden die Behänge liefern und versuchte, wenn auch vergeblich, selber eine Manufaktur in München zu gründen<sup>27</sup>. Vergleicht man seine Erwerbungen mit jenen anderer großer Dynastien, so wird deutlich, dass Albrecht V. innerhalb weniger Jahre eine Sammlung aufbaute, die dem internationalen Vergleich standhalten konnte.

### **Begründung des Sammelns**

All diese Erwerbungen kosteten den Herzog ein Vermögen. Seine Verschuldung führte zu ernsthaften Konflikten mit der Bayerischen Landschaft<sup>28</sup>. Die Stände rangen während des gesamten 16. Jahrhunderts um politische Beteiligung mit den bayerischen Herzögen, nachdem sie noch unter Wilhelm IV. zu Beginn des Jahrhunderts auf dem Höhepunkt ihrer Macht gewesen waren und die Vormundschaftsregierung ausgeübt

23 SCHMITZ-VON LEDEBUR, Katja: Die Planeten und ihre Kinder. Eine Brüsseler Tapisserienserie des 16. Jahrhunderts aus der Sammlung Herzog Albrechts V. in München, Turnhout 2009 (Studies in Western Tapestry, 3).

24 Vgl. DURIAN-RESS, Saskia: Die Bordüre der Münchner Paulusserie, in: *Dokumenta Textilia*, Festschrift für Ingrid Müller-Christensen, hg. von Mechthild FLURY-LEMBERG und Karen STOLLEIS, München 1981, S. 213–233.

25 DELMARCEL, Guy: The Life of Saint Paul, in: *Grand Design. Pieter Coecke van Aelst and Renaissance Tapestry*, hg. von Elizabeth CLELAND, New Haven u.a. 2014, S. 124–135, hier S. 131. Die Hofzahlamtsakten sind in den frühen Jahren sehr lückenhaft.

26 So z.B. die Abraham-, die Paulus- und die Planetenfolge.

27 STOCKBAUER, Jacob: Die Kunstbestrebungen am bayerischen Hofe Albrechts V. und seines Nachfolgers Wilhelm V. Nach den im K. Reichsarchiv vorhandenen Correspondenzakten, Wien 1874 (*Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance*, 8), S. 118.

28 Kompakt dargestellt ist der Konflikt bei: LUTZ, Heinrich: Das konfessionelle Zeitalter, Tl. 1: Die Herzöge Wilhelm IV. und Albrecht V. in: *Handbuch der bayerischen Geschichte*, Bd. 2, hg. von Max SPINDLER, München 1966, S. 297–350.

hatten. Von der Geschichtswissenschaft ist der Konflikt zwischen dem Herzog und den Ständen eingehend betrachtet worden und konnte als Teil der Transformation vom Feudalstaat zu dem neuen, auf den Fürsten bezogenen Konfessionalstaat beschrieben werden<sup>29</sup>. Damit gingen ein tiefgreifender Wandel der politischen Kultur und ein Verlust an Partizipationsmöglichkeiten für den landsässigen Adel einher. Dass während dieser Auseinandersetzungen immer auch ganz konkret um den textilen Luxus und um die Tapisserieerwerbungen gerungen wurde, wurde dagegen noch kaum wahrgenommen.

Dabei waren die Tapisserieerwerbungen, die zu der Verschuldung des Herzogs einen gewichtigen Beitrag leisteten, ein permanenter Kristallisationspunkt, an dem der Kampf um Partizipation und religiöse Selbstbestimmung ausgetragen wurde. Anhand dieser Auseinandersetzung und mithilfe von Quellenmaterial wie den Landtagshandlungen<sup>30</sup>, Gutachten der Räte<sup>31</sup> und Rechtfertigungsschriften der Herzöge<sup>32</sup> wird der Frage nachgegangen, warum ein neuzeitlicher Fürst Tapisserien erwarb. Der Hinweis auf einen Repräsentationszwang, wie er durch die internationalen Kontakte der Höfe zweifellos auch gegeben war, befriedigt kaum. Denn unklar bleibt, wieso in dieser Zeit gerade dieses Medium zur Standardausstattung der Höfe avancierte.

Sicher ist, dass die Tapisserien als Symbol im Zentrum dieses Konfliktes standen, der sich zu einem regelrechten Kampf um Herrschertugenden steigerte. Mit Hilfe ihres nobilitierenden Charakters konnten die Herzöge die soziale Distanz zwischen sich und anderen politischen Akteuren massiv ausbauen und Macht verstärkt auf ihre Position konzentrieren. Indem die Tapisserien bei jeder sich bietenden Gelegenheit erneut gezeigt wurden, leisteten sie damit von nun an einen entscheidenden Beitrag zur Repräsentation. Diese permanente Präsentation blieb jedoch nicht ohne Folgen, da jedes Zeigen die Interpretation durch die Rezipienten provozierte. Die Frage, wie Tapisserien als Teil dieser neuen politischen Kultur funktionierten, die sich als Konsequenz dieses Gebrauches ergab, wird in den folgenden Kapiteln betrachtet.

### **Mediale Qualitäten**

Zunächst ist dabei zu klären, wie Tapisserien von den Zeitgenossen rezipiert wurden und welche Inszenierungsmöglichkeiten sie boten. Die medialen Eigenschaften der Tapisserie bestimmen ihre Rezeptionsbedingung entscheidend mit. Dass die Ausstattung von Gästeappartements mit besonders kostbaren Tapisserien als herausgehobene Ehrbezeugung galt, ist hinreichend bekannt. Aus demselben Grund war es notwendig, neben den kostbaren auch einfachere Tapisserien präsentieren zu können, mit denen weniger hochgestellte Gäste empfangen wurden. Aus der Beschreibung dieser

29 LUTZ, Zeitalter (wie Anm. 28) S. 335–346.

30 Zu dieser Quellengruppe siehe: WILD, Joachim: Quellenlage zum Alten Landtag. in: Der Bayerische Landtag vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Probleme und Desiderate historischer Forschung, hg. von Walter ZIEGLER, München 1995 (Beiträge zum Parlamentarismus, 8), S. 127–139.

31 RIEZLER, Sigmund: Zur Würdigung Herzog Albrechts V. von Bayern und seiner inneren Regierung. in: Abhandlungen der historischen Classe der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften 22 (1898) S. 67–132.

32 BUSLEY, Hermann-Joseph: Zur Finanz- und Kulturpolitik Albrechts V. Eine Studie zum herzoglichen Ratsgutachten von 1557, in: Reformata Reformanda. Festgabe für Hubert Jedin zum 17. Juni 1965, Bd. 2, hg. von Erwin ISERLOH und Konrad REPGEN, Münster 1965, S. 209–235.

medialen Qualitäten können die Verwendungsoptionen, welche die einzelnen Behänge boten, genauer bestimmt werden.

Dabei waren die auf den Tapisserien dargestellten Themen keineswegs beliebig, wenn auch nicht immer eindeutig als politische Botschaft zu verstehen. Diese Latenz erscheint gelegentlich als Makel und wurde auch schon dahingehend gedeutet, dass der Inhalt sogar gleichgültig gewesen sei<sup>33</sup>. Tatsächlich ist jedes Bild weniger eindeutig als eine diplomatische Note. Doch gerade in dieser Vieldeutigkeit liegt ein großes Potenzial, das die Verwendung von Bildern für den diplomatischen Verkehr attraktiv macht. Denn visualisiert – und damit weniger eindeutig – können Konflikte ausgetragen oder Forderungen gestellt werden, die klar ausgesprochen bedrohliche Folgen hätten. Aus dieser Erkenntnis lassen sich zum einen historische Präsentationssituationen neu bewerten. Zum anderen stellt sich die Frage, welche Möglichkeiten der Distinktion einzelne Tapisserien boten. Unter diesem Aspekt werden sie daher einer erneuten Betrachtung unterzogen.

Für die Rezeption von Tapisserien ist vor allem das Hofzeremoniell zu berücksichtigen<sup>34</sup>. Dieses legte fest, wer sich wie lange in den Räumen aufhalten durfte, die mit ihnen ausgekleidet waren, und damit, wie lange und aus welcher Nähe sie betrachtet werden konnten. Die Wahrnehmung der Tapisserien ist von diesen Faktoren entscheidend abhängig. Aus der Ferne gesehen mag nur ein Hauptthema zu identifizieren sein, doch von Nahem entdeckt man reizvolle Details, die zur Reflektion einladen, wie zum Beispiel präzise gestaltete Gewandungen oder humoristische Elemente wie Fratzen oder Fabelwesen. Vor allem offenbart sich aus der Nähe ihre Qualität, die sich auch an der Feinheit der Ausführung misst. Erstaunlicherweise hat die bisherige Tapissierieforschung diese Besonderheit des Sehe-Akts aber kaum berücksichtigt und ist überwiegend von der aus der Malerei bekannten Seherfahrung ausgegangen, die in der Regel eine ideale Betrachterperspektive annimmt, auf die ein Werk berechnet ist, und unterstellt, dass genügend Zeit zu seiner Betrachtung zur Verfügung steht. Dabei strukturierte das Zeremoniell zeitlich wie räumlich die Betrachtung von Tapisserien maßgeblich vor. Daraus ergibt sich, dass sie eine Rhetorik der Zeit und der Distanz besitzt, wobei die soziale Position der Betrachter von Bedeutung war.

Insgesamt ergeben sich aus der Gestaltung der Tapisserien jeweils spezifische Einsatzmöglichkeiten. Dadurch wird deutlich, dass es, wie auch in der Malerei, verschiedene Typen von Tapisserien gibt und von ‚der Tapissierie‘ zu sprechen unangemessen ist. Entsprechend machten die Zeitgenossen auch Unterschiede in ihrer Beschreibung und differenzierten zum Beispiel zwischen *Spalieren* und *Historien*, also zwischen Tapisserien, die Pflanzen, Tiere, Wappen oder Monogramme zeigen, und narrativen Darstellungen<sup>35</sup>. Da zum Zeremoniell des Münchner Hofes zuverlässige Quellen wie zum Beispiel Aufwartordnungen oder Berichte über den Ablauf von Empfängen

33 Vgl. BRASSAT, Tapisserien (wie Anm. 17) insbes. S. 101–108.

34 Zu diesem siehe: Zeichen und Raum (wie Anm. 9); KLINGENSMITH, Utility (wie Anm. 19).

35 Diese Unterscheidung wird z.B. in den Inventaren von 1638 und 1655 vorgenommen: Bayerische Staatsbibliothek München: cgm 2123; Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Abteilung III. Geheimes Hausarchiv: Hofhaushaltsakte 390.

vorliegen, die zum Teil auch publiziert sind, ist die Voraussetzung für diese Untersuchung außerordentlich günstig<sup>36</sup>.

### **Verwendungspraxis**

Bezieht man all diese Aspekte in die Betrachtung von Präsentationssituationen mit ein, so gewinnt man einen detaillierten Einblick in die Verwendungspraxis der frühen Neuzeit. Dank umfangreicher Archivalien wie Festberichte<sup>37</sup> und Beschreibungen der Residenz durch Reisende<sup>38</sup> lassen sich historische Präsentationssituationen beziehungsweise ihre Betrachtung nachvollziehen. Mögen die oft panegyrischen Texte auch nicht immer die konkrete Präsentationssituation beschrieben haben, so tradierten sie doch auch schon damals das Bild, das von den Festereignissen an andere Höfe vermittelt werden sollte<sup>39</sup>. Durch sie wurde der Rezipientenkreis über die unmittelbar Anwesenden ausgedehnt. Einige dieser Schriften wurden bereits ausgewertet, wobei die Tapiserie aber in der Regel nicht im Zentrum der Betrachtung stand und ihre Verwendung nur cursorisch mitbeschrieben wurde<sup>40</sup>. Neben dieser Quellengruppe sind in München auch Schriften aus der Hofverwaltung erhalten, welche die Ausstattung verschiedenster Solennitäten zu organisieren hatte<sup>41</sup>. In Ansätzen sind diese bereits ausgewertet worden. So konnte die Ausstattung bei den Kaiserbesuchen im 17. Jahrhundert rekonstruiert werden<sup>42</sup>. Handbücher, welche die Abläufe der beinahe wöchentlich stattfindenden Empfänge von Gesandten und adligen und fürstlichen Gästen systematisch für den Hofgebrauch notierten, wurden bisher lediglich unter dem Aspekt des Hofzeremoniells betrachtet<sup>43</sup>. Diese vermitteln ein detailliertes Bild von der alltäglichen Verwendungspraxis und damit von jenen Anlässen, bei denen es um die Stabili-

36 Vgl. z.B. die Beiträge in: *Pracht und Zeremoniell. Die Möbel der Residenz München*, hg. von Brigitte LANGER, München 2002.

37 Siehe z.B. ZIMMERMANN, Wilhelm Peter: *Beschreibung vnd kutze Radierte entwerffung der Fürstlichen Hochzeit / So Der Durchlechtig / vnd Hochgeborn Fürst ... Wolfgang Wilhelm / Pfaltzgraff bey Rhein / ... Mit Der ... Fürstin Fraw Magdalena / Pfaltzgräfin bey Rhein ... Zu München / im sechzehnhundert vnd dreyzehenden Jahr / den zwölfften Nouembris Celebriert vnd gehalten / Ins Werck versetzt / durch Wilhelm Peter Zimmermann / ins Kupffer Geradiert zu Augsburg 1614*, online in der Wolfenbütteler Digitalen Bibliothek, <http://diglib.hab.de/wdb.php?dir=drucke/133-quod-2f-2> [27.09.2016].

38 Siehe z.B. PISTORINI, Baldassare: *Discrittione Compendiosa del Palagio Sede de'Serenissimi di Baviera situato nella Elettorale Città di Monaco, 1644*; Bayerische Staatsbibliothek München: cod. Ital. 409.

39 Zu dieser Quellengruppe siehe: RAHN, Thomas: *Fortsetzung des Festes mit anderen Mitteln. Gattungsbeobachtungen zu hessischen Hochzeitsberichten*, in: *Frühneuzeitliche Hofkultur in Hessen und Thüringen*, hg. von Jörg Jochen BERNS und Detlef IGNASIAK, Erlangen u.a. 1993 (Jenaer Studien, 1), S. 233–248.

40 Vgl. GRAF, Henriette: *Die Residenz in München. Hofzeremoniell, Innenräume und Möblierung von Kurfürst Maximilian I. bis Kaiser Karl VII.* München 2002 (Forschungen zur Kunst- und Kulturgeschichte, 8); die Verfasserin nennt die Ausstattung, ohne mit ihr zu argumentieren, und erwähnt Tapisseries in weiten Teilen nur in Fußnoten.

41 Beispielsweise im Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Fürstensachen 109; 123–133; Kasten Schwarz 11764; 11859; Korrespondenz Akten 681.

42 JANOWITZ, Ester: „Imperiale più che ducale“. *Die Residenz Maximilians I. und die Kaiserbesuche in München*, in: *Pracht und Zeremoniell* (wie Anm. 36) S. 50–65.

43 KLINGENSMITH, Utility (wie Anm. 19).

sierung der bestehenden Verhältnisse ging und eben nicht um die Etablierung von Neuem.

Die Betrachtung der Verwendungspraxis über einen längeren Zeitraum hinweg bietet die Möglichkeit, Bezüge zwischen verschiedenen Anlässen herzustellen. In der auf Tradition so bedachten monarchischen Kultur bieten Vergleiche mit der Vergangenheit einen wichtigen Bezugspunkt für die Interpretation der Gegenwart. Diese Perspektive geht bei der Betrachtung des einzelnen Festereignisses jedoch verloren. Die Zeitgenossen nahmen hingegen sehr genau wahr, welche Behandlung sie im Vergleich zu anderen erfuhren<sup>44</sup>. Dieser Maßstab früherer Präsentationssituationen ist als zusätzliches Kriterium für die Rezeption mit zu berücksichtigen. So lässt sich ein besseres Verständnis davon gewinnen, wie Tapissereien im diplomatischen Verkehr als mediales Element funktionierten.

### **Fixierung des Gebrauchs**

Diese Bedeutungsebene zu kontrollieren mag im 17. Jahrhundert der Antrieb gewesen sein, die *Traktierung* der Gäste systematisch zu erfassen. Überhaupt erforderte die Verwendung der Tapissereien zunehmend mehr Organisationsarbeit. Die Residenz, die Herzog-Max-Burg, aber auch Lustschlösser wie Nymphenburg und Schleißheim oder die Flotte auf dem Starnberger See sowie Orte, an denen der Fürst quasi ex officio auftrat, wie das Münchner Rathaus, mussten für die verschiedensten Anlässe mit Tapissereien ausgestattet werden. Dies schloss nicht nur fachgerechte Verpackung, Transport und Hängung sowie anschließende Rückführung mit ein, die kostbaren Tapissereien mussten auch gereinigt und repariert werden. Für diese Aufgaben gab es in München mit dem Hoftapezieramt eine spezialisierte Behörde mit zunehmend mehr Tapezierergehilfen unter einem Obertapezierer und seinem Adjunkten. Die Akten dieser Behörde sind überliefert und bieten ein detailliertes Bild über die alltägliche Verwendung und über die Verfügungsgewalt über die Tapissereien<sup>45</sup>.

In der zunehmend komplexen Machtmaschine des Hofes war der Fürst auf Spezialisten angewiesen, die ihn bei der Bewältigung seiner repräsentativen Aufgaben beraten konnten. Alleine schon die in München komplexe logistische Abwicklung der Tapissereien verlangte es, dass der Fürst sich auf seine Diener verlassen konnte. Tatsächlich waren die Hoftapezierer als Teil der Kammerpartei sehr eng mit dem Machtzentrum des Hofes verbunden. In Ansätzen ist bereits die innerhöfische Verwaltung untersucht worden, womit die Voraussetzung geschaffen wurde, die Arbeitsteilung innerhalb dieser Machtmaschine zu verstehen<sup>46</sup>.

Durch frühere Präsentationssituationen war der Verwendung von Tapissereien Grenzen gesetzt. So durfte zum Beispiel die Ausstattung eines Gästeappartements nicht

44 Vgl. z.B. die Berichte der kaiserlichen Gesandten am Bayerischen Hof: Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien: Reichsarchive, Reichskanzlei, Dipl. Akten, München, München Berichte, 1a Berichte aus München (1628–1656).

45 Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Hofamtsregistratur I. Fasz. 12 Nr. 42.

46 Vgl. die Beiträge von Wilhelm STÖRMER und Ferdinand KRAMER in: Höfe und Hofordnungen 1200–1600. 5. Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, hg. von Holger KRUSE und Werner PARAVICINI, Sigmaringen 1999, S. 361–381; DAUSCH, Maria Hermine: Zur Organisation des Münchener Hofstaates in der Zeit von Herzog Albrecht V. bis zu Kurfürst Maximilian, München 1944.

hinter den einmal etablierten Standard zurückfallen, da dies sofort als Zurücksetzung des Gastes durch den Gastgeber verstanden worden wäre. Damit aber war der Einsatz der Tapisserien für die Hoftapezierer auch planbar. Durch das Aufkommen der Zeremonialschriften verfestigte sich der Gebrauch der Tapisserien weiter. Dies führte langfristig zu einer Kontrollverlagerung vom Fürsten weg zu den spezialisierten Hofbeamten. In München war der Kammerfurier für die Einquartierung der Gäste zuständig<sup>47</sup>. Langsam wurden auf diese Weise dem Fürsten die Tapisserien entzogen, eine Tendenz, welche durch ihre Auslösung von den österreichischen Besatzern durch die Bayerische Landschaft sicher noch verstärkt wurde. Ihre Funktion, die Reputation des Fürstenhauses zu steigern und Affektion gegenüber Gästen zu vermitteln, verloren sie indes nicht. Bis heute verleihen sie Ehre und erzeugen Magnifizienz<sup>48</sup>. Als Mittel politischer Distinktion treten sie zunehmend seltener in Erscheinung. Aber auch im 20. Jahrhundert besitzen sie noch immer ihren suggestiven Charakter. Dies zeigte sich am 5. Februar 2003, als die Bush- Administration nach der Sitzung des UNO-Sicherheitsrates den Angriff auf den Irak begründete. Dies geschah im Vorraum des Sicherheitsrates, wo eine Tapiserie nach Pablo Picassos *Guernica* hängt. Für die Erklärung wurde diese Tapiserie verhüllt – eine Maßnahme, die allerdings von der Weltpresse nicht unbeobachtet blieb<sup>49</sup>.

Die Bedeutung von Tapisserien für die politische Kultur der frühen Neuzeit besser zu verstehen und die Konsequenzen für die Politik zu beschreiben ist Ziel dieses Dissertationsprojektes. Damit soll auch ein Beitrag zum besseren Verständnis von Objekten und der materiellen Kultur in der frühen Neuzeit geleistet werden. Gleichzeitig soll hier das Potenzial eines differenzierteren Blicks auf das Medium der Tapisserien aufgezeigt werden, das sich nicht alleine auf seine Repräsentationsaufgabe und auf seine Materialität beschränken lässt. Vielmehr besitzt die Tapiserie eine eigene Ästhetik, die aus der durch das Zeremoniell geprägten Rezeptionsbedingung heraus verstanden und gewürdigt werden kann.

47 DAUSCH, Organisation (wie Anm. 46) S. 141–143.

48 Man denke an die Feierlichkeiten anlässlich der Amtseinssetzung von König Felipe VI. im Jahr 2014, die von einer reichen Ausstattung mit Tapisserien begleitet wurde.

49 Vgl. Artikel in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 10.02.2003, Nr. 34, S. 31.

# Architektur und Funktion von Witwensitzen in der frühen Neuzeit (15.–17. Jahrhundert)

CHRISTA SYRER\*

## Der Witwensitz als Baufunktion: Merkmale und juristische Bedingungen

Als Begriff der Rechtssprache begegnet der Witwensitz bereits im 16. Jahrhundert. Mitte des 18. Jahrhunderts wurde der *Witthums-Sitz* in Johann Heinrich Zedlers Universallexikon definiert als ein *Schloss, Haus, Stadt oder Amt, so einer fürstlichen, gräflichen oder andern Witwe hohen Standes, entweder bey Lebzeiten ihres Gemahls ausgesetzt und zu ihrem Unterhalt angewiesen, oder nach dessen Tode zu ihrer Residentz und Wohnung, so lange sie lebet oder unverheirathet bleibet, eingeräumt wird*<sup>1</sup>. Der Witwensitz ist also zunächst eine temporäre Funktion, die auf ein Schloss und andere Besitzungen übertragen werden konnte. Heute wird der Begriff in der Kunstgeschichte meistens unscharf für jeden repräsentativen Wohnbau gebraucht, der von einer adeligen oder fürstlichen Witwe genutzt wurde – unabhängig davon, ob das Gebäude Bestandteil des ihr verschriebenen Wittums war.

Welche Besitzungen als Wittum zugesagt wurden, regelten bereits der Ehevertrag oder Zusatzdokumente<sup>2</sup>. Die Versorgung der Fürstin mit einem standesgemäßen und entsprechend ertragreichen Wittum war von höchster Bedeutung und konnte, im Falle der Missachtung, auch zu politischen Spannungen führen. Einen solchen Konflikt verursachte das Wittum der sächsischen Kurfürstin Hedwig (1581–1641), einer geborenen Prinzessin von Dänemark. Als dänische Gesandte das ihr verschriebene Amt und Schloss Sangerhausen in mangelhaftem Zustand vorfanden, beklagte Hedwig sich bei ihrem Bruder, König Christian IV. von Dänemark (1577–1648). Dieser beschwerte sich wiederum bei Hedwigs Gatten, Kurfürst Christian II. von Sachsen (1583–1611), über die unwürdige Behandlung seiner Schwester<sup>3</sup>.

Das Hauptauswahlkriterium für ein Amt als Wittum war nicht nur, dass es über ein repräsentatives Schloss verfügte, sondern vor allem die ökonomische Leistungsfähigkeit. So erklärte die sächsische Kurfürstinwitwe Sophia von Brandenburg (1568–1622) dem dänischen König sehr deutlich, warum Sangerhausen kein geeignetes Wittum darstellte: [...] *der Ordt zu einer fürstlichen Residenz gar unbequem, sintemal in*

\* Christa Syrer, Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Kunstgeschichte, Zentnerstraße 31, D-80798 München, E-Mail: christa.syrer@kunstgeschichte.uni-muenchen.de. – Die Dissertation wird an der LMU von Prof. Dr. Stephan Hoppe betreut (Professur für Bayerische Kunstgeschichte).

1 Johann Heinrich Zedler, Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, Bd. 57, Leipzig u.a. 1748, Sp. 1887 ([www.zedler-lexikon.de](http://www.zedler-lexikon.de), Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek [09.09.2016]).

2 Einen Überblick über frühneuzeitliche Eheverträge bietet ESSEGERN, Ute: Kursächsische Eheverträge in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in: Witwenschaft in der Frühen Neuzeit. Fürstliche und adlige Witwen zwischen Fremd- und Selbstbestimmung, hg. von Martina SCHATTKOWSKY, Leipzig 2003 (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 6), S. 115–135.

3 Dazu ESSEGERN, Ute: Fürstinnen am kursächsischen Hof. Lebenskonzepte und Lebensläufe zwischen Familie, Hof und Politik in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Hedwig von Dänemark, Sibylla Elisabeth von Württemberg und Magdalena Sibylla von Preußen, Leipzig 2007 (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 19), S. 74.

*solchem Amte kein Forwergk, großer Mangel der Fischerey, sowohl zum Theil des Holzes, auch wenig Wilpräth alda zuerlangen.* Darüber hinaus seien die Untertanen in Sangerhausen nicht zu Scharwerksdiensten verpflichtet. Es wäre daher zu teuer, die nötigen Bauarbeiten am Schloss durchzuführen<sup>4</sup>.

Aus dieser wirtschaftlichen Anforderung an die Witwengüter ergab sich auch deren ländliche, zumeist periphere Lage. An den Rändern des Fürstentums konnten die Witwenhöfe ihre Versorgung aus den Ämtern beziehen, ohne mit der direkten Nahversorgung des Haupthofs zu kollidieren. Diese räumliche Entfernung vom Hof wurde in der Forschung häufig negativ als ein probates Mittel beschrieben, die fürstliche Witwe von der Einmischung in die Regierungsgeschäfte ihres Sohnes abzuhalten<sup>5</sup>. Um die Einkünfte für eine standesgemäße Hofhaltung erwirtschaften zu können, mussten die Witwen allerdings über ausreichend große Ländereien und Ressourcen verfügen. In der Regel verwalteten sie ihre Ämter eigenverantwortlich, setzten Priester ein und übten die niedere Gerichtsbarkeit aus. Gritt Brosowski hat für die Verlegung des Witwenhofs aus der Hauptresidenz jüngst einen weiteren Grund angeführt. In dem störanfälligen sozialen Gebilde des Hofes warf die Präsenz zweier Fürstinnen und ihrer Frauenzimmer nicht nur ein wirtschaftliches, sondern auch ein Rangproblem auf, das es zu vermeiden galt<sup>6</sup>.

Abhängig von der im Ehevertrag festgelegten Absicherung waren die finanziellen Voraussetzungen adeliger und fürstlicher Witwen sehr unterschiedlich. Dasselbe gilt auch für die Dauer und Art der Witwenschaft. Während manche Frauen ihren Witwensitz nach einer langen Ehe in hohem Alter und entsprechend nur für kurze Zeit bezogen, wurden viele durch den frühen Tod ihrer Ehemänner bereits in jungen Jahren Witwe. Ein zwei bis drei Jahrzehnte währendes Leben im Witwenstand war keine Seltenheit. Anna Maria von Pfalz-Neuburg (1575–1643) überlebte ihren Mann Friedrich Wilhelm I. von Sachsen-Weimar (1562–1602) sogar um 41 Jahre. Einige Witwen zogen sich, wie vorgesehen, unmittelbar nach dem Tod ihres Mannes auf ihre Witwengüter zurück, andere übernahmen zunächst eine aktive Rolle als Regentinnen für den minderjährigen Thronfolger oder als Beraterin für ihre unverheirateten Söhne.

Lange Witwenzeiten kamen vom 15. bis zum 18. Jahrhundert oft dadurch zustande, dass viele Frauen von Stand an bedeutend ältere Männer verheiratet wurden<sup>7</sup>. Diese ersetzten durch die jungen Partnerinnen wiederum ihre vorherigen, verstorbenen Ehe-

4 Rigsarkivet København, Tyske Kancellis Udenrigske Afdeling (TKUA, Deutsche Kanzlei), Spec. Dell, Sachsen, AI, Nr. 11, Sophia von Brandenburg an Christian IV. von Dänemark, Dresden, 25. Juni 1608, zit. nach ESSEGERN, Fürstinnen (wie Anm. 3) S. 74.

5 In diesem Sinne LÖWENSTEIN, Uta: „Daß sie sich uf iren Withumbssitz begeben und sich sonsten anderer der Herrschafften Sachen und Handlungen nicht unternehmen ...“ Hofhaltungen fürstlicher Frauen und Witwen in der frühen Neuzeit, in: Frühneuzeitliche Hofkultur in Hessen und Thüringen, hg. von Jörg Jochen BERNIS und Detlef IGNASIAK, Jena 1993 (Jenaer Studien, 1), S. 115–141, hier S. 116.

6 Siehe dazu BROSOWSKI, Gritt: Sophie und Eléonore – zwei welfische Witwen im Vergleich, in: Mächtig verlockend. Frauen der Welfen, Begleitband zur Ausstellung des Residenzmuseums im Celler Schloss (16. Februar bis 15. August 2010), Celle 2010, S. 187–211, hier S. 198.

7 Dazu ILG, Ulrike: Fürstliche Witwen in der Frühen Neuzeit – eine Einführung, in: DIES.: Fürstliche Witwen in der frühen Neuzeit. Zur Kunst- und Kulturgeschichte eines Standes, Petersberg 2015, S. 5–13, hier S. 5.

frauen. Im Gegensatz dazu finden wir unter den hochadeligen Frauen, die als Witwen ein von männlicher Vormundschaft freies Leben in finanzieller Unabhängigkeit führen konnten, nur selten Fälle von erneuten Eheschließungen. Finanzielle Möglichkeiten sowie zeitliche und politische Verhältnisse bestimmten entsprechend die Rolle, welche die Witwe von Stand in der höfischen Gesellschaft einnehmen konnte. Trotz dieser Heterogenität bildeten die adeligen Witwen eine soziale Gruppe, die sich nicht nur durch einheitliche Kleidung, sondern auch durch ein gemeinsames Selbstverständnis auszeichnete. Sie traten als Förderinnen von Kunst und Kultur in Erscheinung und pflegten durch Briefe und Besuche aktiv ihre Netzwerke. Gleichzeitig stand der Lebenswandel der Witwen unter besonderer Beobachtung und wurde an dem Tugendideal gemessen, das die zahlreichen, seit dem 16. Jahrhundert verbreiteten Witwenspiegel formulierten.

### **Fürstinnen und fürstliche Witwen im aktuellen Forschungsdiskurs**

Häufig treten Fürstinnen erst nach dem Tod ihres Mannes in den Quellen eindeutig als verantwortliche Person oder bestimmende Auftraggeberin in Erscheinung, während ihre Rolle gerade in Bezug auf Bau- und Kunstprojekte zuvor nicht eindeutig zu bestimmen ist. Die rechtliche Unabhängigkeit der Witwen ermöglicht es uns daher, Handlungsräume und Rollenbilder adeliger und fürstlicher Frauen im Rahmen des frühneuzeitlichen Hofsystems beispielhaft zu untersuchen. Zu adliger Witwenschaft im Allgemeinen liegen allerdings noch vergleichsweise wenige Studien und kaum kunst- oder architekturhistorische Forschungen vor<sup>8</sup>. Auch wenn Werner Paravicini bereits im Jahr 2000 hinsichtlich der Rolle der Frau in der Topografie des Hofes gefragt hat, ob es in Form des Witwensitzes einen eigens für Frauen konzipierten Bautyp gebe, steht eine Untersuchung dieser Art bisher aus<sup>9</sup>.

Analog zu Jagd- und Lustschlössern wird der Witwensitz im Fach Kunstgeschichte häufig als eine Bauaufgabe beschrieben, die sich durch bestimmte äußerliche Merkmale definieren lasse. Dabei ist nach wie vor die Vorstellung des Witwensitzes als ein beschaulicher, ‚privater‘ Rückzugsort für die verwitwete Fürstin bestimmend<sup>10</sup>. Letztendlich wird dabei eine Idee auf die Architektur von Witwensitzen übertragen, die

8 Eine Ausnahme stellt die jüngst veröffentlichte Dissertation von Annette Cremer dar. Siehe CREMER, Annette Caroline: *Mon Plaisir. Die Puppenstadt der Auguste Dorothea von Schwarzburg (1666–1751)*, Köln u.a. 2015 (Selbstzeugnisse der Neuzeit, 23).

9 PARAVICINI, Werner: *Das Frauenzimmer. Die Frau bei Hofe in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, in: *Das Frauenzimmer. Die Frau bei Hofe in Spätmittelalter und früher Neuzeit*, hg. von Jan HIRSCHBIEGEL und Werner PARAVICINI, Stuttgart 2000 (Residenzenforschung, 11), S. 13–25, hier S. 17. In dieser Richtung bisher nur TÖNNESMANN, Andreas: *Pariser Witwensitze. Zur architektonischen Repräsentation von Frauen in der Frühen Neuzeit*, in: *Frauen in der Frühen Neuzeit. Lebensentwürfe in Kunst und Literatur*, hg. von Anne-Marie BONNET, Köln u.a. 2004, S. 189–211.

10 So beispielsweise die Beschreibung von Schloss Annaburg in Sachsen als vermeintlicher Witwensitz der Kurfürstin Anna, geb. von Dänemark (1532–1585): „Das friedvolle Refugium, eingebettet in eine weite Garten- und Teichlandschaft, entspricht ganz der Vorstellung von der Retirade einer verwitweten Königin.“ TITZE, Mario: *Annaburg und Lichtenburg. Schlossbauten des Kurfürsten August von Sachsen und seiner Gemahlin Anna von Dänemark*, in: *Reframing the Danish Renaissance. Problems and Prospects in a European Perspective*, hg. von Michael ANDERSEN, Birgitte JOHANNSEN und Hugo JOHANNSEN, Kopenhagen 2011 (PNM. Studies in Archaeology and History, 16), S. 183–195, hier S. 185.

lange Zeit prägend für die Wahrnehmung fürstlicher Witwen in der Geschichtswissenschaft war: Mit dem Tod ihres Gatten verlor die Fürstin ihre Möglichkeiten zur politischen Mitbestimmung und zog sich auf ihren Witwensitz zurück (bzw. wurde vom Hof entfernt), wo sie fernab vom Hofleben die Memoria ihres Mannes pflegte. Hier wirkt noch das in der Andachtsliteratur des 16. Jahrhunderts propagierte Bild der weltabgewandten, frommen Witwe nach.

Diese eindimensionale Vorstellung vom Leben adeliger und fürstlicher Witwen wurde mittlerweile durch jüngere Forschungen stark erweitert. Angeregt durch die Genderdiskurse der 1980er und 1990er Jahre hat die historische Forschung zahlreiche Studien zur Rolle der Frau in Mittelalter und früher Neuzeit hervorgebracht. Damit handelt es sich um ein noch recht junges Feld innerhalb der Geschichtswissenschaft und erschöpfend behandelt ist dieser weite Themenkomplex noch lange nicht. In den letzten Jahren erfreuten sich zudem Ausstellungen zur adeligen Frau in Mittelalter und früher Neuzeit großer Beliebtheit, was für das öffentliche Interesse an diesem Thema spricht<sup>11</sup>.

Grundlegend für das Verständnis weiblicher Handlungsräume und der Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern im Sinne des frühneuzeitlichen „Arbeitspaares“ sind nach wie vor die Arbeiten von Heide Wunder<sup>12</sup>. In ähnlicher Weise charakterisiert Sarah Cockram in ihrer 2013 veröffentlichten Dissertation die politische Arbeitsteilung zwischen Isabella d’Este und Francesco Gonzaga als „power sharing“<sup>13</sup>. Während unter den Frauen des Hochadels zunächst sehr prominente Regentinnen wie Katharina und Maria de’ Medici im Fokus der Forschung standen, liegen mittlerweile auch einige Untersuchungen zu Fürstinnen an den Höfen des Heiligen Römischen Reichs vor<sup>14</sup>. Darunter ist für den Kontext dieser Arbeit vor allem die Untersuchung von Ute Essegern zu den Fürstinnen am sächsischen Hof hervorzuheben, da sie darin

11 Hier sind zu nennen ‚Frauensache. Wie Brandenburg Preußen wurde‘ (Schloss Charlottenburg, Berlin, 22.08–22.11.2015), ‚Mächtig. Verlockend – Frauen der Welfen‘ (16.02–15.08.2010, Residenzmuseum Celle), ‚Königinnen der Merowinger. Adelsgräber aus den Kirchen von Köln, Saint-Denis, Chelles und Frankfurt‘ (10.11.2012–02.02.2013, Archäologisches Museum Frankfurt und Domschatzkammer Köln) sowie international u.a. ‚Women of Distinction. Margaret of York & Margaret of Austria‘ (Mechelen 2005) mit einem sehr fundierten Katalog.

12 Hier in erster Linie WUNDER, Heide: ‚Er ist die Sonn’, sie ist der Mond‘. Frauen in der Frühen Neuzeit, München 1992, DIES: Herrschaft und öffentliches Handeln von Frauen in der Gesellschaft der Frühen Neuzeit, in: Frauen in der Geschichte des Rechts, hg. von Ute GERHARD, München 1997, S. 27–54 sowie mehrere Sammelbände, darunter Geschlechterperspektiven. Forschungen zur Frühen Neuzeit, hg. von Heide WUNDER und Gisela ENGEL, Königstein/Ts. 1998 und Dynastie und Herrschaftssicherung in der Frühen Neuzeit. Geschlechter und Geschlecht, hg. von Heide WUNDER, Berlin 2002 (Zeitschrift für historische Forschung, Beiheft 28).

13 COCKRAM, Sarah: Isabella d’Este and Francesco Gonzaga. Power Sharing at the Italian Renaissance Court, Farnham 2013 (Women and Gender in the Early Modern World).

14 Jüngst WADE, Mara: Elisabeth von Dänemark (1573–1626) als Fürstin von Braunschweig-Wolfenbüttel: Dynastische Frauen und Kulturtransfer, in: Herzog Heinrich Julius zu Braunschweig und Lüneburg (1564–1613). Politiker und Gelehrter mit europäischem Profil, hg. von Werner ARNOLD, Brage BEI DER WIEDEN und Ulrike GLEIXNER, Braunschweig 2016 (Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Landesgeschichte, 49), 263–282 sowie BROSOWSKI, Sophie und Eléonore (wie Anm. 6) und LILIENTHAL, Andrea: Die Fürstin und die Macht. Welfische Herzoginnen im 16. Jahrhundert: Elisabeth, Sidonia, Sophia, Hannover 2007 (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, 127).

einige grundsätzliche Überlegungen zu adeliger Witwenschaft festhält<sup>15</sup>. Kernpunkt dieser jüngeren Forschungen ist die Frage nach dem Handlungsspielraum der Frauen in ihren jeweiligen Lebensabschnitten, d.h. als Kind oder Jugendliche, als Ehefrau und schließlich, wenn dieser Fall eintritt, als Witwe. Wie unterschiedlich die Voraussetzungen adeliger und fürstlicher Witwen sein können, hat nicht zuletzt der Sammelband ‚Witwenschaft in der frühen Neuzeit‘ von 2003 gezeigt<sup>16</sup>. Ein großes Verdienst dieser Publikation ist die zeitliche Ausrichtung auf das 15. und 16. Jahrhundert, sodass darin auch in ihrer Zeit prominente Witwen wie Mechthild von der Pfalz (1419–1482) und Elisabeth von Rochlitz (1502–1557) größeren Raum einnehmen. Speziell für das Thema des Witwensitzes enthält der Band zahlreiche Erkenntnisse zu Wirtschaft und Verwaltung.

In der Kunstgeschichte treten Witwen bisweilen in Erscheinung, wenn es um ihre Aktivitäten als Mäzeninnen oder ihre politische Legitimation durch gezielte Inszenierung ihrer Witwenschaft geht<sup>17</sup>. Der Sammelband ‚Fürstliche Witwen in der Frühen Neuzeit. Zur Kunst- und Kulturgeschichte eines Standes‘ hat jüngst erneut gezeigt, welches Potenzial die Auseinandersetzung mit fürstlichen Witwen auch hinsichtlich ihrer Bauaktivitäten bietet<sup>18</sup>. Der Fokus lag dabei auf dem 17. und 18. Jahrhundert, was weniger inhaltlich, sondern vor allem durch fehlende Vorarbeiten zu früheren Jahrhunderten zu erklären ist.

Neue Einblicke in das Selbstverständnis adeliger Frauen in der frühen Neuzeit sowie Anregungen zu eigenen Fragestellungen verdankt die Arbeit vor allem der internationalen Forschung. An erster Stelle sind hier die Studien von Helen Watanabe-O’Kelly zu nennen. Das von ihr geleitete Forschungsprojekt ‚Marrying Cultures. Queens Consort and European Identities 1500–1800‘ lässt in der nächsten Zeit neue Ergebnisse zu den Heiratsnetzwerken und dem damit verbundenen kulturellen Austausch der frühneuzeitlichen Höfe erwarten<sup>19</sup>. Für den Kontext der Witwenschaft sind hier vor allem ihre Veröffentlichungen zu Darstellungen der Judith von Interesse<sup>20</sup>. Ferner hat Pernille Arenfeldt in den letzten Jahren einige grundlegende Aufsätze zu den deutschen Höfen im 16. Jahrhundert vorgelegt, die dank ihrer überregionalen Perspektive neues Licht auf den Bildungshorizont der Fürstinnen und deren Rolle im

15 ESSEGERN, Fürstinnen (wie Anm. 3).

16 Witwenschaft in der Frühen Neuzeit (wie Anm. 2).

17 Dazu beispielhaft WELZEL, Barbara: Die Macht der Witwen. Zum Selbstverständnis niederländischer Statthalterinnen, in: Frauenzimmer (wie Anm. 9) S. 287–309, BERGER, Joachim: Der ‚Musenhof‘ Anna Amalias. Geselligkeit, Mäzenatentum und Kunstliebhaberei im klassischen Weimar, Köln u.a. 2001; *Widowhood and Visual Culture in Early Modern Europe*, hg. von Allison LEVY, Aldershot 2003 sowie WADE, Mara: *Widowhood as space of patronage. Hadevig, Princess of Denmark and Electress of Saxony (1581–1641)*, in: *Renaissanceforum* 4 (2008), [www.renaessanceforum.dk/4\\_2008/wade.pdf](http://www.renaessanceforum.dk/4_2008/wade.pdf) [01.07.2015].

18 ILG, Fürstliche Witwen (wie Anm. 7).

19 In Kürze erscheint der Sammelband *Queens Consort, Cultural Transfer and European Politics, c. 1500–1800*, hg. von Helen WATANABE-O’KELLY und Adam MORTON, London 2016.

20 Siehe dazu WATANABE-O’KELLY, Helen: *The Eroticization of Judith in Early Modern German Art*, in: *Gender Matters: Discourses of Violence in Early Modern Literature and the Arts*, hg. von Mara WADE, Amsterdam 2013 (*Internationale Forschungen zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft*, 169).

frühneuzeitlichen Wissenstransfer werfen<sup>21</sup>. In ähnlicher Weise beschäftigte Alisha Rankin sich mit dem medizinischen Wissen der Fürstinnen und deren Arbeit als Apothekerinnen bzw. Leiterinnen der frühneuzeitlichen Hofapotheken<sup>22</sup>. Rankin geht dabei auch intensiv auf das medizinische Engagement fürstlicher Witwen wie Dorothea von Mansfeld (1493–1578) ein, sodass ihre Untersuchungen sich für die Frage nach der Ausstattung von Witwensitzen (Apotheken, Nutzgärten) als sehr hilfreich erweisen. Zur literarischen Bildung und zum Sammlungswesen frühneuzeitlicher Fürstinnen und speziell Witwen sind darüber hinaus die zahlreichen Publikationen von Jill Bepler grundlegend, anhand derer intellektueller Horizont und Anspruch der Frauen nachvollzogen werden können<sup>23</sup>.

### **Ziele und Forschungsfragen**

Ausgehend von diesen jüngsten Studien zur Rolle der Frau am frühneuzeitlichen Hof wird in der Dissertation der Witwensitz als spezifisch weiblicher Ort der höfischen und dynastischen Repräsentation untersucht. Im Zentrum der Arbeit steht die Frage, inwiefern das Selbstverständnis fürstlicher Witwen, ihr politischer Anspruch sowie ihre Funktion innerhalb der dynastischen Netzwerke die Architektur und die Struktur ihrer Witwenresidenzen prägten.

Welche alternativen Modelle von Macht eröffneten sich für die Witwen gerade durch ihren vordergründigen Rückzug vom Hofleben und die Distanz zur Residenz des Haupthofs? Mit dem gewählten Untersuchungszeitraum vom 15. bis zum frühen 17. Jahrhundert liegt der Schwerpunkt ganz bewusst auf der Herausbildung des Witwensitzes als wichtigem Residenzort. Während in den vereinzelt überlieferten mittelalterlichen Eheverträgen das Leibgedinge noch nicht festgelegt war, stellt Ute Essergern für die kursächsischen Eheverträge im 16. Jahrhundert eine geänderte Praxis fest<sup>24</sup>. Komplexere Eheverträge mit genauen Details zum Wittum, die letztendlich die Rechte der Frau im Witwenfall schützen sollten, finden sich allerdings bereits Mitte des 15. Jahrhunderts. Sie unterscheiden sich in Aufbau und Umfang kaum von den Dokumenten, die im 16. Jahrhundert in den meisten Fürstentümern üblich waren.

21 Siehe ARENFELDT, Pernille: *The Political Role of the Female Consort in Protestant Germany, 1550–1585. Anna of Saxony as „Mater Patriae“*, Florenz 2005; DIES.: Wissensproduktion und Wissensverbreitung im 16. Jahrhundert. Fürstinnen als Mittlerinnen von Wissenstraditionen, in: *Historische Anthropologie* 20,1 (2012) S. 4–28 und DIES.: „The Queen has Sent Nine Frisian Cows“. Gender and Everyday Cultural Practices at the Courts in Sixteenth-Century Germany, in: *Der Hof. Ort kulturellen Handelns von Frauen in der Frühen Neuzeit*, hg. von Susanne RODE-BREYMANN und Antje TUMAT, Köln u.a. 2013 (Musik – Kultur – Gender. 12), S. 116–131.

22 Dazu RANKIN, Alisha: *Becoming an Expert Practitioner. Court Experimentalism and the Medical Skills of Anna of Saxony (1532–1585)*, in: *Isis* 98,1 (2007) S. 23–53 und DIES.: *Panacea's Daughters. Noblewomen as Healers in Early Modern Germany*, Chicago u.a. 2013.

23 Speziell zu Witwen siehe BEPLER, Jill: *Die fürstliche Witwe als Büchersammlerin: Spuren weiblicher Lektüre in der Frühen Neuzeit*, in: *Der wissenschaftliche Bibliothekar. Festschrift für Werner Arnold*, hg. von Detlev HELLFAIER, Helwig SCHMIDT-GLINTZER und Wolfgang SCHMITZ, Wiesbaden 2009 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, 44), S. 19–40 sowie DIES.: *Enduring Loss and Memorializing Women: the Cultural Role of Dynastic Widows in Early-Modern Germany*, in: *Enduring Loss in Early Modern Germany. Cross Disciplinary Perspectives*, hg. von Lynne TATLOCK, Leiden 2010 (Studies in Central European Histories, 50), S. 133–160.

24 ESSEGERN, *Eheverträge* (wie Anm. 2) S. 116.

Im ersten Teil der Arbeit soll der Witwensitz im Kontext weiblicher Repräsentationsstrategien betrachtet werden, die wiederum als eine Folie für die nachfolgende Analyse der Architektur dienen. Im Zentrum steht die Frage nach genderspezifischen Modellen von Macht. Hier gilt es zunächst den Rückzug des Witwenhofs in den ländlichen Raum als eine alternative Form fürstlichen Wohnens und Repräsentierens zu erfassen, die über rein pragmatische Aspekte hinausgeht. Auch wenn finanzielle, räumliche und zeremonielle Gründe hier ihre Berechtigung haben, so kann damit allein die Verlagerung des Witwenhofs noch nicht erklärt werden. Im Gegensatz dazu begegnen auch immer wieder Fürstinnen, die diese Rolle einer Grundherrin auf ihren Witwengütern nicht annahmen. Sie beschäftigten Verwalter oder gaben die Ämter an den Nachfolger ihres Mannes zurück, wofür sie im Gegenzug eine jährliche Geldzahlung erhielten. Auf diese Weise erwarb Katharina von Mecklenburg (1487–1561), die Mutter Kurfürst Augusts von Sachsen, Wohnhäuser in Freiberg, Dresden und Torgau, die ihr ein hofnahes Leben im wörtlichen Sinne ermöglichten. Der Rückzug in die Peripherie des Fürstentums war also keinesfalls alternativlos.

Doch auch die Witwen, die ihre Hofhaltung auf einen Witwensitz verlegten, zogen sich letztendlich nicht ins ‚Private‘ zurück. Sie simulierten durch die Entfernung einen Rückzug aus dem unmittelbar politischen Bereich und erschlossen sich dadurch neue Räume. Daher soll in diesem Teil der Arbeit das Rollenbild einer fürstlichen Witwe genauer in den Blick genommen werden. In diesem Bild artikulierte sich die Vorstellung der Fürstin als Hausmutter mit einem verstärkten Akzent auf der Frömmigkeit. Bereits das Konzept des frühneuzeitlichen Arbeitspaares beinhaltet, dass die Frau als Vorsteherin des häuslichen Bereichs eine der männlichen Arbeit gleichberechtigte Tätigkeit übernimmt. In musterhaft protestantischer Weise erfüllte Kurfürstin Anna (1532–1585) in Sachsen diese Rolle als eine fürstliche Landwirtin, wobei ihr ökonomisches Engagement nicht von allen als angemessen verstanden wurde. Zeitgenössische Quellen diffamierten sie als eine *Käsemutter*<sup>25</sup>.

Dabei befanden Anna von Sachsen und die anderen Fürstinnen an den Höfen des Reichs, die eben gerade durch Förderung der Ökonomie, Weiterentwicklung von Nutzpflanzen und Tierrassen *repräsentierten*, sich in königlicher Gesellschaft. Die französische Königinwitwe Katharina de' Medici (1519–1589) nutzte ihr um 1560 angelegtes Mustergut mit Molkerei in Fontainebleau zur Inszenierung ihrer Rolle als „Erdmutter“, die Frankreich nach politischen Wirren wieder Nahrung und Stärkung gebracht habe<sup>26</sup>. Vor dem Hintergrund der großflächigen Wiederentdeckung und Verbreitung des *Pastoralen* durch die Übersetzung antiker Traktate im 16. Jahrhundert wird das gesunde Landleben hier zum Ausdruck von Kennerschaft und elitärem Lebensstil. Dieses Nutzbarmachen landwirtschaftlicher Räume für eine spezifisch weibliche Form der Repräsentation ist bis jetzt nicht ausreichend in seinem europäischen Zusammenhang betrachtet worden. Für den Kontext der frühneuzeitlichen Witwensitze eröffnen sich hier neue Deutungsmöglichkeiten. Daher soll in der Arbeit erörtert werden, inwieweit die periphere Lage und die räumliche Verbindung mit Gärten und

25 Zit. nach WEBER, Karl von: Anna, Churfürstin von Sachsen, Leipzig 1865, S. 156.

26 Siehe MARTIN, Meredith: Dairy Queens. The Politics of Pastoral Architecture from Catherine de' Medici to Marie-Antoinette, Cambridge, Mass. 2011 (Harvard Historical Studies, 176), S. 7f.

Vorwerken zur Idee des Witwensitzes als Form einer weiblichen *Villeggiatura* beitragen.

Vor diesem Hintergrund wird im zweiten Teil der Dissertation der Witwensitz gemäß seiner Funktion in das frühneuzeitliche Residenzsystem eingeordnet. Dabei sind zunächst zwei unterschiedliche Phasen in der Nutzung zu unterscheiden: Zum einen die Funktion des Witwensitzes zu Lebzeiten des Fürsten, zum anderen die Funktion als Hauptwohntort eines Witwenhofs nach Ableben des Fürsten. Solche Funktionswandel und die damit einhergehende Umnutzung und Veränderung der Bauten sind in der Architekturgeschichte, besonders in der Erforschung herrschaftlicher Wohn- und Repräsentationsbauten, bisher kaum berücksichtigte Aspekte. Bis in die jüngere Forschung hinein stehen vor allem die Rekonstruktion der ersten oder der als besonders bedeutend erachteten Bau- und Ausstattungsphase im Vordergrund bzw. der Ursprung bestimmter Formen oder spezifischer Raumtypen.

Zu Lebzeiten des Ehemanns waren Witwensitze häufig als Nebenresidenzen in das Netzwerk des Hofes integriert. Die ländliche Lage und der Wildbestand machten diese Schlösser zu beliebten Orten für Jagdaufenthalte. Bis jetzt liegen allerdings kaum Vergleiche vor, für welche Witwensitze das zutrifft und ob hier ein direkter Zusammenhang mit der Funktion als Wittum besteht. Ferner ist zu klären, ob die Baulichkeiten vom Fürstenpaar gemeinsam oder auch nur vom Fürsten für Aufenthalte genutzt wurden und ob sich daraus bereits ein besonderes Interesse am Ausbau bestimmter Objekte ableiten lässt.



Abb. 1: Schloss Lichtenburg bei Prettin mit Vorwerksgebäuden  
(Ansicht von Südosten, Aufn. Matthias Untermann, Februar 2016)

Größeren Raum wird in der Arbeit die zweite und eigentliche Nutzungsphase der Witwensitze als Witwenresidenzen einnehmen. Hierbei ist grundsätzlich zu beachten, dass die Witwensitze in zwei verschiedene, wenn auch miteinander verbundene Systeme eingegliedert sein konnten. Zum einen übernahmen die Witwensitze der gut ausgestatteten, hochadeligen Witwen die Funktion einer Hauptresidenz, die durch Trabantschlösser ergänzt wurde. Der Witwenhof verfügte in diesem Fall über sein eigenes Residenzsystem, das den hohen Rang und Lebensstandard der Witwe widerspiegelte. Hier ist im Rahmen der Arbeit zu klären, welche Funktion den einzelnen Schlössern innerhalb des Systems zukam. Wie lange hielt der Witwenhof sich auf welchem Schloss auf? Zeichnen sich hier festgelegte Reisegewohnheiten im Verlauf eines Jahres ab? Zum anderen war der Witwensitz mit seinen Trabantschlössern auch in das Residenzsystem des regierenden Fürsten eingebunden. Wann und wie häufig war der regierende Fürst oder das Fürstenpaar auf dem Witwensitz zu Gast und waren diese Besuche an bestimmte Anlässe gebunden? In welchem Rahmen wurden hier Gäste empfangen und der Witwensitz somit auch als eine politische Bühne genutzt? Anhand der Bedeutung des Witwensitzes als Ort höfischer Repräsentation sollen schließlich auch dessen architektonisches Anspruchsniveau und Ausstattung gemessen werden.

Daher widmet sich der dritte Teil im Detail der Untersuchung der Architektur und Struktur frühneuzeitlicher Witwensitze. Hier wirft bereits die Verlegung des Hofstaats der Fürstin von der Hauptresidenz auf ihren Witwensitz eine Reihe von Fragen auf, die auch für eine architekturhistorische Betrachtung grundlegend sind. Wie viele und vor allem welche Personen werden mit an den Witwenhof übernommen? Wie wird der Um- und Einzug organisiert? Über welche Hofbeamten kann die Witwe verfügen? Ist der Umzug mit finanziellen und damit auch personellen Sparmaßnahmen verbunden? Die Größe und der Raumbedarf sowie die Struktur des Witwenhofs sind entscheidende Faktoren für die räumlich Nutzung und entsprechende Veränderungen der bestehenden Architektur.

Das führt zu der Frage, in welchem baulichen Zustand die Schlösser jeweils übernommen wurden und ob der Einzug des Witwenhofs unmittelbar Anlass zu Bauarbeiten gab. Aus den juristischen Bedingungen des Wittums ergibt sich hier allerdings eine Einschränkung: Da der Witwenstand jederzeit eintreten konnte, sollten die Baulichkeiten in den Witwenämtern stets dem festgesetzten Wert entsprechen und wurden somit instandgehalten<sup>27</sup>. Daher konnten die fürstlichen Witwen in der Regel moderne, gut ausgestattete Schlösser übernehmen. Umso aufschlussreicher können allerdings die durchgeführten Baumaßnahmen und Veränderungen sein. Sie zeigen uns, welche neuen baulichen Anforderungen die Funktion als Witwenresidenz mit sich brachte.

27 In der Heiratsabrede zwischen Anna von Jülich-Kleve-Berg und Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg aus dem Jahr 1574 heißt es dazu: *Zudem wollen wir auch die fursehung thuen, das die Widumbs Schlosser oder Heuser da von noten dermassen woll gebawet vnnd außgerust werden, damit khunftig In dem kein mangel sein.* Vermutlich gab diese Klausel für den Pfalzgrafen auch den entscheidenden Anstoß zum Neubau von Schloss Höchstädt, Annas Witwensitz. Siehe dazu SEITZ, Reinhard: Das fürstliche Renaissanceschloss zu Höchstädt a.d. Donau – seine Baugeschichte und seine (ost)europäischen Bezüge, Weißenhorn 2009, S. 14.



Abb. 2: Schloss Lichtenburg bei Prettin, Türblatt mit Monogramm Hedwigs von Dänemark (1581–1641, Witwe ab 1611), 3–8 = C[hurfürstin] H[edwig], 1627 (Aufn. Christa Syrer, Februar 2016)

Essentieller Bestandteil der architektonischen Konzeption frühneuzeitlicher Schlossbauten war die funktionale Struktur. Diese Raumorganisation ist einerseits am Hofzeremoniell und den daraus resultierenden Bedürfnissen orientiert, andererseits bildet sie die hierarchische Ordnung des Hofes ab. Im mitteleuropäischen Schlossbau finden wir seit dem 15. Jahrhundert eine parallele Organisation der Gemächer des Herrscherpaars. Wird ein solcher Bau, der zuvor noch dem Fürstenpaar als Aufenthaltsort gedient hatte, nun von der Witwe bezogen, stellt sich das Problem der Raumverteilung neu. Hier soll in der Arbeit an geeigneten Beispielen untersucht werden, ob fürstliche Witwen die vormals ‚männliche‘ Hauptwohnung übernahmen oder an die Nutzung ihrer alten Wohnräume anknüpften. Im Falle der räumlichen Veränderung konnten sie ihrer neuen Stellung als eigenständige Verwalterinnen ihrer Witwengüter auch architektonisch Ausdruck verleihen. Diese Frage nach der neuen Position der Witwe als Grundherrin stellt sich nicht nur in Bezug auf die Raumstruktur, sondern auch hinsichtlich anderer Bereiche des Hofzeremoniells. So soll im Rahmen der Arbeit auch untersucht werden, welche Rolle fürstliche Witwen zum Beispiel im Tafelzeremoniell einnahmen. Darüber hinaus ist mit der Rekonstruktion der räumlichen Nutzung auch die Frage verbunden, ob es in der Ausstattung der Witwensitze ikonografische Programme gab, die in besonderer Weise auf den neuen Status der Fürstin ausgerichtet waren. Dazu könnten neben den üblichen Ahnengalerien dezidiert auf die Memoria des verstorbenen Gatten ausgerichtete Bildprogramme zählen.



Abb. 3: Schloss Colditz, oberer und unterer Lustgarten, im Hintergrund Weinberg mit Ruine eines Lusthauses, um 1600 (Aufn. Christa Syrer, Februar 2016)

Neben den Schlossbauten selbst trugen auch Nutz- und Lustgärten zum repräsentativen Profil der Witwensitze bei (Abb. 3). Gärten und Gartenarchitekturen sind zwar in verschiedenem Umfang immer Bestandteil frühneuzeitlicher Residenzarchitektur und daher nicht spezifisch für Witwensitze, dennoch ist der Garten im höfischen Kontext häufig feminin konnotiert und fällt in den ‚weiblichen Zuständigkeitsbereich‘. Bei Bauten von Auftraggeberinnen ist allgemein ein grundlegender Akzent auf der Gartengestaltung zu beobachten<sup>28</sup>. Hierbei erstreckt sich die weibliche Tätigkeit im Garten und in der Landschaftsgestaltung weniger auf die Vorgabe von dekorativen Formen als auf das planmäßige Sammeln und Anpflanzen sowohl heimischer als auch exotischer Gewächse, wie der im 16. Jahrhundert aufkommenden Zitruspflanzen. Die

28 In diesem Sinne bereits LASS, Heiko: Jagd- und Lustschlösser. Kunst und Kultur zweier landesherrlicher Bauaufgaben, dargestellt an thüringischen Bauten des 17. und 18. Jahrhunderts, Petersberg 2006, S. 78. Der Garten als Teil der weiblichen Machtsphäre ist nach wie vor ein Forschungsdesiderat. Derzeit arbeitet Rachel Delman an der University of Oxford an einer sehr vielversprechenden Dissertation zum Thema ‚Elite Female Constructions of Power and Space in England, 1444–1541‘. In ihrer Arbeit spielt die Landschaftsgestaltung durch adelige Bauherrinnen als weibliches Repräsentationsfeld eine große Rolle.

Lehre von den Nutz- und Zierpflanzen ist für das 16. Jahrhundert als Bestandteil der Ausbildung von Prinzessinnen ebenso nachzuweisen wie die Arzneikunde<sup>29</sup>.

### **Methodisches Vorgehen und Quellen**

Methodische Grundlage der Dissertation ist die architektur- und funktionsgeschichtliche Betrachtung des frühneuzeitlichen Witwensitzes in Verbindung mit Ansätzen der *gender studies*. Den theoretischen Schwerpunkt bildet dabei die Analyse *gegengerter Räume*. Ausgehend vom viel zitierten *Spatial turn* bzw. der *topologischen Wende* in den Kultur- und Sozialwissenschaften hat auch die Hof- und Residenzenforschung der letzten 20 Jahre sich vermehrt mit der Kategorie ‚Raum‘ auseinandergesetzt. Hier hat sich vor allem der handlungstheoretische Ansatz, wie ihn Martina Löw in ihrer ‚Raumsoziologie‘ beschreibt, als ertragreich erwiesen. Danach wird Raum zum einen als sozialer Raum verstanden, der durch Interaktion gebildet und strukturiert wird. Zum anderen prägt dieser ordnende Raum wiederum das menschliche Verhalten, sodass ein Wechselverhältnis besteht<sup>30</sup>. In diesem Sinne funktioniert Architektur als ordnender Rahmen für stattfindende Handlungen, im höfischen Kontext zum Beispiel das Zeremoniell, und bildet gleichzeitig soziale Strukturen ab. Die Frage nach *gegenderten Räumen* ist also die Frage, inwiefern sich in der Architektur als raumbildender Struktur geschlechtsspezifische Ordnungen oder Geschlechterbeziehungen abbilden. Zum Themenbereich der Frauen- und Männerwohnräume in der herrschaftlichen Architektur liegen derzeit bereits einige grundlegende Untersuchungen vor, die hier als Ausgangspunkt dienen können<sup>31</sup>.

Genderspezifische Raumstrukturen lassen sich nur durch Heranziehen verschiedener Quellengattungen erfassen. Neben der überlieferten Architektur sind vor allem bauarchäologische Befunde sowie historische Pläne von großer Bedeutung, um die Baugeschichte einzelner Objekte nachzuvollziehen und schließlich den Bauzustand vor und in der Nutzungsphase als Witwensitz rekonstruieren zu können. Im Rahmen der Dissertation werden dabei unter anderem neue Erkenntnisse zur Baugeschichte und Funktion kaum bekannter Residenzen bzw. Witwenschlösser wie Schloss Colditz (Abb. 3 und 4) und Schloss Lichtenburg<sup>32</sup> bei Prettin (Abb. 1 und 2) erarbeitet. Durch Grundrisse und Diagramme können hier die ungewöhnlich gut erhaltenen Strukturen

29 So im Lehrplan für Christine (1573–1619), eine Tochter Kurfürst Ludwigs VI. von der Pfalz (1539–1583). Siehe dazu RANKIN, Panacea's Daughters (wie Anm. 23) S. 12.

30 Siehe LÖW, Martina: Raumsoziologie, Frankfurt a.M. 2001, S. 234.

31 Siehe entsprechend die Aufsätze zum geschlechterspezifischen Wohnen in Frauenzimmer (wie Anm. 9) sowie aktuell Le prince, la princesse et leurs logis. Manières d'habiter dans l'élite aristocratique européenne (1400–1700), hg. von Monique CHATENET und Krista DE JONGE, Paris 2014 (De Architectura, 15). Jüngst auch HANDZEL, Josef, KÜHTREIBER, Thomas: Herrenstube und Frauenzimmer – Sozial konnotierte Lebensräume auf Burgen im Kontext der schriftlichen und bauhistorischen Überlieferung am Beispiel von Burg Pürnstein, Oberösterreich, in: Raumstrukturen und Raumausstattung auf Burgen in Mittelalter und Früher Neuzeit, hg. von Christina SCHMID, Gabriele SCHICHTA, Thomas KÜHTREIBER und Kornella HOLZNER-TOBISCH, Heidelberg 2015.

32 Zu Schloss Lichtenburg als kurfürstliches Landgut siehe auch FISSABRE, Anke: Residenzarchitektur des Kurfürstenpaares August und Anna von Sachsen als Ausdruck musterhafter Landeskultivierung – Das Renaissanceschloss Lichtenburg, in: Mitteilungen der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, N.F.: Stadt und Hof 2 (2013) S. 40-59.

des 16. und frühen 17. Jahrhunderts erschlossen und damit auch für zukünftige Forschungen nutzbar gemacht werden.

Für die Rekonstruktion der Raumfunktionen und deren Zuordnung stellen frühneuzeitliche Inventare die wichtigste Quelle dar<sup>33</sup>. Auch wenn viele Witwensitze baulich nicht erhalten oder nur stark verändert überliefert sind, können auf Grundlage von Inventaren Raumdiagramme erstellt werden, die einen Vergleich der Strukturen ermöglichen<sup>34</sup>. Darin lassen sich die Anordnungen der einzelnen Wohnbereiche erkennen. Im Sinne eines sozialen Raums ist hier nicht nur die Lokalisierung der Witwe und ihres Frauenzimmers von Interesse, die Analyse nimmt vielmehr auch Personen wie Hofmeister, Hofmeisterin, Beamte, Kanzleipersonal und deren Interaktionsmöglichkeiten in den Blick. Die räumliche Positionierung und die Wohnungen dieser Personen haben in der Forschung bisher kaum eine Rolle gespielt.

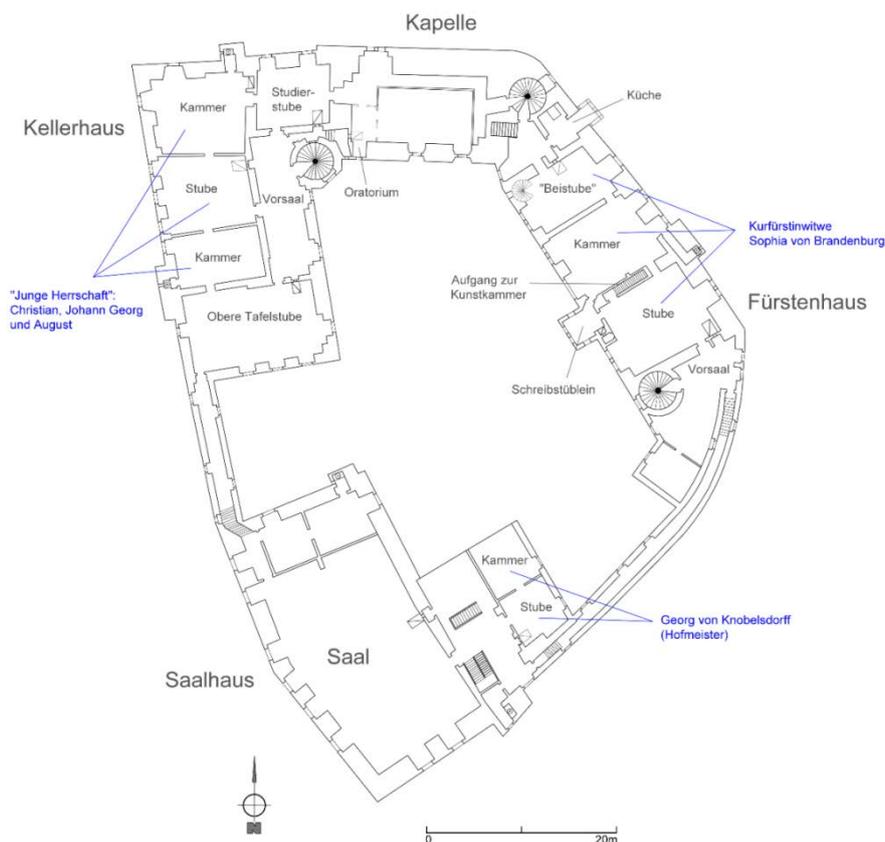


Abb. 4: Schloss Colditz, Grundriss 2. Obergeschoss, Rekonstruktion der Raumstruktur 1597 (Christa Syrer, 2016)

33 Methodisch grundlegend für die Rekonstruktion von Raumfunktionen anhand frühneuzeitlicher Schlossinventare ist nach wie vor HOPPE, Stephan: Die funktionale und räumliche Struktur des frühen Schlossbaus in Mitteldeutschland, untersucht an Beispielen landesherrlicher Bauten der Zeit zwischen 1470 und 1570, Köln 1996 (Veröffentlichungen der Abteilung Architekturgeschichte des Kunsthistorischen Instituts der Universität Köln, 62). Für die in der Dissertation behandelten Fragen hat sich die reiche Überlieferung von Schlossinventaren aus dem Herrschaftsbereich der Wettiner im Sächsischen Staatsarchiv als besonders ertragreich erwiesen.

34 Die Analyse gegenderter Räume anhand von *access diagrams* haben HANDZEL, KÜHTREIBER, Herrenstube (wie Anm. 31) exemplarisch vorgeführt.

Die Inventare geben darüber hinaus Einblicke in die Ausstattung der Schlösser, wobei ab dem späteren 16. Jahrhundert auch Gemälde als Teil der mobilen Ausstattung erfasst wurden. Einige der bisher unerschlossenen Inventare frühneuzeitlicher Witwensitze erstrecken sich auch auf die Gartenbereiche, sodass im Einzelfall sogar detaillierte Erkenntnisse zur Bepflanzung und Aufbewahrung gemacht werden können. Verglichen mit der Architektur ist die Überlieferungssituation von Gärten aufgrund des vergänglichen Materials per se viel schwieriger. Daher können die Inventare über den speziellen Bereich des Witwensitzes hinaus auch einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Renaissancegärten im Alten Reich leisten.

Neben der großen Gruppe der Inventare werden in der Dissertation weitere Schriftquellen verschiedener Art herangezogen, um anhand von Einzelbeispielen Einblicke in die Organisation der Witwenhöfe und deren Alltag zu gewinnen. Ein zentraler Bestand, der bisher nur am Rande Aufmerksamkeit erfahren hat<sup>35</sup>, liegt hier mit den Anordnungen, Kostenvoranschlägen, Rechnungen und Briefen zur Verlegung des Witwenhofs Sophias von Brandenburg nach Colditz vor<sup>36</sup>. Für unseren Kontext sind vor allem, neben der 1603 erlassenen Witwenhofordnung, die Kostenvoranschläge für Umbauten und Renovierungsmaßnahmen am Schloss von Interesse.

Für eine Analyse des Witwensitzes als Träger von Bedeutung sind die hier herangezogenen Dokumente der Hof- und Ämterverwaltung allein aber noch nicht aussagekräftig. Daher gilt es, den kunsthistorischen Blick zu weiten und die fürstliche Witwe abschließend im Spiegel der zeitgenössischen Literatur zu betrachten. Hier bieten sich verschiedene Textgattungen an. Für die Rolle der Fürstin als ‚nährende‘, sich um das geistige und gesundheitliche Wohl ihrer Untertanen sorgende Hausmutter stellen die frühneuzeitlichen *Ökonomiken* („Hausväterliteratur“) einen aufschlussreichen, theoretischen Hintergrund dar. Für die Rolle der fürstlichen Witwe als Grundherrin behält dieses Muster grundsätzlich seine Gültigkeit. In sogenannten Witwenspiegeln wurden Verhaltensregeln (von Männern) niedergelegt und somit ein bestimmtes Tugendideal für verwitwete Frauen geschaffen. Hinzu kommt darüber hinaus witwenspezifische Literatur wie Trost- und Gebetbücher, von denen einige auch von verwitweten Fürstinnen selbst verfasst wurden und die einmal mehr vom Selbstverständnis der adeligen Witwen als eine soziale Gruppe zeugen<sup>37</sup>.

35 ESSEGERN, Fürstinnen (wie Anm. 3) S. 44f. verweist bereits auf die Witwenhofordnung Sophias von Brandenburg von 1603 (eine von nur zwei überlieferten Witwenhofordnungen) und bespricht deren Hof als ein Beispiel für die personelle Aufstellung kursächsischer Witwenhöfe.

36 Eine Bearbeitung der sehr umfangreichen Korrespondenz Sophias von Brandenburg ist für die Zukunft wünschenswert, im Rahmen dieser Arbeit aber nur punktuell zu leisten.

37 Für die Auseinandersetzung mit der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Witwenliteratur grundlegend ist KRUSE, Britta-Juliane: *Witwen. Kulturgeschichte eines Standes in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Berlin u.a. 2007 sowie die Arbeiten von Jill Bepler zur Lektüre von Frauen in der Frühen Neuzeit, hier besonders BEPLER, Jill: „zu meinem und aller dehrer die sichs gebrauchen wollen, nutzen, trost undt frommen“. Lektüre, Schrift und Gebet im Leben der fürstlichen Witwen in der Frühen Neuzeit, in: *Witwenschaft in der Frühen Neuzeit* (wie Anm. 2) S. 303–320.

# Herrschaftsalltag und Herrschaftsverständnis brandenburgischer Kurfürstinnen im 16. und 17. Jahrhundert im Spiegel ihrer Korrespondenznetzwerke

ULRIKE STRÄSSNER\*

## 1. Problemaufriss und Motivation

Indem die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg 2015, zum 600-jährigen Jubiläum der Belehnung der Hohenzollern mit der Mark Brandenburg, ausgerechnet die Frauen der Dynastie in den Mittelpunkt stellte, tat sie etwas recht Spektakuläres für die brandenburgisch-preußische Landesgeschichte. Die Ausstellung ‚Frauensache. Wie Brandenburg Preußen wurde‘ ist als erster moderner, epochenübergreifender und öffentlichkeitswirksamer Versuch zu verstehen, die Hohenzollerinnen ins öffentliche Gedächtnis zurückzuholen und ihren Anteil an der Landesgeschichte zu thematisieren<sup>1</sup>. Angesichts dessen, dass bereits seit den 1980er Jahren im deutschsprachigen Raum die historische Frauenforschung und die sich daraus entwickelnde Geschlechtergeschichte immer wieder auf das Fehlen der Perspektiven von Frauen im Strom der vermeintlichen ‚allgemeinen‘ Geschichte hingewiesen haben, erscheint die umfassende Thematisierung der Hohenzollerinnen dreißig Jahre später reichlich verzögert. Dennoch ist es erfreulich, dass durch die Ausstellung viele Denk- und Diskussionsimpulse gesetzt wurden und Forscher\_innen zusammentrafen, die sich im Rahmen unterschiedlicher Projekte mit den Frauen der Dynastie beschäftigen. So konnten auch erste Befunde des im Folgenden vorzustellenden Dissertationsprojektes in die Ausstellung einfließen<sup>2</sup>.

Das konsequente Ausblenden von Frauen aus der Geschichtsschreibung ist freilich kein brandenburgisch-preußisches Spezifikum. Jedoch erweist sich diese von den Hohenzollern seit dem 19. Jahrhundert selbst forcierte Form der Geschichtsschreibung bis in die Gegenwart als besonders hartnäckig<sup>3</sup>. Brandenburgisch-preußische Landesgeschichte wird nach wie vor überwiegend als Entwicklungs- und Strukturgeschichte eines Staates erforscht und ist stark auf die Abfolge männlicher Mitglieder der Hohenzollerndynastie und auf männlich besetzte Verwaltungsinstitutionen fixiert<sup>4</sup>. Zwar ha-

\* Ulrike Sträßner, Am Neuen Palais 10, Haus 8, D-14469 Potsdam, E-Mail: [straessn@uni-potsdam.de](mailto:straessn@uni-potsdam.de).

1 Vgl. *Frauensache. Wie Brandenburg Preußen wurde*, hg. von der Generaldirektion der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, Dresden 2015.

2 Vgl. STRÄSSNER, Ulrike: Elisabeth von Dänemark und die Reformation in Brandenburg, in: *Frauensache* (wie Anm. 1) S. 222–229.

3 Vgl. BENDER, Nadja: Männer ohne Frauen. Das Geschichtsbild der Hohenzollern und ihrer Historiker, in: *Frauensache* (wie Anm. 1) S. 64–75. Eine Ausnahme bildet hier Königin Luise.

4 Als aktuelles Beispiel: *Die Hohenzollern in Brandenburg. Gesichter einer Herrschaft*, hg. von Thomas FISCHBACHER, Regensburg 2015 (Einzerveröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, 15). Exemplarisch für die bis in die Gegenwart vorherrschende androzentrische Tendenz steht die Reihe ‚Quellen und Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte‘. Interessanterweise verweist bereits Kirchner 1866 auf diese „unbillige Einseitigkeit der älteren Geschichtsschreiber“. KIRCHNER, Ernst Daniel Martin: *Die Churfürstinnen und Königinnen auf dem Throne der Hohenzollern*, Bd. 1, Berlin 1866, S. III.

ben Fragestellungen aus der Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte neue Perspektiven aufgetan, andere Akzente gesetzt und zum Hinterfragen traditioneller Erzählmuster und gängiger Paradigmen geführt, sie haben aber nichts grundsätzlich daran geändert, dass sich der Maßstab historischer Bedeutsamkeit an männlichem Handeln orientiert. Die Forschung zur brandenburgisch-preußischen Landesgeschichte blendet durch ihre androzentrische Ausrichtung strukturell aus, dass Kurfürstinnen, Königinnen und Kaiserinnen – ebenso wie ihre Männer – zur reichspolitischen Elite gehörten, Herrschaftsverantwortung trugen und das Gottesgnadentum für sich beanspruchten<sup>5</sup>.

Auf diese Tatsache und darauf, dass es sich in den meisten Fällen um Herrschafts- und Arbeitspaare mit geteilter Herrschaftsverantwortung, geschlechtsspezifisch aufgeteilten Herrschaftsbereichen und individuell ausgehandelten Herrschaftsspielräumen handelt, hat insbesondere die Geschlechtergeschichte immer wieder hingewiesen. Demnach gilt es also, männliche und weibliche Formen von Herrschaft gleichermaßen zu untersuchen und in Beziehung zu setzen, um das komplexe System frühneuzeitlicher Herrschaft insgesamt zu verstehen.

Das vom Arbeitsgebiet Frühe Neuzeit an der Universität Potsdam betreute und vom Cusanuswerk geförderte Dissertationsprojekt ‚Herrschaftsalltag und Herrschaftsverständnis brandenburgischer Kurfürstinnen im 16. und 17. Jahrhundert im Spiegel ihrer Korrespondenznetzwerke‘ befasst sich mit diesem bislang weitgehend unsichtbaren Teil der brandenburgisch-preußischen Landes- und Dynastiegeschichte und bemüht sich um eine explizit geschlechtergeschichtliche Perspektive. Auf der Grundlage von Korrespondenzen werden Herrschaftsfelder systematisch verglichen und der konkrete Herrschaftsalltag, also das politische, soziale, religiöse, kulturelle und dynastische Handeln, von sieben brandenburgischen Kurfürstinnen sowie ihr individuelles Herrschaftsverständnis untersucht. Die Hohenzollerinnen werden dabei als Teil eines Herrschafts- und Arbeitspaares begriffen und somit unmittelbar immer in Relation zu ihren Ehepartnern betrachtet. Die Untersuchung bezieht sich auf die Kurfürstinnen Elisabeth von Dänemark (1485–1555), Hedwig von Polen (1513–1573), Sabina von Brandenburg-Ansbach (1529–1575), Elisabeth von Anhalt (1563–1607), Katharina von Brandenburg-Küstrin (1549–1602), Anna von Preußen (1576–1625) und Elisabeth Charlotte von der Pfalz (1597–1660)<sup>6</sup>. Untersucht werden Korrespon-

5 Sinnbildlich für dieses Phänomen stehen die zahlreichen Stammtafeln der Hohenzollern in älteren und neueren Publikationen, die die Dynastie als reine Abfolge männlicher Regenten präsentieren und ein verzerrtes Verständnis von Dynastie spiegeln. Gerade für die Hohenzollerndynastie und deren territoriale Expansion waren Heiratsverbindungen mit anderen Dynastien von großer Bedeutung. Zudem wurde Herrschaft idealerweise immer von einem Herrscherpaar ausgeübt. Vgl. SCHÖNPFLUG, Daniel: Die Heiraten der Hohenzollern. Verwandtschaft, Politik und Ritual in Europa 1640–1918, Göttingen 2013 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 207), S. 58–64; KELLER, Katrin: Die Fürstin und die Dynastie, in: Frauensache (wie Anm. 1) S. 30–33, hier S. 30f.

6 In den Untersuchungszeitraum fällt auch die Regierungszeit der Kurfürstin Eleonore von Preußen (1583–1607). Sie heiratete 1603 den 37 Jahre älteren Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, den Schwiegervater ihrer ältesten Schwester Anna. Eleonore starb bereits nach dreieinhalbjähriger Ehe nach der Geburt ihres ersten Kindes im Kindbett. Aufgrund ihres frühen Todes und der relativ kurzen Zeit am kurbrandenburgischen Hof sind nur sehr wenige Briefe Eleonores überliefert, sodass eine Untersuchung ihres Herrschaftsalltages und ihres Herrschaftsverständnisses kaum möglich ist.

denzen aus dem Zeitraum zwischen 1502 (Heirat Elisabeths von Dänemark mit Joachim I. von Brandenburg) und 1660 (Tod Elisabeth Charlottes von der Pfalz).

## 2. Forschungsstand

Wie eingangs geschildert, galt das Interesse der landesgeschichtlichen Forschung bislang überwiegend den männlichen Mitgliedern der Hohenzollerndynastie sowie staatlichen Strukturen und Institutionen. Zu diesen Themen kann aus einer Fülle von Forschungsliteratur geschöpft werden. Mit den weiblichen Mitgliedern der Dynastie hat sich die Forschung bislang kaum auseinandergesetzt. Es liegen nur einige wenige aktuellere wissenschaftliche Publikationen vor. Bei diesen handelt es sich überwiegend um biografisch angelegte Arbeiten zu bestimmten Frauen oder um Aufsätze zu Einzelaspekten ihrer Lebenswelt<sup>7</sup>. Hingegen gibt es zahlreiche populärwissenschaftliche Veröffentlichungen, in denen einzelne Hohenzollerinnen mythisiert und als tragische Opfer dynastischer Zwänge dargestellt werden<sup>8</sup>. Der Schwerpunkt sowohl der wissenschaftlichen als auch der populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen liegt dabei deutlich auf dem 18., 19. und 20. Jahrhundert.

Die an der Seite ihrer Männer regierenden brandenburgischen Kurfürstinnen des 16. und 17. Jahrhunderts haben bis heute kaum Beachtung gefunden. Eine wissenschaftliche Studie, die ihren Anteil an der Landesherrschaft untersucht, fehlt bislang. Sie sind jedoch häufiger Gegenstand landesgeschichtlicher Schriften des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, in denen sie überwiegend als „Muster der Frömmigkeit, der Begeisterung für alles Grosse und Edle, der treuesten Hingebung für Gatten und Kinder, Sittenreinheit, der aufopfernden Menschenliebe und Theilnahme an dem zeit-

Sie wird jedoch im Zusammenhang mit ihrer Schwester Anna thematisiert werden. Ebenfalls ausgeklammert aus der Untersuchung sind Magdalene von Sachsen (erste Ehefrau Joachims II. von Brandenburg) und Sophia von Liegnitz (erste Ehefrau Johann Georgs von Brandenburg), die aufgrund ihres frühen Todes nie die Kurfürstinnenwürde erlangt haben.

7 Vergleichsweise häufig thematisiert werden Sophie Charlotte von Braunschweig-Lüneburg (1668–1705), Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel-Bevern (1715–1797), Luise von Mecklenburg-Strelitz (1776–1810) und Viktoria von Großbritannien und Irland (1840–1901). In Auswahl: Sophie Charlotte und ihr Schloss. Ein Musenhof im Barock in Brandenburg-Preußen, hg. von der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten, München 1999; Auf den Spuren der Kronprinzessin Victoria, Kaiserin Friedrich (1840–1901), hg. von der Generaldirektion der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, Potsdam 2001; WINDT, Franziska: Die Königin und ihr Schloss. Elisabeth Christine in Schloss Schönhausen, in: *zeitenblicke* 7 (2008), Nr. 1, (05.06.2008), URL: [www.zeitenblicke.de/2008/1/windt/index\\_html](http://www.zeitenblicke.de/2008/1/windt/index_html) [30.09.2016]; FÖRSTER, Birte: Der Königin Luise-Mythos. Mediengeschichte des „Idealbilds deutscher Weiblichkeit“, 1860–1960, Göttingen 2011 (Formen der Erinnerung, 46); Victoria Kaiserin Friedrich. Mission und Schicksal einer englischen Prinzessin in Deutschland, hg. von Rainer HESSEN, Frankfurt am Main u.a. 2007.

8 Als eine der umtriebigsten Verfasserinnen populärwissenschaftlicher Publikationen zu den Hohenzollerinnen sei hier stellvertretend für dieses Genre Karin Feuerstein-Praßer genannt. In Auswahl: FEUERSTEIN-PRASSER, Karin: Sophie Dorothea von Preußen. Das Leben der Mutter Friedrichs des Großen, München 2014; DIES.: Augusta. Kaiserin und Preußin, Regensburg 2011; DIES.: „Ich bleibe zurück wie eine Gefangene“. Elisabeth Christine und Friedrich der Große, Regensburg 2011; DIES.: Friedrich der Große und seine Schwestern, Regensburg 2006; DIES.: Die preußischen Königinnen, Regensburg 2000; DIES.: Die deutschen Kaiserinnen, 1871–1918, Regensburg 1997; außerdem BRÜHL, Christine von: Anmut auf märkischem Sand. Die Frauen der Hohenzollern, Berlin 2015.

lichen und ewigen Glück der Landeskinder“<sup>9</sup> dargestellt werden. Wenn diese ältere Literatur einerseits eher ein beredtes Zeugnis über das Frauenbild des 19. Jahrhunderts gibt und deshalb äußerst kritisch betrachtet werden muss, so erweist sie sich andererseits als sehr wertvoll. Oftmals sind darin Quellen abgedruckt oder zitiert, die in den Archiven nicht mehr auffindbar sind (Kriegsverlust). Es gilt hier einen sensiblen und reflektierten Umgang mit diesen Werken zu finden und „den Schleier des männlichen Blicks und seiner Wertungen des Handelns und Verhaltens der Fürstinnen zu lüften“<sup>10</sup>.

Von großer Relevanz für die inhaltliche Ausgestaltung und das Forschungsdesign des Dissertationsprojektes sind die Forschungsergebnisse der Geschlechtergeschichte, die sich intensiv mit den Bedingungen von Herrschaft, dem Herrschaftsverständnis und der Herrschaftspraxis von hochadeligen Frauen in der Frühen Neuzeit und den dazugehörigen zeitgenössischen Diskursen befasst hat. Zwangsläufig wird in diesem Zusammenhang immer wieder die ambivalente Situation der Fürstinnen thematisiert, die sich aus der Zugehörigkeit zu einem dynastischen und einem biologischen Geschlecht ergab. Aufgrund ihres dynastischen Geschlechts erfuhren die Frauen eine hohe Wertigkeit. Sie waren für den Erhalt, das Ansehen und die Legitimation der als patriarchal zu beschreibenden europäischen Dynastien unabdingbar, denn es war keineswegs unwichtig, welche Frau Titel und Bett des Herrschers teilte, den Thronfolger zur Welt brachte und Teil der Obrigkeit im Elternstand war. Die Fürstinnen lebten demnach durchaus im Bewusstsein potenzieller und realer Herrschaftsmöglichkeiten. Ihr jeweiliges Herrschaftsverständnis wurde neben individuellen Faktoren maßgeblich von den Erfahrungen innerhalb der Herkunftsfamilie geprägt. Andererseits gehörten sie als Frauen dem ‚unterworfenen‘ Geschlecht an und waren nach juristischen und sozialen Normen von politischer Partizipation ausgeschlossen<sup>11</sup>. Die frauen- und geschlechtergeschichtlichen Forschungsbeiträge perpetuieren daher den Befund, dass verheiratete Fürstinnen, abgesehen von repräsentativen Handlungen, nur über halböffentliche Kanäle politisches Geschehen beeinflussen konnten und diesbezüglich zeitlebens in einem Abhängigkeitsverhältnis von politisch aktiv handelnden Männern standen<sup>12</sup>. Des Weiteren verweisen die Beiträge darauf, dass ein gut ausge-

9 KIRCHNER, Churfürstinnen und Königinnen (wie Anm. 4) S. IV.

10 ROGGE, Jörg: Nur verkaufte Töchter? Überlegungen zu Aufgaben, Quellen, Methoden und Perspektiven einer Sozial- und Kulturgeschichte hochadeliger Frauen und Fürstinnen im deutschen Reich während des späten Mittelalters und am Beginn der Neuzeit, in: *Principes. Dynastien und Höfe im späten Mittelalter*, hg. von Cordula NOLTE, Karl-Heinz SPIESS und Ralf-Gunnar WERLICH, Stuttgart 2002 (Residenzenforschung, 14), S. 235–276, hier S. 237.

11 Auf die widersprüchliche Situation der Fürstinnen verweisen u.a. folgende Arbeiten: LIEBERTZ-GRÜN, Ursula: Rollenbilder und weibliche Sozialisation im Adel, in: *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, hg. von Elke KLEINAU und Claudia OPITZ, Frankfurt am Main 1996, S. 42; KELLER, Katrin: Kurfürstin Anna von Sachsen (1532–1585). Von Möglichkeiten und Grenzen einer „Landesmutter“, in: *Das Frauenzimmer. 6. Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen*, hg. von Jan HIRSCHBIEGEL und Werner PARAVICINI, Stuttgart 2000 (Residenzenforschung, 11), S. 263–285, hier S. 263; OSSWALD-BARGENDE, Sybille: Der Raum an seiner Seite. Ein Beitrag zur Geschlechtertopographie der barocken Höfe am Beispiel von Schloß Ludwigsburg, in: *Das Frauenzimmer* (wie Anm. 11) S. 205–231, hier S. 225.

12 Vgl. WUNDER, Heide: Herrschaft und öffentliches Handeln von Frauen in der Gesellschaft der Frühen Neuzeit, in: *Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*,

bautes und funktionales Netzwerk von großer Bedeutung für die Fürstinnen war. So konstatiert beispielsweise Katrin Keller, dass die Grenzen von Beziehungsnetzen gerade für Fürstinnen durchlässiger sein konnten als für ihre Ehemänner und dass die Funktionalität ihrer Korrespondenzsysteme eben darin bestand, „dass ihrem Briefwechsel (wie ihren Ehestiftungsversuchen) gewöhnlich weniger offizielles Gewicht beigemessen wurde und dieser damit eher für Sondierungen geeignet war“<sup>13</sup>. Als Bindeglieder zwischen den Dynastien waren die Fürstinnen prädestiniert für die Korrespondenz innerhalb grenzüberschreitend verflochtener Familienverbände, die sie für die Umsetzung familiärer, aber auch persönlicher Interessen nutzen konnten<sup>14</sup>. Diese Befunde aus der Frauen- und Geschlechterforschung sind auf die brandenburgischen Kurfürstinnen übertragbar und bilden daher das Fundament für die Untersuchung ihrer Korrespondenznetzwerke. Des Weiteren bietet die Vielzahl der im letzten Jahrzehnt erschienenen Monographien, thematischen Sammelbände und Aufsätze zur Lebenswelt hochadeliger Frauen Orientierung für die Ausrichtung des Dissertationsprojektes. Als besonders wertvoll erweisen sich Einzelstudien zu Fürstinnen aus anderen Territorien, die sich zwar meist stärker auf biografische Aspekte konzentrieren, aufgrund von ähnlichen Ziel- und Fragestellungen aber die Möglichkeit eines unmittelbaren Vergleichs der Befunde bieten<sup>15</sup>.

hg. von Ute GERHARD, München 1997, S. 27–54, hier S. 30, 48; ESSEGERN, Ute: Fürstinnen am kur-sächsischen Hof, Lebenskonzepte und Lebensläufe zwischen Familie, Hof und Politik in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Göttingen 2007 (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 19), S. 429. Regentinnen, Witwen und geistliche Würdenträgerinnen, die über einen eigenen Herrschaftsbereich verfügten, konnten deutlich unabhängiger agieren als verheiratete Fürstinnen. Vgl. KRUSE, Britta-Juliane: Witwen. Kulturgeschichte eines Standes in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Berlin 2007; Witwenschaft in der Frühen Neuzeit. Fürstliche und adlige Witwen zwischen Fremd- und Selbstbestimmung, hg. von Martina SCHATTKOWSKY, Leipzig 2003 (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 6); SCHRADER, Karin: Fürstin und Äbtissinnen. Protestantische Frauenbildnisse der Frühen Neuzeit als Zeugnisse politischen und kulturellen Handelns, o.O. 2009; KÜPPERS-BRAUN, Ute: Frauen des hohen Adels im Kaiserlich-Freiweltlichen Damenstift Essen (1605–1803). Eine verfassungs- und sozialgeschichtliche Studie, Münster 1997 (Quellen und Studien, 8); PUPPEL, Pauline: Die Regentin. Vormundschaftliche Herrschaft in Hessen 1500–1700, Frankfurt am Main 2004.

13 KELLER, Katrin: Mit den Mitteln einer Frau. Handlungsspielräume adliger Frauen in Politik und Diplomatie, in: Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel, hg. von Hillard von THIESSEN und Christian WINDLER, Köln u.a. 2010 (Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven, 1), S. 219–244, hier S. 234.

14 Vgl. DAVIS, Natalie Zemon: Frauen, Politik und Macht, in: Geschichte der Frauen, Bd. 3: Frühe Neuzeit, hg. von DEMS. und Arlette FARGE, Frankfurt am Main 1994, S. 189–206, hier S. 191; WALSH, Katherine: Die Fürstin an der Zeitenwende zwischen Repräsentationsverpflichtung und politischer Verantwortung, in: Fürstin und Fürst. Familienbeziehungen und Handlungsmöglichkeiten von hochadeligen Frauen im Mittelalter, hg. von Jörg ROGGE, Ostfildern 2004 (Mittelalter-Forschungen, 15), S. 265–279, hier S. 278; FLEIG, Anne: „Entre souverains ce n’est pas le sexe qui décide“. Höfische Selbstinszenierung und Geschlechterrollen, in: Ordnung, Politik und Geselligkeit der Geschlechter im 18. Jahrhundert, hg. von Ulrike WECKEL u.a., Göttingen 1998 (Das achtzehnte Jahrhundert, 6), S. 41–63, hier S. 63.

15 Vgl. ESSEGERN, Fürstinnen (wie Anm. 12); KRUSE, Witwen (wie Anm. 12); SCHRÖDL, Andrea: Frauen und dynastische Politik (1703–1723). Die Markgräfinnen Elisabeth Sophie von Brandenburg und Christiane Charlotte von Ansbach, Kulmbach 2007; außerdem das in diesen Mitteilungen vorgestellte Dissertationsvorhaben von Melanie Greinert: GREINERT, Melanie: Denk- und Handlungsräume fürstlicher Ehefrauen zwischen Dynastie und hochadeligem Selbstverständnis am Beispiel der Herzo-

Der methodische Ansatz für die Untersuchung der Korrespondenznetzwerke stammt aus der historischen Netzwerkforschung, die seit der Jahrtausendwende verstärkt von Historiker\_innen genutzt wird und deren Methoden, analytische Instrumente und Visualisierungssoftware ständig weiterentwickelt werden<sup>16</sup>. Aufgrund der Quellenlage und der Fokussierung auf den Herrschaftsalltag und das Herrschaftsverständnis der Fürstinnen erweist sich für das Dissertationsvorhaben ein Rückgriff auf die methodischen Überlegungen Wolfgang Reinhards am sinnvollsten. Reinhards Verflechtungskonzept bietet unter anderem ein umfangreiches Instrumentarium zur Untersuchung der Qualität von einzelnen Beziehungssträngen. Das allgemein anmutende Instrumentarium, welches für die Untersuchung von Beziehungen historischer Führungsschichten entwickelt wurde, muss im Hinblick auf die zu untersuchenden Akteurinnen modifiziert werden, da auch Reinhard sich implizit an männlichem Handeln orientierte. Beispielsweise sind die Bedingungen beim Eingehen von Klientel- und Patronagebeziehungen nicht nur stark von der Sozialschicht abhängig, sondern auch vom Geschlecht. Im Vergleich zu ihren Ehemännern hatten hochadlige Frauen – und somit auch die brandenburgischen Kurfürstinnen – nur eingeschränkten Zugang zu Tauschressourcen bzw. traten in anderen Wirkungsbereichen als Patroninnen in Erscheinung<sup>17</sup>.

### 3. Fragestellung und Ziel

Fürstliche Eheprojekte können als „Spiegel und Seismograph politischer Optionen“<sup>18</sup> und die Fürstinnen somit als Abgesandte ihrer Herkunftsdynastie am Hof ihrer Ehemänner interpretiert werden. Die Eheschließung kann somit als Erteilung eines Auftrages gedeutet werden, hinter dem hausmachtpolitische, bündnispolitische oder friedenssichernde Interessen<sup>19</sup> der sich verbindenden Familien standen. Die Fürstinnen,

ginnen von Schleswig-Holstein-Gottorf (1564–1728), in: *Mitteilungen der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, N.F.: Stadt und Hof* 3 (2013) S. 113–120.

16 Vgl. REITMAYER, Morten, MARX, Christian: *Netzwerkansätze in der Geschichtswissenschaft*, in: *Handbuch Netzwerkforschung*, hg. von Christian STEGBAUER und Roger HÄUSSLING, Wiesbaden 2010 (*Netzwerkforschung*, 4), S. 869–880, hier S. 872f.; *Handbuch Historische Netzwerkforschung. Grundlagen und Anwendungen*, hg. von Marten DÜRING, Ulrich EUMANN, Martin STARK, Linda von KEYSERLING, Berlin 2016 (*Schriften des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen (KWI) zur Methodenforschung*, 1). Die Netzwerkansätze werden beispielsweise zur Untersuchung von städtischen Eliten, Fernhandelsbeziehungen, Kapital- und Personalverflechtungen, Veränderungen in Unternehmensstrukturen oder Widerstandskreisen verwendet.

17 Der Begriff Patronage deutet darauf hin, dass Untersuchungskonzepte für Klientel- und Patronagebeziehungen implizit androzentrisch ausgerichtet sind. Es ist fraglich, ob ihre Untersuchungsraster geeignet sind, um weibliches Beziehungshandeln zu analysieren. In den Altertumswissenschaften wird aus diesem Grund alternativ der Begriff Matronage diskutiert. Vgl. *Matronage. Handlungsstrategien und soziale Netzwerke antiker Herrscherfrauen*. Beiträge eines Kolloquiums an der Universität Osnabrück vom 22. bis 24. März, hg. von Christiane KUNST, Rahden/Westfalen 2013 (*Osnabrücker Forschungen zu Altertum und Antike-Rezeption*, 20).

18 DUCHARDT, Heinz: *Die dynastische Heirat als politisches Signal*, in: *Hochzeit als ritus und casus. Zu intellektuellen und multimedialen Präsentationsformen im Barock*, hg. von Mirosława CZARNECKA und Jolanta SZARFARZ, Wrocław 2001 (*Orbis linguarum*, 12), S. 67–70, hier S. 68.

19 Vgl. WEBER, Hermann. *Die Bedeutung der Dynastien für die europäische Geschichte in der frühen Neuzeit*, in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 44 (1981) S. 5–32, hier S. 11. Hausmachtspolitik, Bündnispolitik und Friedenssicherung sind nach Weber die drei Grundmuster für Eheschließungen, die jedoch auch in Kombination auftreten können.

die sich durch die Eheschließung zumindest räumlich aus dem Herrschaftsverband ihrer Herkunftsfamilien lösten, um an der Seite ihres Mannes einen neuen Herrschaftsbereich einzunehmen und sich in den Dienst ihrer Ankunftsdynastie zu stellen, waren prädestiniert, eine Broker-Position<sup>20</sup> zwischen den Dynastien einzunehmen.

Um ihre dynastischen Aufträge und Pflichten zu erfüllen und ihre herrschaftlichen Befugnisse – insbesondere die einer Landesmutter – ausüben zu können, waren die Fürstinnen wesentlich stärker als ihre Ehemänner auf gut funktionierende soziale Netzwerke angewiesen, in deren Aufbau, Pflege und Erhalt sie viel investierten<sup>21</sup>. Den größeren und kleineren räumlichen Entfernungen zwischen den Fürstinnen, ihren Verwandten, Freund\_innen und Klient\_innen, die es mittels Briefwechsel zu überbrücken galt, ist es geschuldet, dass ihr Beziehungshandeln für die Nachwelt überhaupt nachvollziehbar ist.

Aufgrund ihrer sozialen Position innerhalb einer ständisch organisierten Gesellschaft ist das Beziehungshandeln der brandenburgischen Kurfürstinnen immer im Kontext von Herrschaft zu betrachten. Das Dissertationsprojekt fragt daher auf der Grundlage von Korrespondenzen zum einen nach Quantität und Qualität der sozialen Beziehungen der brandenburgischen Kurfürstinnen des 16. und 17. Jahrhunderts und zum anderen nach ihrem Herrschaftsalltag – also ihrem konkreten politischen, sozialen, religiösen, kulturellen und dynastischen Handeln – und ihrem Herrschaftsverständnis als brandenburgische Kurfürstinnen.

Ziel ist es, anhand der quellenbasierten Einbettung der sieben Kurfürstinnen in ihr soziales Umfeld die Vielschichtigkeit und Verwobenheit der sozialen Beziehungen sowie die sich daraus ergebenden Handlungs- und somit auch Herrschaftsoptionen aufzuzeigen. Dabei werden die Kurfürstinnen aus eindimensionalen, rein biografisch angelegten Erzählsträngen herausgelöst. Durch den Vergleich verschiedener Herrschaftsfelder können zudem sowohl individuelle als auch dynastie- und sozialgruppenspezifische Herrschafts- und Handlungsmuster herausgearbeitet und darauf basierend bestehende traditionelle Erzählmuster hinterfragt werden.

Das Dissertationsprojekt erweitert den Kenntnisstand zu den brandenburgischen Kurfürstinnen im Allgemeinen sowie zu deren Herrschaftsalltag und -verständnis im Besonderen durch die erstmalige systematische Erschließung und Zusammenführung von Quellenmaterial aus verschiedenen Archiven<sup>22</sup>. Des Weiteren leistet es einen Beitrag zum Verständnis von Herrschafts-, Organisations- und Kommunikationsprozessen innerhalb der Hohenzollerndynastie und des Heiligen Römischen Reiches im 16.

20 Vgl. SCHNETTGER, Matthias: Weibliche Herrschaft in der Frühen Neuzeit. Einige Beobachtungen aus verfassungs- und politikgeschichtlicher Sicht, in: *zeitenblicke* 8, Nr. 2, Abs. 31 (30.06.2009), URL: [www.zeitenblicke.de/2009/2/schnettger](http://www.zeitenblicke.de/2009/2/schnettger) [30.09.2016]. Der Begriff ‚Broker‘ kann alternativ auch durch Schlüsselposition, Vermittler\_in, Koordinator\_in, Drehkreuz oder Nadelöhr ersetzt werden. Vgl. KEYSERLING, Linda von, DÜRING, Marten: Netzwerkanalyse in den Geschichtswissenschaften, URL: [www.academia.edu/449150/Netzwerkanalyse\\_in\\_den\\_Geschichtswissenschaften.\\_Historische\\_Netzwerkanalyse\\_als\\_Methode\\_f%C3%BCr\\_die\\_Erforschung\\_von\\_historischen\\_Prozessen](http://www.academia.edu/449150/Netzwerkanalyse_in_den_Geschichtswissenschaften._Historische_Netzwerkanalyse_als_Methode_f%C3%BCr_die_Erforschung_von_historischen_Prozessen), S. 4 [30.09.2016].

21 Vgl. KELLER, Mit den Mitteln (wie Anm. 13) S. 228. Keller weist darauf hin, dass die politische Stellung der Fürstin labil war, weil sie nicht über eine Legitimation durch ein Amt verfügte und nur teilweise als eigenständige juristische Person galt.

22 Bislang wurden fast ausschließlich die Bestände aus dem Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz verwendet.

und 17. Jahrhundert. Neue Sichtweisen auf Ereignisse und Entwicklungen in Brandenburg-Preußen und im Reich werden eröffnet und bisherige Erklärungen und Deutungsmuster hinterfragt.

Wünschenswert wäre es, wenn die Untersuchungsbefunde des Dissertationsprojektes innerhalb der brandenburgisch-preußischen Landesgeschichte Anstoß zu weiteren Forschungsprojekten mit geschlechtergeschichtlicher Perspektive gäben.

#### 4. Quellen

Als Hauptquellen für die Untersuchung des Herrschaftsalltages und des Herrschaftsverständnisses brandenburgischer Kurfürstinnen werden deren Korrespondenzen und die Dritter genutzt. Ergänzend werden weitere Quellengattungen wie Testamente, Eheverträge, Empfehlungsschreiben, Bestellungen, Supplikationen, Hofhaltungsrechnungen, Hofordnungen, Personal- und Inventarlisten, Schenkungs- und Besitzurkunden, Casualdichtung und andere herangezogen.

Anders als anfangs aufgrund des dürftigen Forschungsstandes erwartet, sind zahlreiche Korrespondenzen der sieben Kurfürstinnen überliefert, wenn auch weit verstreut. So bezog sich die Quellenrecherche auf insgesamt sieben Archive<sup>23</sup>. Der überwiegende Teil der ausgewerteten Quellen befindet sich im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz zu Berlin<sup>24</sup>, im Sächsischen Hauptstaatsarchiv Dresden<sup>25</sup>, im Landeshauptarchiv Schwerin<sup>26</sup> und im Landesarchiv Sachsen-Anhalt, Abteilung

23 Recherchen in weiteren Archiven wären ertragreich, können aber in Anbetracht zeitlicher und finanzieller Ressourcen im Rahmen des Dissertationsprojektes nicht realisiert werden.

24 Im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz sind die folgenden Bestände relevant: BPH Rep. 28–35 (Die Kurfürsten von Brandenburg), Rep. 45 (Die Könige in bzw. von Preußen); I. HA GR, Rep. 1 (Beziehungen zum Kaiser); Rep. 4 (Grenze gegen Polen); Rep. 7 (Preußen); Rep. 7 Alte (Preußische Angelegenheiten); Rep. 8 (Beziehungen zum hohen Adel im Reich; zu Grafen, Freiherren, Äbten und Äbtissinnen); Rep. 9 (Allgemeine Verwaltung); Rep. 9 Polen (Beziehungen zu Polen); Rep. 11 Akten (Auswärtige Beziehungen, Akten); Rep. 12 (Wahl- und Kurfürstentage, Verhandlungen und Bündnisse in Reichsangelegenheiten); Rep. 13 (Religionsstreitigkeiten im Reich zwischen Katholiken, Lutheranern und Reformierten; Religionsgespräche, Kalendersachen, Unionsverhandlungen, Restitutionsedikt); Rep. 19 (Strom-, Schifffahrts- und Zollsachen); Rep. 21 (Brandenburgische Städte, Ämter und Kreise); Rep. 24 (Kriegssachen [hauptsächlich aus der Zeit des 30jährigen Krieges]); Rep. 31 (Johanniterorden zu Sonnenburg); Rep. 35, (Jülichische Sukzession); Rep. 36 (Hofstaatsbehörden); Rep. 38 (Beziehungen zu Braunschweig-Wolfenbüttel); Rep. 39 (Ältere Kriegssachen des 16. Jahrhunderts); Rep. 40 (Beziehungen zur Kurpfalz); Rep. 41 (Beziehungen zu Kursachsen); Rep. 42 (Neumark); Rep. 44 (Beziehungen zu den Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth); Rep. 45 (Herzogtum Krossen); Rep. 46 (Beziehungen zu Schlesien); Rep. 47 (Geistliche Angelegenheiten); Rep. 49 (Fiscalia); Rep. 50 (Beziehungen zu den Reichsstädten sowie zu anderen Städten außerhalb der Mark); Rep. 52 (Herzogtum Magdeburg); Rep. 60 (Joachimsthalsches Gymnasium); Rep. 61 (Schuldensachen der Herrschaft); Rep. 94 (Kleine Erwerbungen); Rep. 94A (Autographensammlung); VII. HA (Urkunden); XX. HA EM (Oberratsstube, Preußische Regierung, Ostpreußisches Etatsministerium); XX. HA HBA (Herzogliches Briefarchiv); XX. HA OBA (Ordensbriefarchiv).

25 Im Sächsischen Hauptstaatsarchiv sind die folgenden Bestände relevant: 10.024 Geheimer Rat; 10 004 Kopiale.

26 Im Landeshauptarchiv Schwerin sind die folgenden Bestände relevant: 2.11-2/1 Acta externa; 2.11-2/3 Notifikationen.

Dessau<sup>27</sup>. Weitere kleinere Bestände befinden sich im Brandenburgischen Landeshauptarchiv sowie im Landesarchiv Sachsen-Anhalt in den Abteilungen Magdeburg und Wernigerode<sup>28</sup>. Dabei variiert die Anzahl der überlieferten Briefe von Fürstin zu Fürstin. Oftmals sind die Gegenakten nicht erhalten, ihr Inhalt kann aber anhand vorliegender Briefkonzepte, aus der entsprechenden Antwort oder aus dem Kontext anderer Briefe rekonstruiert werden. Zudem sind nicht für alle Fürstinnen in gleichem Maße durchgängig Korrespondenzen überliefert. Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass auch in diesen überlieferungstechnischen Lücken Briefwechsel mit unterschiedlichen Partner\_innen stattgefunden haben.

Die Korrespondenzen eröffnen zunächst den direkten Blick auf das räumlich entferntere soziale Umfeld der Fürstinnen, beispielsweise auf die Beziehungen zu Mitgliedern der Herkunftsfamilie und zu verheirateten Töchtern an anderen Höfen. Gleichzeitig liefern sie aber auch wertvolle Hinweise auf das unmittelbare höfische Umfeld der Fürstinnen, welches aufgrund der räumlichen Nähe ansonsten kaum in Schriftquellen zu fassen ist. Die Kurfürstinnen berichten in ihren Briefen über ihren Tagesablauf, über familiäre Ereignisse, über die Organisation des Hofes, über ihre Reisepläne und vieles mehr. Sie tauschen sich mit ihren Korrespondenzpartner\_innen über politische, dynastische, kulturelle, religiöse und emotionale Angelegenheiten aus.

Insbesondere durch das Zusammenführen von Korrespondenzen aus unterschiedlichen Archiven zu ein und demselben Sachverhalt ergeben sich neue Sichtweisen auf territoriale oder überterritoriale Ereignisse oder innerdynastische Konflikte, die bislang tradierte Erzählmuster, Bewertungen und Erklärungen infrage stellen. Dies konnte bereits anhand erster Analyseergebnisse zu einzelnen Handlungsfeldern für Elisabeth von Dänemark gezeigt werden<sup>29</sup>. Deutlich wird dadurch, dass sich die Sichtweisen oder Erlebniswelten der Fürstinnen nicht einfach in den traditionellen, androzentrischen Erzählfluss eingliedern lassen, sondern den Blick auf Entscheidungs- und Handlungsalternativen weiterer Akteur\_innen freigeben.

## 5. Methodisches Vorgehen

Korrespondenzen stellen im Rahmen des Dissertationsprojektes die Hauptquellengattung für die Untersuchung des Herrschaftsalltages und des Herrschaftsverständnisses der Fürstinnen dar. Aus ihnen lassen sich zahlreiche Informationen über die Le-

27 Im Landesarchiv Sachsen-Anhalt, Abteilung Dessau sind die folgenden Bestände relevant: Z 6 (Anhaltisches Gesamtarchiv); Z 8 (Lutherhandschriftensammlung); Z 18 (Abteilung Bernburg); Z 44 (Abteilung Dessau); Z 70 (Abteilung Köthen).

28 Im Landeshauptarchiv Brandenburg sind die folgenden Bestände relevant: Rep. 23 A (Kurmärkische Stände); Rep. 9 B (Johanniterorden); Rep. 37 (Herrschaft Plattenburg-Wilsnack/Herrschaft Boitzenburg/Herrschaft Lübbenau); Rep. 8 (Stadt Braetzel). Im Landesarchiv Sachsen-Anhalt, Abteilung Magdeburg sind die folgenden Bestände relevant: A1 (Erzstift Magdeburg, Auswärtige Angelegenheiten); A2 (Erzstift Magdeburg, Innere Landesverwaltung); U 21 IV (Orte der Altmark). Im Landesarchiv Sachsen-Anhalt, Abteilung Wernigerode ist der folgende Bestand relevant: Slg. 6V d1 (Katharina Markgräfin von Brandenburg, geborene Markgräfin von Brandenburg).

29 Vgl. STRÄSSNER, Ulrike: Elisabeth von Dänemark und die Reformation in Brandenburg, in: Perspektivweitung – Frauen und Männer machen Geschichte. hg. von Jürgen LUH und Julia KLEIN (Kulturgeschichte Preußens – Colloquien, 2), URL: [www.perspectivia.net/publikationen/kultgep-colloquien/2/straessner\\_daenemark](http://www.perspectivia.net/publikationen/kultgep-colloquien/2/straessner_daenemark) [30.09.2016].

bensumstände und Beziehungen der Fürstinnen zu verschiedenen Zeitpunkten und über unterschiedliche Perspektiven auf Ereignisse und Entwicklungen gewinnen: die der Fürstin selbst, die ihrer Korrespondenzpartner\_innen und gegebenenfalls auch die Dritter, die nicht unmittelbar an der Korrespondenz beteiligt sind. Die quantitative und qualitative Analyse der Korrespondenzen bildet daher den Kern des Dissertationsprojektes.

Im Vorfeld der Korrespondenzanalyse wurden, basierend auf der feministischen Biografieforschung, zu jeder Fürstin biografische und genealogische Rahmendaten erhoben<sup>30</sup>. Anhand dieser Rahmendaten lassen sich Wendepunkte, Krisen oder andere besondere Situationen im Leben jeder Fürstin lokalisieren, in denen mit einem erhöhten Korrespondenzaufkommen zu rechnen ist und die sich zum Vergleich mit den anderen Fürstinnen anbieten. Insbesondere an ihren Reaktionen auf innerdynastische oder persönliche Krisen sowie an deren Bewertung zeigt sich das individuelle Herrschaftsverständnis der Kurfürstinnen.

Im Rahmen der quantitativen Korrespondenzanalyse werden direkte und indirekt nachweisbare Korrespondenzpartner\_innen, die Häufigkeit und Dauer des Kontakts und die räumliche Distanz zwischen den korrespondierenden Personen (Aufenthaltsorte) erfasst. Aus diesen Daten können Rückschlüsse auf Umfang und Reichweite des Beziehungsnetzes sowie das Kontaktverhalten der Fürstinnen gezogen werden. Für jede Fürstin wird zudem ein Itinerar erstellt, das Aufschluss über ihre Mobilität und somit einen wichtigen Bereich des Herrschaftsalltages gibt<sup>31</sup>. Aufgrund überlieferungsbedingter Lücken und die Beschränkung der Recherche auf sieben Archive ist nicht davon auszugehen, dass jeweils das gesamte soziale Beziehungsnetz der Kurfürstinnen erfasst und beschrieben werden kann. Die Verteilung der Korrespondenzen über die jeweilige Lebenszeit der einzelnen Fürstinnen variiert. Bei fast allen Fürstinnen gibt es Zeiträume von mindestens einem Jahr, für die keine Briefwechsel ermittelt werden konnten. Das Dissertationsprojekt erhebt daher nicht den Anspruch, vollständige soziale Netzwerke der Fürstinnen beschreiben zu können. Es werden quellenbedingt immer nur Ausschnitte sichtbar sein.

Teilweise können überlieferungsbedingte Lücken jedoch durch die qualitative Korrespondenzanalyse ausgeglichen werden. Dies gilt insbesondere für langjährige Beziehungen, von denen angenommen werden kann, dass sie durchgängig gepflegt wurden, obwohl sie nur partiell überliefert sind. Mithilfe des Instrumentariums aus dem Verflechtungskonzept Wolfgang Reinhards, das geschlechtsspezifisch modifiziert zur

30 Vgl. RUNGE, Anita: Gender Studies, in: Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien, hg. von Christian KLEIN, Stuttgart 2009, S. 402–407; SANDER, Susanne: Biografieforschung und feministische Politikwissenschaft, in: Forschungsfeld Politik. Geschlechtskategoriale Einführung in die Sozialwissenschaften, hg. von Cilja HÄRDERS, Heike KAHLERT und Delia SCHINDLER, Wiesbaden 2005 (Politik und Geschlecht, 15), S. 85–98; TEUPEN, Sonja: Geschlecht zwischen Diskurs und Identität. Möglichkeiten der Triangulation von Diskursanalyse und Biografieforschung, hg. von Katja SABISCH, Estrid SØRENSEN und Jürgen STRAUB, Bochum 2015 (Schriftenreihe Kultur, Gesellschaft, Psyche, 5).

31 An den Itineraren wird beispielsweise sichtbar, dass sich das Reiseverhalten der Frauen mit dem Statuswechsel von Kurprinzessin zu Kurfürstin deutlich verändert. Aufgrund der beschriebenen quellenbedingten Lücken erheben die Itinerare keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie liefern dennoch wichtige Informationen über den Herrschaftsalltag der Kurfürstinnen.

Anwendung kommt, werden die Beziehungen der Fürstinnen zu den nachgewiesenen Korrespondenzpartner\_innen nach entsprechenden Beziehungstypen systematisiert<sup>32</sup>. Anschließend werden die einzelnen Beziehungsstränge hinsichtlich ihrer (A-)Symmetrie, ihres Beziehungsthemas und der über sie abgewickelten Transaktionen analysiert. Die detaillierte Beschreibung der Transaktionen erfolgt auf der Grundlage der Kapitalarten nach Pierre Bourdieu<sup>33</sup>.

Durch die quantitative und qualitative Korrespondenzanalyse werden umfangreiche Informationen über das politische, soziale, kulturelle, religiöse und dynastische Handeln jeder einzelnen Fürstin in verschiedenen Lebensphasen gewonnen. Zudem werden die thematischen Inhalte der Korrespondenzen ausgewertet und Herrschaftsfeldern zugeordnet. Die Ergebnisse der Korrespondenzanalyse werden anschließend innerhalb der Herrschaftsfelder im Hinblick auf den konkreten Herrschaftsalltag und das individuelle Herrschaftsverständnis interpretiert. Auf dieser Grundlage können dann die Erkenntnisse über die einzelnen Fürstinnen miteinander verglichen werden. Die Herrschaftsfelder bilden zugleich die Struktur für die Niederschrift der Untersuchungsergebnisse und sorgen dafür, dass die Fürstinnen als soziale Gruppe beschrieben werden können.

## **6. Zusammenfassung**

Das Dissertationsprojekt untersucht den Herrschaftsalltag und das Herrschaftsverständnis von sieben brandenburgischen Kurfürstinnen im Zeitraum von 1502 bis 1660. Es versteht die Kurfürstinnen dabei als Teile eines Herrschafts- und Arbeitspaares, deren Anteil an der Herrschaft bislang aufgrund androzentrisch ausgerichteter Forschungsperspektiven weitgehend unsichtbar ist, und begreift Herrschaft als innerdynastischen Aushandlungsprozess. Das Projekt ist in der frühneuzeitlichen Landesgeschichte Brandenburg-Preußens verortet und führt Ansätze aus der Geschlechtergeschichte, der feministischen Biografieforschung und der historischen Netzwerkanalyse zusammen. Die Hauptquellengattung für die Untersuchung stellen Korrespondenzen dar, die einer quantitativen und qualitativen Analyse unterzogen werden. Für die sieben brandenburgischen Kurfürstinnen des Untersuchungszeitraums wird dazu erstmals systematisch Quellenmaterial aus verschiedenen Archiven erschlossen und zusammengeführt. Anhand der sich an den Korrespondenzthemen orientierenden Herrschaftsfelder werden der Herrschaftsalltag und das Herrschaftsverständnis der Kurfürstinnen dargestellt und verglichen. Die Kurfürstinnen werden so aus eindimensionalen biografischen Erzählsträngen befreit und treten als soziale Gruppe in Erscheinung. Das Dissertationsprojekt erweitert somit quellenbasiert den Kenntnisstand zu den brandenburgischen Kurfürstinnen und leistet einen Beitrag zum Verständnis von innerdynastischen und reichs-

32 Vgl. REINHARD, Wolfgang: Einleitung, in: Römische Mikropolitik unter Papst Paul V. Borghese (1605-1621) zwischen Spanien, Nepal, Mailand und Genua, hg. von DEMS., Tübingen 2004 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, 107), S. 1–20, hier S. 6; DERS.: Freunde und Kreaturen. „Verflechtung“ als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen. Römische Oligarchie um 1600, München 1979 (Schriften der Philosophischen Fachbereiche der Universität Augsburg, 14), S. 25–32.

33 BOURDIEU, Pierre: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Soziale Ungleichheiten, hg. von Reinhard KRECKEL, Göttingen 1983 (Soziale Welt, 2), S. 183–198.

weiten Herrschafts-, Organisations- und Kommunikationsprozessen. Es eröffnet damit neue Perspektiven auf Ereignisse und Entwicklungen in Brandenburg-Preußen und im Reich und stellt bisherige Erklärungs- und Deutungsmuster infrage.

# **Jüdischer Einfluss beim herrschaftlichen und wirtschaftlichen Ausbau Potsdams und Kleves zu Residenzstädten (1614–1795/1806)**

PASCAL ANDRESEN\*

## **Einführung und Fragestellung**

Wie in anderen Territorien des Heiligen Römischen Reichs ist auch die Geschichte Brandenburg-Preußens bzw. Preußens maßgeblich durch Pogrome und Vertreibungen geprägt. Gleichzeitig – auch das trifft keinesfalls allein auf die brandenburgisch-preußische Historie zu – standen die Juden jedoch vielfach unter hoheitlichem Schutz. Bei genauerer Betrachtung wird schnell deutlich, dass jüdisches Leben nie gänzlich von herrschaftlichen oder politischen Gesichtspunkten getrennt werden kann, sondern beides vielmehr eng miteinander verknüpft ist. Stephan Laux charakterisiert dies anschaulich, wenn er schreibt, dass die Juden als fürstliche Schutzgruppe wie kein anderer Bevölkerungsteil mit dem Obrigkeitsstaat identifiziert worden seien und es bis heute würden<sup>1</sup>. Nicht zuletzt resultiert dies aus dem Umstand, dass die Judenpolitik in den Territorien des Reichs die Sache des jeweiligen Fürsten und eben nicht der Städte war. Städtische Räte versuchten durchaus ihre eigenen Interessen bei der Ansiedlung oder der Abgabepolitik gegenüber den Juden geltend zu machen, aber sie waren in letzter Instanz nicht frei in ihren Entscheidungen, was immer wieder auch zu politischen Verwerfungen führte<sup>2</sup>. Dennoch – oder gerade deshalb – haben sich viele eingehende Abhandlungen dem Thema der Juden in den deutschen Territorien bisher überwiegend mit dem Schwerpunkt auf dem Agieren der Landesherren genähert<sup>3</sup>.

Das hier vorgestellte Dissertationsvorhaben mit dem Titel ‚Jüdischer Einfluss beim herrschaftlichen und wirtschaftlichen Ausbau Potsdams und Kleves zu Residenzstädten (1614–1795/1806)‘ wird inhaltlich einen neuen Ansatz verfolgen. Es wird untersucht, wie zügig und in welchem Umfang die in den beiden Städten wohnenden oder dauerhaft in ihnen wirkenden Juden wirtschaftliche Kontakte mit den Landesherren aufbauten wie auch intensivierten und wo sie unmittelbaren Anteil am Ausbau beider Städte zu repräsentativen Residenzstädten hatten. In diesem Zusammenhang ist auch auf die plan-

\* Pascal Andresen M.A., Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Historisches Seminar, Olshausenstraße 40, D-24098 Kiel, E-Mail: pandresen@histosem.uni-kiel.de.

1 LAUX, Stephan: Zwischen Anonymität und amtlicher Erfassung. Herrschaftliche Rahmenbedingungen jüdischen Lebens in den rheinischen Territorialstaaten vom 16. Jahrhundert bis zum Beginn der ‚Emanzipationszeit‘, in: Jüdisches Leben im Rheinland. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, hg. von Monika GRÜBEL und Georg MÖLICH, Köln u.a. 2005, S. 79–110, hier S. 104f.

2 Adolf Kober illustriert die politischen Differenzen am Beispiel Kleves und am Widerstand der städtischen Zünfte wie auch des Landtags gegen die Ansiedlung bzw. Anwesenheit von Juden, vgl. KOBER, Adolf: Aus der Geschichte der Juden im Rheinland, in: Zur Geschichte und Kultur der Juden im Rheinland, hg. von Falk WIESEMANN, Düsseldorf 1985, S. 11–98, hier S. 54–56.

3 Vgl. BRUER, Albert A.: Geschichte der Juden in Preußen (1750–1820), Frankfurt u.a. 1991. Explizit heben sich Erika Herzfeld und Jonathan Israel davon ab. Vgl. HERZFELD, Erika: Juden in Brandenburg-Preußen. Beiträge zu ihrer Geschichte im 17. und 18. Jahrhundert, hg. von Irene DIEKMANN und Hermann SIMON, Teetz 2001 sowie ISRAEL, Jonathan I.: European Jewry in the Age of Mercantilism 1550–1750, Oxford 1985.

mäßige Förderung und Erweiterung des Manufakturwesens hauptsächlich im Bereich der Seidenstoffproduktion einzugehen. Denn nach Ulrich-Christian Pallach „stellte der Hof einen eigenständigen ökonomischen Machtfaktor dar, der durch Eigenversorgung wie durch Einflußnahme auf Produktion, Handel und Konsum im außerhöfischen Bereich bedeutsam wurde“<sup>4</sup>. Der Untersuchungszeitraum ergibt sich maßgeblich aus der Zugehörigkeit des Territoriums Kleve zu Brandenburg-Preußen bzw. Preußen, das 1614 mit dem Vertrag von Xanten den Hohenzollern zugesprochen und nach dem Frieden von Basel 1795 schrittweise von Preußen abgetrennt wurde.

Stadthistorisch orientierte Untersuchungen, häufig eingebettet in territoriale Betrachtungen, stehen zumeist im Kontext von Monographien oder Aufsätzen zu den Judenschaften bestimmter Territorien oder auch zum wirtschaftlichen Leben ausgesuchter jüdischer Familien oder Einzelpersonen<sup>5</sup>. Insbesondere die sogenannten Hofjuden oder Hoffaktoren, die in zahlreichen Schattierungen, unter anderem als Hoflieferant, Vertreter für Luxusgüter, Privatfinanzier, Kreditgeber, Truppenversorger, in Erscheinung traten, haben die Geschichtsschreibung offenkundig nachhaltig fasziniert und entsprechend beeinflusst. Die vielfältigen und zahlreichen Bestrebungen jüdischer Händler und Investoren, sich als Gewerbetreibende oder Manufakturbesitzer in den brandenburgisch-preußischen und später preußischen Residenzstädten zu betätigen, hatten jedoch auch auf Kleve und Potsdam selbst direkte Auswirkungen, die über die bloße Zusammensetzung der Bevölkerung hinausgingen. Kleve und Potsdam entwickelten sich in vielerlei Hinsicht unter gänzlich unterschiedlichen Vorzeichen.

Die Stadt Kleve blickte bereits auf eine lange Geschichte als gräflicher Stammsitz und herzogliche Residenz zurück, als das gleichnamige Territorium 1614 im Erbgang Brandenburg-Preußen zugesprochen wurde<sup>6</sup>. Eine nennenswerte jüdische Bevölkerung war jedoch spätestens seit den Pestpogromen von 1349 allenfalls noch auf dem Land vertreten gewesen<sup>7</sup>. Mit den Levi und Gomperz, die aus Bonn respektive aus Emmerich als Kaufleute und Unternehmer den Weg nach Kleve fanden, siedelten sich gleich zwei Familien an, deren Wirken sowohl die Stadt als auch die Politik der brandenburgischen

4 PALLACH, Christian-Ulrich: Materielle Kultur und Mentalitäten im 18. Jahrhundert. Wirtschaftliche Entwicklung und politisch-sozialer Funktionswandel des Luxus in Frankreich und im Alten Reich am Ende des Ancien Régime, München 1987 (Ancien Régime, Aufklärung und Revolution, 14), S. 138. Siehe weiterführend dazu auch DENZEL, Markus A.: Residenzstädte als Wirtschaftszentren in der Frühneuzeit, in: Residenzstädte der Vormoderne. Umriss eines europäischen Phänomens, hg. von Gerhard FOUQUET, Jan HIRSCHBIEGEL und Sven RABELER, Ostfildern 2016 (Residenzenforschung, N.F.: Stadt und Hof, 2), S. 321–345, hier bes. S. 321–332.

5 Verwiesen sei hier beispielhaft auf die Arbeiten Adolf Kobers, Elfi-Pracht Jörns und Bernd-Wilhelm Linnemeiers. Vgl. KOBER, Geschichte (wie Anm. 2); PRACHT-JÖRNS, Elfi: Jüdische Lebenswelten im Rheinland. Kommentierte Quellen von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, Köln u.a. 2011; LINNEMEIER, Bernd-Wilhelm: Jüdisches Leben im Alten Reich. Stadt und Fürstentum Minden in der Frühen Neuzeit, Bielefeld 2002 (Studien zur Regionalgeschichte, 15).

6 Vgl. WEBER, Alexander: Konfessionelle Konflikte nach dem Westfälischen Frieden. Die Religionsbeschwerden der katholischen Kirche des Herzogtums Kleve im 18. Jahrhundert, Hamburg 2013 (Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit, 77), S. 71–78.

7 Vgl. BROCKE, Michael, MÜLLER, Christiane E.: Die vernichteten Grabmale der Familie Gomperz in Kleve, in: Juden in Wesel und am Niederrhein. Eine Spurensuche, hg. vom Jüdisch-Christlichen Freundeskreis Wesel e.V. in Zusammenarbeit mit der Stadt Wesel, Wesel 2014, S. 91–121, hier S. 92. Weiterführend auch KOBER, Geschichte (wie Anm. 2) S. 23 sowie 54–56.

Kurfürsten und preußischen Könige entscheidend beeinflussten. Insbesondere die Gompertz vermochten es, ein dichtes Beziehungsnetzwerk anzulegen, das auch in die benachbarten Niederlande reichte. Gleichzeitig bestanden ab den 1730er Jahren verwandtschaftliche Beziehungen zur Familie Ephraim, die in Berlin und Potsdam in der Mitte des 18. Jahrhunderts überaus einflussreich und vermögend war<sup>8</sup>.

Der Herrschaftsantritt Kurfürst Friedrich Wilhelms im Jahr 1640 brachte auch hinsichtlich der Politik gegenüber Juden neue Akzente mit sich. Als Stimulator für die örtliche wirtschaftliche Entwicklung wie auch zur Generierung von Einnahmen durch Besteuerung setzte der neue Kurfürst stärker als zuvor auf die Ansiedlung von Juden. Auch für Kleve-Mark ist diese Praxis nachweisbar<sup>9</sup>. Einzelne Zuzugsraten sind zwar schwer zu ermitteln, doch deutet der Umstand, dass die Stadt Kleve ab 1671 über eine eigene Synagoge wie auch spätestens seit demselben Jahr über einen eigenen jüdischen Friedhof verfügte, darauf hin, dass der Zuzug von Juden in die Stadt wie auch insgesamt nach Kleve-Mark kontinuierlich zunahm<sup>10</sup>. Auch die seit 1660 auf Betreiben der Zünfte vom Landtag wiederholt vorgetragene Forderung nach der sogenannten „Fortschaffung der Juden“ lässt ähnliche Schlüsse zu<sup>11</sup>. Der schwelende Konflikt um die Klever Juden war nicht zuletzt auch ein Kräftemessen zwischen den Städten bzw. dem Landtag und dem Landesherrn selbst. Kennzeichnend wird dies insbesondere dadurch, dass Friedrich Wilhelm 1684 in einer Resolution noch einmal in aller Deutlichkeit hervorhob: *Wegen der Zahl derer zu vergeleitenden Juden wollen zwar Sr. Kurf. Durchl. Ihr kein Maß noch Ziel setzen lassen*. Es verwundert demnach nicht, dass auch der Folgesatz nur vordergründig ein Zugeständnis darstellt: *Sie erklären sich aber demnach gnädigst dahin, daß keine übermäßige Zahl derselben vergeleitet werden sollen*<sup>12</sup>. Es gilt zu betonen, dass eine solche politische Vereinnahmung der jüdischen Minderheit keinesfalls eine regionale oder epochenbezogene Ausnahme darstellt. Beispielhaft sei darauf verwiesen, dass Gerhard Fouquet und Sven Rabeler in ihrem Aufsatz ‚Juden in den Ostseestädten Wismar und Rostock im Mittelalter‘ von nahezu gleichen Vorgängen im Wismar des frühen 14. Jahrhunderts berichten<sup>13</sup>.

Das Dissertationsvorhaben selbst soll jedoch nicht ausschließlich die Situation in der westlichen Exklave Brandenburg-Preußens und später des Königreichs Preußen behandeln, sondern vergleichenden Untersuchungen Raum bieten. Mit Potsdam wird dazu eine Stadt gewählt, die in mancher Hinsicht Ähnlichkeiten mit Kleve aufweist,

8 Vgl. BRUER, Geschichte (wie Anm. 3) S. 86–88.

9 STERN, Selma: Der preußische Staat und die Juden, Tl. 1: Die Zeit des Großen Kurfürsten und Friedrichs I., Abt. 2: Akten, Berlin 1925 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, 7,2) [ND Tübingen 1962], Nr. 58, S. 60f. sowie Nr. 62, S. 63.

10 Vgl. BROCKE, MÜLLER, Grabmale (wie Anm. 7) S. 92f. In Potsdam wurde bereits 1743 ein jüdischer Friedhof angelegt, vgl. KAELTER, Robert: Geschichte der jüdischen Gemeinde zu Potsdam, Postdam 1903 [ND hg. von Julius H. SCHOEPS und Hermann SIMON, Berlin 1993 (Reihe deutscher Vergangenheit, 94)], S. 15f.

11 Vgl. KOBER, Geschichte (wie Anm. 2) S. 55.

12 STERN, Staat (wie Anm. 9) Nr. 69, S. 66f.

13 FOUQUET, Gerhard, RABELER, Sven: Juden in den Ostseestädten Wismar und Rostock im Mittelalter – ein Vergleich, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte 30 (2012) S. 17–36.

jedoch auch genügend spezifische Eigenheiten besitzt, um Unterschiede in der Entwicklung aufzuzeigen.

Die Stadt selbst wurde, wie die Kurmark insgesamt, von den Feldzügen des Dreißigjährigen Krieges schwer getroffen. Schwere Verwüstungen und ein massiver Bevölkerungsschwund resultierten daraus und brachten die ohnehin wenig ausdifferenzierte und entwickelte Wirtschaft nahezu zum Erliegen. Friedrich Wilhelm verschrieb sich daher in den auf den Westfälischen Frieden folgenden Jahren der Prämisse, die wirtschaftliche Entfaltung mithilfe einer gezielten Einwanderungspolitik zu fördern. In diesem Rahmen gab er 1671 die Zusage, zunächst auf 20 Jahre befristet 50 jüdische Familien aus Wien aufzunehmen, die dort auf Betreiben Leopolds II. ausgewiesen worden waren. Zuvor war bereits ein Bittbrief beim Kurfürsten eingegangen, der im Namen der besagten Familien um die Aufnahme bat, *da wir denn uns allemal gehorsamst bezeigen und solche Gnade dankbarlich erkennen werden*<sup>14</sup>. Dies diente weniger einer quantitativ orientierten Ansiedlung als vielmehr dem Ziel, die Juden später durch ihnen auferlegte Abgaben und Steuern als Geldquelle zu nutzen. Fortan bildeten die aus Österreich stammenden Juden eine recht homogene Gemeinschaft, wie sie andernorts nicht zu beobachten war. Ludwig Geiger beschrieb sie als „eine stolze Aristokratie, die aus dem etwas längeren Verweilen im Lande Vorrechte für sich in Anspruch nahm“<sup>15</sup>.

War Kleve zum Zeitpunkt der verstärkten Zuwanderung von Juden bereits seit Jahrhunderten Residenz verschiedener Herren gewesen, konnte Potsdam dieses Privileg erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts für sich in Anspruch nehmen. Dort setzte die Zuwanderung demnach vor der Erhebung zur Residenzstadt ein. Die Attraktivität des Themas ergibt sich folglich auch daraus, dass beide Städte im Untersuchungszeitraum bereits demselben Landesherrn Untertan waren, obgleich sie in großer räumlicher Entfernung voneinander lagen. Zudem ergab sich zwischen beiden dynastisch vereinten Territorien ein Unterschied hinsichtlich der Tradition städtisch-ständischer Partizipation, dem eine jeweils abweichende politische Kultur zugrunde lag. Kleve und Potsdam waren außerdem durch die abweichenden natürlichen Gegebenheiten und durch die jeweiligen Nachbarterritorien wirtschaftlich unterschiedlich geprägt und befanden sich in nahezu entgegengesetzten Phasen ihrer ökonomischen und politischen Bedeutung. Im Sinne der historischen Komparatistik wird es nicht zuletzt darum gehen, Typologien und Muster wie zum Beispiel im wirtschaftlichen Gebaren der jüdischen Geschäftsleute aufzuzeigen.

Für beide Städte ist zu klären, wie schnell die ökonomische Eingliederung der örtlichen Juden vonstattenging und in welchem Ausmaß dies geschah. Es ist nachvollziehbar, dass eine Schicht aus jüdischen Kleinkrämern wenig zum Ausbau der Städte beitragen konnte, sofern man von den Abgaben absieht, die aber fast ausnahmslos nicht zweckgebunden eingetrieben wurden und deren Verwendung daher nicht nachverfolgt werden kann<sup>16</sup>. Mit dem Ansatz, sich auf die direkte fiskalische Unterstützung sowie

14 STERN, Staat (wie Anm. 9.) Nr. 9, S. 8f.

15 GEIGER, Ludwig: Geschichte der Juden in Berlin. Festschrift zur zweiten Säkular-Feier. Anmerkungen, Ausführungen, urkundliche Beilagen und zwei Nachträge (1871–1890), Berlin 1871 [ND Leipzig 1988], S. 5.

16 Selma Stern führt als interessante Ausnahme an, dass die Berliner Judenschaft in der ersten Hälfte des 18. Jh.s einmalig 7000 Reichstaler zum Bau einer Potsdamer Kirche zahlen musste. Vgl. STERN,

die Partizipation jüdischer Handwerker und Faktoreibesitzer zu konzentrieren, liefert die Arbeit demgemäß nicht nur einen Beitrag zur Erforschung der Beteiligung der örtlichen Judenschaften an der städtischen Wirtschaft, sondern auch zur Positionierung in ökonomischen und sozialen Kommunikations- und Handlungszusammenhängen.

### **Forschungsstand**

Wirtschaftsbezogene Untersuchungen zum jüdischen Leben im Alten Reich sind für sich genommen keine Seltenheit. Reges Forschungsinteresse fanden unter anderem einzelne Personen des Emmericher Zweigs der Familie Gomperz, vor allem Elias Gomperz. Besonders David Kaufmann und Max Freudenthal haben mit ihrem bereits 1907 erschienenen Werk zur Geschichte und zum Wirken dieser Familie bis heute Maßstäbe gesetzt<sup>17</sup>. Auch Selma Sterns ab 1925 veröffentlichtes Werk ‚Der preußische Staat und die Juden‘ ist hier zu nennen, das sowohl darstellende Teile als auch Quelleneditionen umfasst und bis heute als Standardwerk zum jüdischen Leben in Brandenburg und Preußen während der Frühen Neuzeit anzusehen ist<sup>18</sup>. Allerdings ist festzuhalten, dass Stern zwar auf einen umfangreicheren Quellenfundus zurückgreifen konnte, als uns dies heutzutage möglich ist, zwingend aktuell aber sind ihre Ausführungen nicht<sup>19</sup>. Noch umstrittener und mittlerweile der Gegenstand eigener Analysen ist die Arbeit von Heinrich Schnee, dem wiederholt eine durch den Katholizismus inspirierte antisemitische oder aber zumindest einseitig nationalkonservative Prägung vorgeworfen wurde. Kritik zogen vor allem seine gesellschaftshistorischen Untersuchungen auf sich. Die wirtschaftshistorischen Abhandlungen gelten nach wie vor als aufschlussreich<sup>20</sup>.

Insbesondere aufgrund der engen administrativen und teils auch emotionalen Bindung der jüdischen Bevölkerung an ihre jeweiligen reichsfürstlichen Herren standen die Fürsten in früheren Arbeiten zu den Judenschaften deutschen Territorien häufig im Mittelpunkt<sup>21</sup>. Damit einhergehend gab es nur selten direkte Bezüge zur Stadtge-

Selma: *Der preußische Staat und die Juden*, Tl. 2: Die Zeit Friedrich Wilhelms I., Abt. 1: Darstellung, Berlin 1938 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, 8,1) [ND Tübingen 1962], S. 42.

17 KAUFMANN, David, FREUDENTHAL, Max: *Die Familie Gomperz*, Frankfurt/Main 1907.

18 STERN, Selma: *Der preußische Staat und die Juden*, 4 Tle., Berlin 1925–1938 [ND Tübingen 1962], Tübingen 1962–1975 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, 7–8, 24, 32).

19 In neuerer Zeit wurde ihr darüber hinaus auch eine allzu umfassende bzw. subjektiv beeinflusste Selektion bei der Auswahl der Quellen und eine gewisse Vereinfachung bei der Darstellung einiger Sachverhalte vorgehalten. Vgl. SCHENK, Tobias: ‚Der Preußische Staat und die Juden‘. Eine ambivalente Geschichte aus ostmitteleuropäischer Perspektive, in: *Jahrbuch des Simon-Dubnow-Instituts* 7 (2007) S. 435–467, hier S. 461. Siehe weiterhin LAUX, Stephan: ‚Ich bin der Historiker der Hofaktoren‘ – Zur antisemitischen Forschung von Heinrich Schnee (1895–1968), in: *Jahrbuch des Simon-Dubnow-Instituts* 6 (2006) S. 485–513, hier S. 487.

20 Vgl. SCHNEE, Heinrich: *Die Hoffinanz und der moderne Staat*, 7 Bde., Berlin 1953–1967. Eine grundlegende Auseinandersetzung mit Schnees Wirken findet sich bei LAUX, Historiker (wie Anm. 19).

21 Zur Loyalität der Schutzjuden gegenüber ihrem Landesherrn vgl. BRUER, *Geschichte* (wie Anm. 3) S. 40f. Vgl. weiterhin ZITTARZ, Suzanne: *Von den Frühen Neuzeit bis zur Judenemanzi-*

schichte; zumeist konzentrierten sich die Abhandlungen auf eine landespolitische Ebene oder beleuchteten den Aufstieg (und zuweilen den Fall) bekannter jüdischer Familien wie Gomperz oder Hirsch.

In jüngerer Zeit haben sich verschiedene Autoren des Themas des jüdischen Lebens im frühneuzeitlichen Reich angenommen. Nahezu ausnahmslos sind diese Untersuchungen territorial oder regional begrenzt, ihren Schwerpunkt legen sie zumeist auf die Abgabepolitik gegenüber den Juden, die jüdische Selbstverwaltung oder auch die Herausbildung städtischer und ländlicher Gemeinden. Ökonomische Analysen sind in der Minderzahl und beschränken sich in der Regel auf die bereits erwähnten Familienverbände und ihre wirtschaftliche Entwicklung, die über die engen Beziehungen zum Großen Kurfürsten und zu dessen klevischem Statthalter Johann Moritz, später in geringerem Maß zu den preußischen Königen erläutert wird.

In Bezug auf Kleve ist insbesondere auf die Aufsätze Bert Thissens zu verweisen, der auch das örtliche Stadtarchiv leitet und vor allem über die Zeit der Statthalter-schaft von Johann Moritz von Nassau-Siegen publizierte<sup>22</sup>. Seine Forschungen zielten damit auf die Zeit vor der Thronbesteigung Friedrichs I. als König in Preußen ab und umgehen thematisch weitgehend den spätestens ab dem 18. Jahrhundert langsam einsetzenden Niedergang der Residenz Kleve, das bereits zu Lebzeiten des Großen Kurfürsten eher als Statthaltersitz zu gelten hat. Jener Zeitraum des fortschreitenden Bedeutungsverlusts und der Transformation zur ‚ruhenden Residenz‘ wird wiederum in Werken wie jenen von Jonathan I. Israel oder auch Adolf Kober umfassender aufgegriffen, sodass insgesamt ein durchaus übersichtliches Bild entsteht<sup>23</sup>. Auch das Überblickswerk von Elfi Pracht-Jörns ist als hilfreich hervorzuheben<sup>24</sup>.

Potsdam hingegen ist wegen seines kontinuierlichen Ausbaus zur preußischen Hauptresidenz, der geographischen Nähe zu Berlin und nicht zuletzt der engen Verquickung dort tätiger jüdischer Unternehmer mit der Stadt ungleich häufiger Gegenstand wissenschaftlicher Beiträge gewesen. Einen handlichen und dennoch umfassenden Überblick über das jüdisch geprägte Potsdamer Manufakturwesen im 18. Jahrhundert hat Lutz Beckert verfasst<sup>25</sup>. Grundlegende Arbeiten haben vor allem auch Erika Herzfeld und Otto Hintze vorgelegt. Herzfeld orientiert sich in ihren Forschun-

pation, in: *Geschichte der Juden im Rheinland und in Westfalen*, hg. von Michael ZIMMERMANN, Köln u.a. 2008 (Schriften zur politischen Landeskunde Nordrhein-Westfalens, 11), S. 79–140, hier S. 116f.

22 Vgl. vor allem THISSEN, Bert: Der Hof des Fürsten Johann Moritz von Nassau-Siegen in den Jahren 1669–1679, in: *Sein Feld war die Welt. Johann Moritz von Nassau-Siegen (1604–1679). Von Siegen über die Niederlande und Brasilien nach Brandenburg*, hg. von Gerhard BRUNN und Cornelius NEUTSCH, Münster u.a. 2008 (Studien zur Geschichte und Kultur Nordwesteuropas, 14), S. 246–346 sowie DERS.: Der Statthalter und die Residenz – Johann Moritz von Nassau-Siegen und die Stadt Kleve, in: *Johann Moritz von Nassau-Siegen (1604–1679) als Vermittler. Politik und Kultur am Niederrhein im 17. Jahrhundert*, hg. von Irmgard HANTSCHKE, Münster u.a. 2005 (Studien zur Geschichte und Kultur Nordwesteuropas, 13), S. 109–129.

23 Vgl. ISRAEL, Jewry (wie Anm. 3) sowie KOBER, *Geschichte* (wie Anm. 2).

24 Vgl. PRACHT-JÖRNS, *Lebenswelten* (wie Anm. 5).

25 Vgl. BECKERT, Lutz: Jüdische „Entrepreneurs“. Potsdamer Manufakturen im 18. Jahrhundert, in: *Jüdisches Brandenburg. Geschichte und Gegenwart*, hg. von Irene A. DIEKMANN, Berlin 2008 (Beiträge zur Geschichte und Kultur der Juden in Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen, 5), S. 422–449.

gen wiederholt an einflussreichen Personen wie dem Manufakturbetreiber Isaac Levin Joel, verliert aber die größeren ökonomischen Zusammenhänge nicht aus dem Blick<sup>26</sup>. Hintze wiederum konzentriert sich nahezu ausschließlich auf den Wirtschaftszweig der Seidenproduktion und -verarbeitung, dem besonders ab der Mitte des 18. Jahrhunderts immer größere Bedeutung zukam<sup>27</sup>. Weniger den wirtschaftlichen Umständen als vielmehr jenen des Aufbaus einer funktionierenden jüdischen Gemeinde und der Entwicklung der jüdischen Bevölkerung in Potsdam widmen sich Robert Kaelter und Albert A. Bruer<sup>28</sup>. Um zu verstehen, in welchem Umfeld sich Personen wie beispielsweise Joel bewegten, wie dieses Milieu untereinander verbunden war und gewissen Männern zum Aufstieg verhalf, sind Kaelters und Bruers Darstellungen überaus hilfreich.

### **Überlieferungslage**

Die für die Bearbeitung des Themas relevanten Quellenbestände finden sich vor allem in vier Archiven: dem Stadtarchiv Kleve, dem Landesarchiv Nordrhein-Westfalen Abteilung Rheinland in Duisburg, dem Brandenburgischen Landeshauptarchiv in Potsdam sowie dem Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem. Alle genannten Archive konnten bereits besucht und entsprechende Bestände eingesehen werden. Die Überlieferungslage hat sich dabei als sehr unterschiedlich im Umfang erwiesen.

Schaut man sich die relevanten Bestände des Stadtarchivs in Kleve an, so fällt auf, dass die vorhandenen Akten ein eher eingeschränktes Bild bieten. Zwar sind durchaus auch größere Sammlungen vorhanden, die Einblicke in die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt ermöglichen. So ist für einen gewissen Zeitraum nachzuvollziehen, in welchen Wirtschaftszweigen Juden vorwiegend tätig waren, in welchem Umfang die Stadt nötiges Material für die städtische Garnison von jüdischen Zwischenhändlern bezog oder auch schlicht, wie viele Köpfe die jüdische Bevölkerung zählte. Gleichwohl reicht die Überlieferung im Wesentlichen nicht weiter als bis 1728 zurück. Der weitaus größte Teil der Quellen behandelt gar nur den Zeitraum ab den frühen 1760er Jahren, liefert dafür allerdings bis zur Übernahme der Stadt durch die Franzosen im Jahr 1794 ein erhebliches Maß an Informationen.

Die Duisburger Bestände decken vor allem das 18. Jahrhundert ab, behandeln themenbezogen aber immerhin einen Zeitraum ab 1659. Zahlreiche Quellen liegen zu den fehrgeschlagenen Versuchen vor, in und um Kleve eine florierende Seidenproduktion und in geringerem Maße auch eine seidenstoffverarbeitende Industrie aufzubauen. Vielfach beziehen sie sich auf die immer neuen Aufrufe, Grünflächen für die Aufforstung mit Maulbeerbäumen und den Besatz mit Seidenspinnerrauen bereitzustellen, oder auf die Androhung von Strafen bei mutwilliger Beschädigung der Setz-

26 Vgl. HERZFELD, Juden (wie Anm. 3) sowie DIES.: Der Schutzjude Isaac Levin Joel – ein hervorragender Manufakturunternehmer im Potsdam des 18. Jahrhunderts, in: KAEALTER, Geschichte (wie Anm. 10) S. 177–226.

27 Vgl. HINTZE, Otto: Die Preußische Seidenindustrie im 18. Jahrhundert und ihre Begründung durch Friedrich den Großen, Bd. 3: Darstellung, Berlin 1892 (Acta Borussica, Die einzelnen Gebiete der Verwaltung, Seidenindustrie, 3).

28 Vgl. KAEALTER, Geschichte (wie Anm. 10) sowie BRUER, Geschichte (wie Anm. 3).

linge<sup>29</sup>. Weiterhin sind auch die 1697 entstandenen Kommissionsakten interessant, in denen die Verhaftung und Inhaftierung des Hoffaktors Elias Gomperz abgehandelt werden. Rückschlüsse werden sich von dort vor allem hinsichtlich der engen und zugleich doch fragilen Beziehung zwischen Juden und Landesherren ziehen lassen. Auch über die Privilegien des Hofjuweliers und sogenannten Münz-Entrepreneurs Ephraim sind dort Akten erhalten geblieben. Beides kann einen wichtigen Einblick in die soziale und ökonomische Interaktion zwischen jüdischen Unternehmern und dem jeweiligen Landesherrn gewähren.

Das Brandenburgische Landeshauptarchiv bietet vergleichsweise umfangreiches Material zur wirtschaftlichen Situation der ortsansässigen Juden bzw. derer, die in der Stadt Manufakturen und Betriebe unterhielten. Hier sind insbesondere die für verwaltungsdienstliche Zwecke angelegten Ausfertigungen der *Conscription aller in Potsdam befindlichen Manufacturen und Fabriquen* wie auch die – freilich nicht immer vollständig ausgefüllten – Ausgaben der *Monatliche[n] Tabelle[n] derer in Potsdam occupirten Fabriquen und Manufacturen pro Mense* aufschlussreich<sup>30</sup>, wenngleich offenkundig nicht alle Ausfertigungen erhalten geblieben sind. Diese Aufstellungen unterscheiden jedoch nicht stringent zwischen jüdischen und christlichen Inhabern. Demnach ist ein Abgleich mit den gleichfalls vorhandenen Zählungen der jüdischen Einwohnerschaft Potsdams und Berlins vonnöten, wenn Unsicherheit besteht, ob es sich bei einem genannten Unternehmer um einen Juden handelt. Das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz vermag dazu weitere Bestände vorzuweisen und das Material des Brandenburgischen Landeshauptarchivs zu ergänzen. Von großer Bedeutung sind insbesondere die Schatullrechnungen Friedrichs II. aus den Jahren 1742 bis 1786, die einen beachtlichen Einblick in das Finanzgebaren und die Geschäftspartner des Königs und seines Umfelds ermöglichen. Zusätzlich ist die Überlieferung zur Manufakturarbeit im Potsdamer Militärwaisenhaus hervorzuheben, woran deutlich und pointiert der Aufbau und die Produktion in diesen Betrieben nachvollzogen werden können.

### **Methodisches Vorgehen und Fallbeispiel**

Sofern man die erhaltenen Akten und die Namen der in ihnen verzeichneten Gewerbetreibenden über Monate und Jahre hinweg miteinander vergleicht, ergibt sich ein recht guter Überblick über die Anzahl von Manufakturen in jüdischem Besitz sowie über die Güter, die dort produziert wurden. In einem weiteren Schritt gilt es nachzuvollziehen, ob und inwiefern diese Betriebe und ihre Eigentümer in direktem Bezug zu herrschaftlichen Projekten zu setzen sind, die den Charakter Kleves und Potsdams als Residenzen unterstreichen. Beispielhaft seien hier anhand dreier in Potsdam produzierender Manufakturbesitzer Baumaßnahmen im Parkareal von Sanssouci erläutert.

29 Vgl. dazu u.a. Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abt. Rheinland, Kleve-Mark, Akten, Nr. 3867, 3868, 3989, 3990.

30 Vgl. dazu u.a. Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Rep. 19 Steuerrat Potsdam, Nr. 2956, fol. 21r–24v sowie Nr. 2957, fol. 1r–17v.

Durchsucht man die Ausgaben der überlieferten Schatullrechnungen – aus Gründen der vereinheitlichten Namensschreibweise vorzugsweise die im Internet einzusehende Datenbank<sup>31</sup> – nach bekannten Manufakturbesitzern wie beispielsweise Isaac Levin Joel, Isaak Bernhard oder auch Veitel Ephraim, so fällt auf, dass alle drei Männer jeweils über einen langen Zeitraum hinweg Geschäfte mit dem preußischen König Friedrich II. tätigten. Nur dieser verfügte über die Schatulle, die nicht dem preußischen Staatshaushalt zuzurechnen ist.

Isaac Levin Joel, der seit 1746 eine Manufaktur für Broderieartikel und ab 1758 eine solche für Wachstapeten unterhielt, die bezeichnenderweise im königlichen Lust- und Jagdschloss in Klein-Glienicke eingerichtet wurde<sup>32</sup>, wird zwischen 1763 und 1770 zwölf Mal in den Akten vermerkt<sup>33</sup>. Mindestens die Hälfte der Abrechnungen bezieht sich auf Lieferungen von Tapeten. Diese werden zumeist als *Pecking-* oder *Pequin-*Tapeten bezeichnet, was auf eine im Stil der Chinoiserie gehaltene Musterung zurückzuführen ist, die sich auch im Preußen des 18. Jahrhunderts großer Beliebtheit erfreute<sup>34</sup>. Kleinere Posten betreffen darüber hinaus die Lieferung weiterer Stoffe wie Atlas oder Damast, die gleichfalls für die Wandbespannung benutzt wurden, außerdem von Schirmen. Von spezifischem Interesse sind hier die Rechnungen über die Wandbekleidungen. Abgesehen von einer kleinen, einmaligen Zustellung im Wert von nur drei Reichstalern fielen alle anderen Sendungen in die Jahre 1768 und 1769. Vergleicht man dies mit der Bauzeit des Neuen Palais von 1763 bis 1769 und bezieht den Umstand ein, dass Tapeten erst dann Verwendung finden konnten, wenn ein Bau fertig errichtet worden war, so liegt mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein Zusammenhang vor, zumal die angeführten Stoffe im Palais in mindestens fünf Räumen tatsächlich verarbeitet wurden<sup>35</sup>.

Der Berliner Jude Isaak Bernhard hatte sich bereits über einige Jahre hinweg als Verleger und Kaufmann für Seidenstoffe betätigt und es zu einigem Wohlstand ge-

31 Vgl. [quellen.perspectivia.net/bestaende/spsg-schatullrechnungen/die-schatullrechnungen-friedrichs-des-grossen](http://quellen.perspectivia.net/bestaende/spsg-schatullrechnungen/die-schatullrechnungen-friedrichs-des-grossen) [26.10.2016].

32 Vgl. ARLT, Klaus: Potsdam, in: Jüdisches Brandenburg (wie Anm. 25) S. 271–291, hier S. 272.

33 Vgl. [quellen.perspectivia.net/bestaende/spsg-schatullrechnungen/personen/p1866](http://quellen.perspectivia.net/bestaende/spsg-schatullrechnungen/personen/p1866) [06.10.2016].

34 Eine profunde und reich bebilderte Einsicht in Muster und Arbeiten im Stil der Chinoiserie bietet ein 2010 erschienener Tagungsband des Staatsbetriebs Staatliche Schlösser, Burgen und Gärten Sachsens, der auch zwei Aufsätze von Klaus DORST und Käthe KLAPPENBACH zu chinesischem Kunstwerken in Sanssouci enthält, vgl. China in Schloss und Garten. Chinoise Architekturen und Innenräume, Tagungsband [Symposium „China in Schloss und Garten – chinoise Architekturen und Innenräume vom Barock bis zum Ausgang des archäologischen Klassizismus“ vom 24. bis zum 27. Oktober 2008, Schloss Pillnitz], hg. v. Dirk WEILICH, Dresden 2010.

35 Es handelt sich hierbei um die Rote Damastkammer, das Herrenschlafzimmer, das Damenschlafzimmer und das Schlafzimmer des Prinzen wie auch das der Prinzessin. Vgl. [www.sanssouci-sightseeing.de/frameset/default.asp?MainFrameSrc=/frameset/mainframe.asp&ContentSrc=/potsdam/park\\_sanssouci/neues\\_palais/content.asp&MainSrc=/potsdam/park\\_sanssouci/neues\\_palais/raeume/raeume\\_1.htm](http://www.sanssouci-sightseeing.de/frameset/default.asp?MainFrameSrc=/frameset/mainframe.asp&ContentSrc=/potsdam/park_sanssouci/neues_palais/content.asp&MainSrc=/potsdam/park_sanssouci/neues_palais/raeume/raeume_1.htm) [06.10.2016]. Dies heißt im Umkehrschluss nicht, dass alle Stoffe auch direkt in Potsdamer Manufakturen gefertigt wurden. Zumindest in Teilen stammen die verwendeten Bestände aus den Niederlanden. Vgl. [www.perspectivia.net/publikationen/friedrich300-colloquien/friedrich-kulturtransfer/galerie/evers\\_seidengewebe/abbildung-24/view](http://www.perspectivia.net/publikationen/friedrich300-colloquien/friedrich-kulturtransfer/galerie/evers_seidengewebe/abbildung-24/view) [06.10.2016].

bracht, als er 1749 in Potsdam eine Manufaktur für Seidendamast eröffnete<sup>36</sup>. Sein Name ist in den Schatullrechnungen zwischen 1753 und 1775 zu finden und steht im Zusammenhang mit Auszahlungen für Stoff- und Gewebelieferungen ganz unterschiedlicher Art, die in acht von insgesamt 23 Fällen sogar Summen in niedriger oder mittlerer vierstelliger Höhe umfassen<sup>37</sup>. Die Zuordnung der Quittungen für Isaak Bernhard fällt schwerer als im Fall Joels. Zwar werden Stoffarten aufgeführt, die auch im Neuen Palais gebraucht wurden, doch fehlen Hinweise zur Musterung, was eine Zuordnung auf den ersten Blick verhindert. Jedoch ist auch bei Bernhard eine auffällige Häufung von Bestellungen und Lieferungen für die Jahre 1768 und 1769 zu konstatieren. Nicht weniger als zehn Posten sind für diesen Zeitraum vermerkt.

Veitel Ephraim betätigte sich im Unterschied zu Joel und Bernhard nicht in der Herstellung von Textilien, sondern hatte sich dem Handel mit Edelmetallen verschrieben. Ab 1737 belieferte er die königliche Münze und hatte spätestens ab 1757 als Mitglied eines Zuliefererkonsortiums beträchtlichen Einfluss auf die preußische Finanzpolitik. Die Münzverschlechterung während des Siebenjährigen Krieges und danach erfolgte maßgeblich auch unter seiner Ägide<sup>38</sup>. In den Schatullrechnungen taucht er zwischen 1752 und 1768 mehrfach als Distributor für Edelsteine, Schmuck sowie Tressen auf<sup>39</sup>. Für die Produktion von Tressen besaßen er und seine Erben zwischen 1763 und 1820 das Monopol für große Teile Preußens. Bereits ein Jahr zuvor hatte er damit begonnen im Potsdamer Militärwaisenhaus eine Manufaktur aufzubauen, die sich vor allem auf die Herstellung von Gold- und Silberdrähten spezialisieren sollte<sup>40</sup>. Ephraim ist es auch, der am eindeutigsten zum Ausbau Potsdamer Residenzgebäude beitrug, denn im Juni 1768 erhielt er 1000 Taler für die Bereitstellung von Tressen für die Dekoration der Roten Kammern im Neuen Palais, wie in den Akten schriftlich vermerkt ist. Hier sei noch einmal auf das Jahr 1768 verwiesen, das uns bereits zuvor im Falle der Ausbauten des Neuen Palais begegnete. Dies spricht noch einmal dafür, dass spätestens ab diesem Jahr der Innenausbau der Räumlichkeiten aktiv vorangetrieben wurde. Dass Ephraim im Juli 1768 ein weiteres Mal 1516 Taler für eine ungewisse Menge Tressen erhielt, die das Mobiliar verzieren sollten, steht mit hoher Wahrscheinlichkeit ebenfalls im Zusammenhang mit Arbeiten in der Schlossanlage.

Es sind solcherlei Verweise in den Quellen, die wiederholt zu belegen vermögen, dass jüdisches Wirtschaftsleben in Residenzstädten nicht nur anzutreffen war, sondern diese auch direkt und in hohem Maße städtebaulich prägte.

36 Vgl. ARLT, Potsdam (wie Anm. 32) S. 272f. Siehe weiterhin HINTZE, Seidenindustrie (wie Anm. 27) S. 127.

37 Vgl. [quellen.perspectivia.net/bestaende/spsg-schatullrechnungen/personen/p1476](http://quellen.perspectivia.net/bestaende/spsg-schatullrechnungen/personen/p1476) [06.10.2016].

38 Vgl. LINDEN, Harry B. van der: Veitel Heine Ephraim. Hofjude Friedrichs II., Berlin 2013, S. 11f. wie auch BRUER, Geschichte (wie Anm. 3) S. 86–88.

39 Vgl. [quellen.perspectivia.net/bestaende/spsg-schatullrechnungen/personen/p401](http://quellen.perspectivia.net/bestaende/spsg-schatullrechnungen/personen/p401) [06.10.2016].

40 Vgl. SCHNEE, Heinrich: Die Hoffinanz und der moderne Staat. Geschichte und System der Hofaktoren an deutschen Fürstenhöfen im Zeitalter des Absolutismus, Bd. 1: Die Institution des Hoffaktorentums in Brandenburg-Preußen, Berlin 1953, S. 148f.

# **Herrscherbild im Widerstreit. Die Place Louis XV in Paris: ein Königsplatz im Zeitalter der Aufklärung**

YVONNE RICKERT\*

Die Studie untersucht das Herrscherbild Ludwigs XV. am Beispiel der Pariser Place Louis XV, der heutigen Place de la Concorde. Eingehend betrachtet werden die Entstehung, die Bedeutung und die Rezeption dieses Königsplatzes, in dessen Zentrum die kolossale Reiterstatue des Souveräns errichtet wurde (Abb. 1 und 2). Es erweist sich, dass um die Mitte des 18. Jahrhunderts divergierende Vorstellungen bestanden, wie eine Place royale zu gestalten sei. Von den Zeitgenossen wurde ebenfalls diskutiert, welche Aussagen ein solches Ensemble den Betrachtern vermitteln sollte. Wie weit der Wunsch höfischer und außerhöfischer Kreise erfüllt wurde, zur Entwicklung des Herrscherbildes einen Beitrag zu leisten, wird genauer untersucht. Schließlich kann eine rezeptionsgeschichtliche Analyse Aufschluss darüber geben, wie die verwirklichte Anlage bis zum Vorabend der Revolution wahrgenommen, verstanden und beurteilt wurde.

## **Places royales**

Angelegt in den wichtigsten Metropolen Frankreichs und geprägt durch das Zusammenwirken von Platzform, Randbebauung und Königsmonument, waren die Places royales ein wirksames Mittel der visuellen Darstellung des Königs. In den Stadtraum eingeschrieben, waren sie nicht nur den eigenen Untertanen, sondern auch zahlreichen Besuchern, Handeltreibenden und Diplomaten zugänglich. Neben Paris wurden in Bordeaux, Nancy, Reims, Rennes und Valenciennes Königsplätze mit Personendenkmälern Ludwigs XV. errichtet. Diese anderenorts geplanten und erbauten Places royales werden in der Studie allerdings nur so weit vergleichend herangezogen, als sich dies für die Argumentation als sinnvoll erweist.

## **Die Pariser Place Louis XV**

Auf der Pariser Place Louis XV wurde der Monarch als siegreicher Friedensfürst und Pater patriae dargestellt. Die Offenheit der Anlage, deren Begrünung und die Vernetzung mit der Umgebung mittels ausstrahlender Achsen sind Charakteristika des Platzes, die sich den damaligen Zielen des Embellissement zuordnen lassen. Das Ensemble konnte zum Ausweis fortschrittlicher Ideen und Ansichten werden, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei der Stadtgestaltung immer stärker zum Tragen kamen. Die vorliegende Studie lotet aus, inwiefern eine kunstinteressierte gebildete Öffentlichkeit durch ihre Debatten um die Art und Weise, wie eine Place royale zu gestalten sei, Aspekte des endgültigen innovativen Erscheinungsbildes der

\* Dr. des. Yvonne Rickert M.A., Reims, E-Mail: Yvonne\_Rickert@web.de. – Die hier vorgestellte Dissertation, die von Frau Prof. Dr. Katharina Krause, Philipps-Universität Marburg, betreut wurde, wird im Frühjahr 2017 unter folgendem Titel erscheinen: RICKERT, Yvonne: Herrscherbild im Widerstreit. Die Place Louis XV in Paris: ein Königsplatz im Zeitalter der Aufklärung, Georg Olms Verlag, Hildesheim 2017.

Pariser Place Louis XV anregte. Unter den vielfältigen Vorschlägen, die unterbreitet wurden, sind unterschiedliche Herrscherbilder auszumachen, die an den König herantgetragen wurden. Dennoch ist das friedliche Herrscherbild, welches schließlich auf dem erbauten Platz vermittelt wurde, Ausdruck des Selbstverständnisses Ludwigs XV. Die einzelnen Etappen der Entstehung von Platz und Statue bedurften seiner ausdrücklichen Zustimmung. Aufgrund seines Bestrebens, Frieden und Wohlergehen für sein Volk und die europäischen Nachbarstaaten zu gewährleisten, optierte er für eine solche Darstellung. In Absetzung zu den Places royales Ludwigs XIV. vermittelt der Platz nicht das Bild eines triumphalen Siegers. Das mag erklären, warum sich die Untertanen mit der Repräsentation Ludwigs XV. nicht immer zufrieden gaben. Teile der Gesellschaft forderten mittels schriftlicher und bildlicher Einwände eine Inszenierung ihres Königs, die stärker Triumph und Sieg hervorheben sollte. Damit ist einer der ausschlaggebenden Gründe für die aufkommende Kritik der Franzosen an dem Platz und seinem Denkmal benannt.

### **Forschungsstand**

Aufgrund der bereits geleisteten minutiösen Aufarbeitung der komplexen und langwierigen Planungs- und Baugeschichte des Platzensembles, die vor allem Solange Granet und Richard L. Cleary zu verdanken ist, kann sich die Untersuchung in dieser Hinsicht darauf beschränken, das Bekannte zu rekapitulieren und hier und dort, dem neuesten Kenntnisstand entsprechend, zu ergänzen, zu präzisieren oder zu korrigieren<sup>1</sup>. Vor allem Alphonse Roserot, Lise Duclaux und Solange Granet haben die Genese der Statue eingehend erläutert<sup>2</sup>. Im Anhang dieser Arbeit wird der Vertrag über die Anfertigung

1 Vgl. FELS, Edmond de: Ange-Jacques Gabriel, premier architecte du roi, d'après de documents inédits, Paris 1924, S. 62–92; GRANET, Solange: Les origines de la place de la Concorde, in: Gazette des Beaux-Arts 53 (1959) S. 153–165; DIES.: Le livre de vérité de la place Louis XV, in: Bulletin de la Société de l'Histoire de l'Art Français (1961) S. 107–113; DIES.: La Place Louis XV. Recueil de différents projets et plans proposés pour la construction d'une place publique destinée à la statue équestre du Roi, in: La Vie Urbaine 3 (1962) S. 161–218; DIES.: Evolution de la pensée de Gabriel pour l'élaboration du plan de la place Louis XV, in: Gazette des Beaux-Arts 59 (1962) S. 233–240; DIES.: Images de Paris. La Place de la Concorde, Paris 1963; TADGELL, Christopher: Ange-Jacques Gabriel, London 1978; DUCROS, Jean: La place de Louis XV, in: Les Gabriel, hg. von Michel GALLET und Yves BOTTINEAU, Paris 1982, S. 254–277; De la Place Louis XV à la Place de la Concorde, Ausstellungskatalog Paris, Musée Carnavalet, 1982, hg. von Jean-Marie BRUSON u.a., Paris 1982; GARMS, Jörg: La Place Louis XV: Histoire d'un projet, in: Les traversées de Paris, Ausstellungskatalog Paris, La grande arche de La Défense, 1989, hg. von Pierre PINON, Paris 1989, S. 135–142. Richard Louis Cleary hat einen umfassenden Überblick über die Places royales erarbeitet, die im Ancien Régime errichtet wurden, vgl. CLEARY, Richard Louis: The Place Royale and Urban Design in the Ancien Régime, Cambridge 1999. Die Platzgenese und Informationen zum Hôtel de la Marine resümierend: L'Hôtel de la Marine, hg. von Alexandre GADY, Fotos von François POCHE, Paris 2011.

2 Vgl. ROSEROT, Alphonse: La Statue équestre de Louis XV par Edme Bouchardon, in: Gazette des Beaux-Arts 17 (1897) S. 195–213 (Tl. 1); 17,2 (1897) S. 377–390 (Tl. 2); 18 (1897) S. 159–170 (Tl. 3); DERS.: Edme Bouchardon, Paris 1910; GRANET, Images, (wie Anm. 1); La statue équestre de Louis XV. Dessins de Bouchardon, sculpture du roi, Ausstellungskatalog Paris, Musée du Louvre, 1973, hg. von Lise DUCLAUX, Paris 1972; Edme Bouchardon, Sculpteur du Roi, 1698–1762, Ausstellungskatalog Chaumont, Archives départementales de la Haute-Marne, 1962, hg. von Odile COLIN, Chaumont 1962 ist für die Interpretation des Denkmals wenig aufschlussreich. Kürzlich

der Königsstatue, der 1749 zwischen der Stadt Paris und dem Bildhauer Edme Bouchardon geschlossen wurde, erstmals in Gänze transkribiert wiedergegeben: Das bereits in der Forschung in Teilen publizierte Dokument belegt, dass von Beginn des Projektes an der König nicht als Eroberer, sondern als Friedensbringer dargestellt werden sollte<sup>3</sup>. Weitere im Musée d'art et d'histoire de Chaumont eingesehene Quellen aus dem Nachlass Bouchardons können helfen, die Umstände der Entstehung des Reitermonuments genauer zu rekonstruieren.

Gerold Weber hat in seiner allerdings unveröffentlicht gebliebenen Dissertation über Edme Bouchardon zahlreiche Werke des Künstlers in den Blick genommen; das Reiterdenkmal Ludwigs XV. untersucht er jedoch nicht ausführlich<sup>4</sup>. Er hat die bisher ungenaue und widersprüchliche stilistische Einordnung von Bouchardons Œuvre zwischen Rokoko und Klassizismus präzisiert. Weber versteht Bouchardons Werk als Fortsetzung einer ausgeprägten klassizistischen Tendenz der französischen Bildhauerei, die bei ihm zu einem Höhepunkt gelangte. Seine Kunst ist geprägt von barocken Vorbildern, nimmt aber ebenso klassizistische Aspekte vorweg, wie sie um 1800 voll ausgebildet sein sollten<sup>5</sup>. Dieser differenzierten Einschätzung des Künstlers, der am Übergang zweier vorherrschender Stilepochen stand, ist zuzustimmen. Bouchardons Arbeiten zeigen zudem, dass neben der barocken Kunst vornehmlich antike Vorbilder und das Studium der Natur zu seinen Bezugspunkten gehören<sup>6</sup>.

Meine Studie nimmt allerdings weniger stilgeschichtliche Fragestellungen in den Blick als vielmehr die kunstpolitischen und rezeptionsgeschichtlichen Aspekte der Place Louis XV. Dabei kann auf Untersuchungen zurückgegriffen werden, die bereits in diese Richtung gehen und die sich für den politischen Gehalt der Anlage und, vereinzelt, auch für deren Rezeption interessieren<sup>7</sup>. In Fortsetzung dieser Forschungs-

erschienen ist der Ausstellungskatalog Edme Bouchardon (1698–1762), *une idée du beau*, Ausstellungskatalog Paris, Musée du Louvre, 2016, Los Angeles, J. Paul Getty Museum, 2017, hg. von Anne-Lise DESMAS, Édouard KOPP, Guilhem SCHERF und Juliette TREY, Paris 2016. Die in meiner Arbeit untersuchten kunstpolitischen und rezeptionsgeschichtlichen Aspekte des Pariser Ensembles werden darin kaum behandelt. Eine Dissertation zu den Zeichnungen Edme Bouchardons wird 2017 erscheinen: Édouard KOPP, *The Learned Draftsman, Edme Bouchardon*, Los Angeles 2017.

3 Paris, Archives Nationales, H<sup>2</sup> 2163. Vgl. GRANET, *Images*, (wie Anm. 1) S. 44f.; CLEARY, *Place* (wie Anm. 1) S. 241f.

4 Vgl. WEBER, Gerold: *Edme Bouchardon. Studien zu seiner Stellung in der französischen Plastik des 18. Jahrhunderts*, unveröffentlichte Dissertation Wien 1965, S. 106–110 und 233–236. Weber merkt auf S. 233 an, dass er aufgrund der Publikationen von Roserot die Reiterstatue nicht ausführlich thematisiere.

5 Vgl. WEBER, *Bouchardon* (wie Anm. 4) S. 6f. und 172–178.

6 Vgl. RABREAU, Daniel: *Le cheval de la Paix ou la monture du Bien Aimé. Propos sur le chef-d'oeuvre animalier d'Edme Bouchardon*, in: *Les écuries royales du XVI<sup>e</sup> au XVIII<sup>e</sup> siècle*, hg. von Daniel ROCHE und Daniel REYTIER, Versailles 1998, S. 287–301, hier S. 301. Er hebt die Antike und die Natur als Bezugspunkte Bouchardons hervor, ähnlich argumentiert SCHERF, Guilhem: *Bouchardon et „l'idée sublime qu'il s'était faite du beau“*, in: *Edme Bouchardon (1698–1762), une idée du beau* (wie Anm.2) S. 12–23, hier S. 19.

7 Vgl. ROSEROT, *Statue* (wie Anm. 2) Tl. 3, S. 159–163; ROSEROT, *Bouchardon* (wie Anm. 2) S. 124–127; RABREAU, Daniel: *La statue équestre de Louis XV d'Edme Bouchardon*, in: *L'information d'Histoire de l'Art 2* (1974) S. 89–97; MERRICK, Jeffrey: *Politics on Pedestals. Royal Monuments in Eighteenth-Century France*, in: *French History 5* (1991) S. 234–264; ROMBOUTS, Stephen: *Art as*

leistungen soll die Studie zum besseren Verständnis der Herausbildung des auf der Place Louis XV vermittelten friedlichen Herrscherbildes und des Verhältnisses von königlichem Entscheidungsmonopol und erstarkender öffentlicher Meinung beitragen. Zum einen wird erklärt, warum die französischen Untertanen die friedliche Darstellung ihres Königs zum Teil weniger positiv aufnahmen als ausländische Betrachter. Zum anderen wird gezeigt, dass die neuartige Herrscherikonographie Ludwigs XV. als Willensäußerung des Königs zu verstehen war. Die friedvolle Inszenierung war gerade das Produkt langjähriger obrigkeitlicher Bemühungen: Sie lief dem Wunsch von Teilen der Gesellschaft nach einem politisch-militärisch potenten, siegreichen und triumphierenden König entgegen. Es erweist sich, dass einige der nicht verwirklichten Entwürfe für die Place Louis XV und der dazugehörigen Monumente den König nicht als Friedensfürsten darstellten, sondern ein martialischeres Herrscherbild einforderten, als Ludwig XV. von sich zu zeigen bereit war. Diese These erfolgt in Absetzung zu der Annahme Andreas Köstlers, die städtischen Führungseliten und das Volk hätten ein friedliches Bild des Königs eingefordert, wie es sich auf den Places royales im 18. Jahrhundert zunehmend gezeigt habe<sup>8</sup>. Angemerkt sei, dass Köstler nur Beispiele aus den französischen Provinzstädten, nicht aber die Pariser Place Louis XV behandelt – wohl weil er sie aufgrund ihrer einseitigen nördlichen Randbebauung als Ausnahmeerscheinung versteht<sup>9</sup>. Nicht verwirklichte Entwürfe für den Platz und das Monument in Paris werden in dieser Studie als vollwertige Quellen berücksichtigt: Sie geben ein umfassenderes Bild der entwickelten Optionen, die dem König und der Kunstadministration angeboten wurden. Die Quellenlage ist ausgesprochen gut, denn es liegen drei Veröffentlichungen vor, welche den Großteil der eingereichten Pläne zugänglich machen<sup>10</sup>.

### **Vorgehen**

Nach der Darstellung der komplexen Planungs- und Erbauungsphasen der Platzanlage werden städtische Ensembles, die möglicherweise eine Vorbildfunktion eingenommen haben, erläutert. Anschließend wird eine Einschätzung und Bewertung der Pariser Anlage im Hinblick auf ihre Originalität und ihre politische Bedeutung vorgenommen. Ein Teil der unverwirklichten Entwürfe für den Platz und die Statue kann Aufschluss über diejenigen Herrscherbilder geben, die der offiziellen Repräsentation entgegenstanden, aber von Teilen der Untertanen gewünscht wurden. Eine Untersuchung der um die zu gestaltende Place royale geführten Debatten erhellt, in welchem Umfang

Propaganda in Eighteenth-Century France. The Paradox of Edme Bouchardon's Louis XV, in: *Eighteenth-Century Studies* 27,2 (1993) S. 255–282; RABREAU, Cheval (wie Anm. 6); MCCLELLAN, Andrew: The life and death of a royal monument: Bouchardon's Louis XV, in: *The Oxford Journal* (2000) S. 3–27; CHASTEL-ROUSSEAU, Charlotte: Promenades d'Anglais sur la place Louis XV ou les aperçus critiques d'un mode d'embellissement à la française, in: *Dix-huitième siècle* 32 (2000) S. 521–535.

8 Vgl. KÖSTLER, Andreas: *Place Royale. Metamorphosen einer kritischen Form des Absolutismus*, München 2003, Kap.7, bes. S. 192, 200 und 223.

9 Vgl. ebd., S. 184.

10 Vgl. Patte, Pierre: *Monumens érigés en France à la gloire de Louis XV, Paris 1765*; GRANET, *Recueil* (wie Anm. 1); *Recueil Marigny. Projets pour la place de la Concorde 1753*, hg. von Jörg GARMS, Paris 2002.

bestimmte Zirkel an dem zu entwickelnden Königsbild mitwirken wollten. Inwieweit sich die interessierte Öffentlichkeit mit der auf dem Platz gezeigten Darstellung des Monarchen auseinandersetzte und diese beurteilte, lässt sich schließlich anhand der Rezeptionsgeschichte des Platzes ablesen.

### **Ergebnisse**

Die Pariser Place Louis XV vermittelte ein Herrscherbild, welches das in- und ausländische Publikum nicht immer zufrieden stellte. Diese Feststellung mag erstaunen, vergegenwärtigt man sich die Art der Darstellung, die der Monarch gewählt hatte: Ludwig XV. ist auf der Pariser Place royale als siegreicher Friedensfürst verewigt worden. Doch erntete er dafür neben lobenden Worten auch negative Kritik. Es lässt sich eine Diskrepanz zwischen dem offiziell verbreiteten Herrscherbild und den Wünschen der Betrachter feststellen. In der Arbeit wird den komplexen Verschränkungen zwischen dem kunstpolitischen Selbstbildnis des Königs und den teilweise konträren Forderungen, die einige seiner Untertanen mit einer solchen Selbstinszenierung ihres Königs verbanden, nachgegangen.

Die Zeitspanne zwischen den ersten Planungen für das Platz- und Skulpturenensemble und dessen weitgehender Fertigstellung – die Jahre zwischen dem Aachener und dem Pariser Frieden 1748 und 1763 – erweist sich als eine Phase, in der sich das Verhältnis zwischen Obrigkeit und Öffentlichkeit veränderte: Die Debatten um die Place Louis XV sind Gradmesser eines sich manchmal schleichend, manchmal in Schüben einstellenden neuen Austarierens des im Ancien Régime stets labilen gesellschaftlichen Kräfteverhältnisses. Einerseits lässt sich die Monarchie ihre Prärogative nicht streitig machen, und Ludwig XV. schützt sich gegen jeden zu weit gehenden Eingriff in sein Entscheidungsmonopol. Dabei ist es aber gerade der König, der ein gegenüber der Epoche Ludwigs XIV. gewandeltes, zeitgemäßes Bild von sich als Friedenswahrer entwickeln will. Andererseits stellt sich um die Mitte des Jahrhunderts eine Debattenkultur ein, die in ihrer Breite neuartig gegenüber dem vorausgehenden Jahrhundert ist und die bisher unbekannt Partizipationsmöglichkeiten an öffentlichen Kunstvorhaben eröffnet. Allerdings vertreten gerade diejenigen Teile der Gesellschaft, die sich an den öffentlich geführten Debatten beteiligen, manchmal rückwärtsgewandtere Ideen als die Monarchie. Die Arbeit versucht dieser paradoxen Gesprächskultur nachzugehen, die schließlich zur Realisierung eines großartigen städtischen Ensembles beitrug: der Place Louis XV, die einen gestalterisch überzeugenden Kompromiss darstellt zwischen etablierten, längst eingeführten Stilelementen und erstmals umgesetzten Innovationen.

Nicht Stilbruch, sondern überlegte Adaptation und Abwandlung der herkömmlichen Königsplatzarchitektur und des klassizistischen Vokabulars wurden angestrebt: Die Kunst der Epoche Ludwigs XIV. blieb maß- und vorbildgebend. Jedoch wurden deren Anlagen zur klaren und ruhigen Form immer stärker ausgebaut und umgesetzt. Das zeigt sich nicht zuletzt an der Reiterstatue Edme Bouchardons, der die Orientierung an der Antike und das Studium der Natur in neuer Weise vereinte. Bouchardon passte das Personenmonument meisterhaft an die Selbstvorstellung Ludwigs XV. an, indem er ihn als siegreichen Friedensfürsten zeigte. Er stellte ihn zwar mit Kommandostab in Feldherrenkleidung dar und schmückte den Sockel mit einem Triumphrelief,

betonte jedoch die Inszenierung als Friedensfürst durch die am Sockel stehenden Tugenden, besonders die der Friedensliebe, und durch ein Friedensrelief, das das Ende des Österreichischen Erbfolgekrieges 1748 feierte.

Bei der Gestaltung des Platzgevierts findet sich ebenfalls dieser kreative Umgang mit der Tradition. Ange-Jacques Gabriel hat bei der Planung der beiden Gebäude am Nordrand der Place Louis XV auf den seit dem 17. Jahrhundert typischen Fassadenaufriß von Places royales zurückgegriffen: ein Sockelgeschoss mit Arkaden und zwei durch Kolossalsäulen oder -pilaster verbundene Obergeschosse. Die Fassaden der Gebäude waren zudem von der Ostfassade des Louvre inspiriert und konnten damit als eine Reverenz an den ‚grand goût‘ des Zeitalters Ludwigs XIV. gelten. Dennoch hat der erste königliche Architekt diese etablierten Motive abgewandelt, um ihnen eine noch größere majestätische Ruhe und Ausgewogenheit zu geben: Die Doppelsäulen der Ostfassade des Louvre wurden zu Einzelsäulen reduziert, die in ruhiger Parataxe nebeneinander stehen, symmetrisch eingefasst von zwei giebelbekrönten Risaliten.

Auch die Freifläche der Pariser Place Louis XV zeichnet sich durch eine eigenwillige Zusammenführung unterschiedlicher Gestaltungsmomente aus, die bereits vorher, allerdings unabhängig voneinander, an anderen Ensembles auszumachen waren. Dazu zählen insbesondere die offene Anlage des Platzes mit seiner einseitigen Bebauung, die Lage am damaligen Stadtrand, die angestrebte Verzahnung mit der Umgebung und die Einbeziehung von Grünflächen. An Platz- und Gartenanlagen von Bordeaux über Montpellier bis Nîmes waren solche Gestaltungselemente bereits durchgespielt worden. Nun wurden sie aber – im Lichte der regen Debatten um das Embellissement von Paris – auf der Place Louis XV in der Hauptstadt erstmals konsequent zusammengeführt und umgesetzt.

Das Zusammenwirken dieser unterschiedlichen Aspekte, die das Platzensemble prägten, vermittelte dem Betrachter das Bild eines Königs, der sich – von seinen am Sockel des Monuments dargestellten Tugenden gestützt – als ein den Frieden suchender Herrscher verstand, der den Untertanen wohlgesonnen und fortschrittlichen Ideen zugeneigt war. Damit bildete die Platzanlage eine originelle Etappe einer langen Entwicklung, die allerdings mit der Französischen Revolution einen markanten Einschnitt erfahren sollte.

Die für Frankreich 1748 angeblich unvorteilhaft abgeschlossenen Friedensverhandlungen am Ende des Österreichischen Erbfolgekriegs erzeugten eine negative Stimmungslage im Volk. Diese Situation führte bei Teilen der Untertanen zur Kritik an dem Regierungsstil Ludwigs XV. und zu dem Wunsch nach einem siegreicheren und durchsetzungsfähigeren Herrscher. Es bedeutete in dieser Situation ein mutiges Wagnis für den König und die Kunstadministration, 1748 und 1753 groß angelegte Wettbewerbe um die Platzgestaltung auszuloben. Die Durchführung solcher Wettbewerbe für den Bau eines königlichen Großvorhabens war an sich nicht neu: Um die Gestaltung des Louvre war Mitte der 1660er Jahre auf Initiative von Jean-Baptiste Colbert, dem Surintendant des Bâtiments Ludwigs XIV., bereits eine Konkurrenz ausgeschrieben worden. Allerdings kamen bei den beiden Wettbewerben um die Place Louis XV und in deren zeitlichem Umkreis derart viele Vorschläge zusammen, dass sie als Ausweis eines gesteigerten Partizipationswillens von Seiten einer stetig anwachsenden, kunstpolitisch interessierten Öffentlichkeit gewertet werden müssen.

Parallel zu der langwierigen Planung und Erbauung des Platzes wurden rege Debatten um das Embellissement der Stadt Paris geführt und zudem mehrere theoretische Erörterungen bezüglich der idealen Gestaltung eines Königsplatzes publiziert. Dabei wurden Vorschläge unterbreitet, die auf dem verwirklichten Platz eine Umsetzung fanden, aber nur – so lässt sich zeigen – soweit sie mit den Vorstellungen des Königs und seiner Kunstadministratoren konform gingen. Die Entscheidungsträger verschlossen sich keineswegs den vorgetragenen Empfehlungen: Ludwig XV. scheint ein aufrichtiges Interesse an Architektur gehabt zu haben (nicht anders als sein Urgroßvater), und Abel-François Poisson de Vandières, Marquis de Marigny et de Menars, der Directeur général des Bâtiments du Roi, besaß ein kritisches Urteilsvermögen in städtebaulichen Fragen. Doch blieben die herkömmlichen autoritären Entscheidungsstrukturen bestehen: Die Initiative, sich als ein Fürst zu zeigen, der zwar den Waffengang nicht scheute, aber auf die Herbeiführung und den Erhalt des Friedens zum Wohl seiner Untertanen und der Nachbarvölker hinarbeitete, ging auf Ludwig XV. zurück. An diesem Bild hat der Monarch seit 1748 unnachgiebig festgehalten – auch gegen bestimmte Interessensgruppen, die ihm eine traditionellere Form der Selbstdarstellung vorschlugen. Denn einige der eingereichten Projekte für den Königsplatz sahen eine Kombination aus Architektur und Denkmal vor, die den Souverän deutlich als Triumphator nach siegreicher militärischer Kampagne in Szene setzte. Dabei ging man weit über die später am Denkmal zu findenden martialischen Aspekte hinaus.

Will man an einem kunstpolitischen Ensemble, wie einer Place royale, den Grad des Einvernehmens ablesen, der zwischen der Monarchie und ihren Untertanen herrschte, dann genügt es nicht, sich auf eine Bau- und Nutzungsgeschichte zu beschränken. Eine rezeptionsgeschichtliche Betrachtung der Place Louis XV muss hinzukommen, wie sie in dieser Arbeit vorgenommen wird: Sie kann Aufschluss über die lebhaften Debatten geben, die um den erbauten Platz geführt wurden. Zahlreiche bildliche und schriftliche Quellen, die hier umfassend zusammengestellt, neu bewertet und zum Teil erstmals veröffentlicht werden, zeugen von der Breite der Auseinandersetzungen, die damals um das Ensemble entbrannten: Dazu gehören vor allem Graphiken, Gedichte und Liedtexte, aber auch mehrere von der Forschung bisher unbeachtete ausländische Reiseberichte aus der Zeit zwischen 1763 und 1793. Der Aussagegehalt dieses heterogenen Quellencorpus reicht von der nüchtern-neutralen Bestanderfassung und -beschreibung über eine mal mehr, mal weniger explizite Kritik und Spöttelei bis hin zur Lobpreisung und Verteidigung des Königs und seiner Bauabsichten. Letztere Gattung ist hier durch die bisher unbekannte Schrift von Pierre Alexandre Helle vertreten<sup>11</sup>.

Eine gründliche rezeptionsgeschichtliche Analyse zeigt zum einen, inwieweit die Untertanen und Ausländer durch Meinungsbeeinflussung zu einer für die Krone positiven Sichtweise der politisch-militärischen Ereignisse gedrängt werden sollten. Doch werden zum anderen auch schnell die Grenzen solcher Kampagnen offenbar. Das zeigt etwa die Untersuchung der Reaktionen auf die Einweihungs- und Friedensfeier des Jahres 1763. Besonders das französische Publikum äußerte seine Unzufrie-

11 Paris, Bibliothèque de l'Arsenal, Ms. 7403, Reponse aux Critiques faites Sur la Statüe Equestre, érigée à Sa Majesté, devant le Château des Thuilleries.

denheit mit dem friedlichen Image des Königs und unterstellte ihrem Souverän militärisch-diplomatische Schwäche. Es ist allerdings festzustellen, dass die inländische Kritik oftmals nur in indirekter Weise geäußert wurde – aus Angst vor Restriktionen durch die Zensurbeauftragten oder vor sonstigen polizeilichen Repressalien. Eine ausführliche Analyse der Argumentationsweise von Pierre Patte in seinem 1765 vorgelegten Recueil ‚Monumens‘ zu einem Teil der Platzplanungen kann die Strategien einer solchen sich geschickt tarnenden Kritik am König offenlegen und den gesamten Prunkband dadurch neu bewerten: Bei aller Lobpreisung seiner Großtaten wird Ludwig XV. dennoch durch den Vergleich mit anderen Monarchen herabgesetzt, eine Taktik, auf die bereits Voltaire zurückgegriffen hatte<sup>12</sup>. Zudem misst Patte in seinem eigenen Platzprojekt dem Parlamentsgebäude dasselbe Gewicht bei wie dem Louvre, als dessen Pendant es auf der gegenüberliegenden Seite der Seine geplant wird.

Die Ausländer konnten sich indessen eine offenere Kritik an der Place Louis XV erlauben: Die Unmutsbekundungen an bestimmten ästhetisch-formalen Besonderheiten des Ensembles waren dabei meist Anlass für eine allgemeinere Kritik am Regierungsstil Ludwigs XV. Die vorgeblich nicht ausreichend triumphale Darstellung des Königs, die von den Franzosen oft moniert wurde, störte sie verständlicherweise wenig.

Sicher lassen sich die vielschichtigen Bewertungen, die im In- und Ausland bezüglich des auf der Place Louis XV vermittelten Königsbildes geäußert wurden, nicht auf zwei sich konträr gegenüberstehende Rezeptionshaltungen reduzieren: hier latent, aber beständig geäußerte Unzufriedenheit am Friedensbringer, dort gleichgültiges Wohlwollen gegenüber dem friedliebenden, am Erhalt des Mächtegleichgewichts in Europa interessierten Monarchen. Doch kann eine solche, etwas schablonenhafte Gegenüberstellung helfen, das Paradoxe an der Kommunikationssituation besser zu erhellen, das sich zwischen der monarchischen Staatsspitze und den Untertanen einstellte: Der König und die von ihm abhängigen Leiter der Bau- und Kunstadministration setzten ein Königsbild durch, das im Inland zum Teil auf Vorbehalte, wenn nicht gar Ablehnung, stieß, im Ausland aber zu keinen signifikanten diplomatischen Verwicklungen oder Skandalen führte. Eine solche weitgehend positive Aufnahme außerhalb Frankreichs bedeutete einen Fortschritt, vor allem wenn man bedenkt, zu welchen außenpolitischen Spannungen die für Ludwig XIV. realisierte Place des Victoires Ende des 17. Jahrhunderts geführt hatte<sup>13</sup>.

Es lässt sich ein Auseinanderdriften zwischen einer erstarkenden öffentlichen Meinung und dem an traditionellen Durchsetzungsmechanismen festhaltenden König konstatieren. Wie die Rezeptionsgeschichte der Place Louis XV und der Feierlichkeiten von 1763 zeigt, vermeinte die Monarchie Mitte des Jahrhunderts noch, über die öffentliche Meinung hinweg (die sie im Übrigen durchaus tolerierte) ein bestimmtes Königsbild durchsetzen zu können. Tatsächlich war auf die herkömmlichen Lenkungs- und Unterdrückungsmechanismen noch weitgehend Verlass. Doch verkannte die Staatsspitze dabei offenbar, in welchem Maße bereits der Machterhalt des Königs

12 Vgl. Patte, Monumens (wie Anm. 10).

13 Vgl. ZIEGLER, Hendrik: Der Sonnenkönig und seine Feinde: die Bildpropaganda Ludwigs XIV. in der Kritik. Mit einem Vorwort von Martin WARNKE, Petersberg 2010, S. 103–116 (die franz. Übersetzung Saint-Denis 2013 erschienen).

beständig einem Plebiszit unterworfen war. Eine offensive, das königliche Handeln begründende Meinungsbeeinflussung wurde nicht als nötig empfunden: Ludwig XV. meinte, nach Einholung unterschiedlicher Vorschläge, wie sie im Rahmen der beiden Wettbewerbe um den Pariser Königsplatz zusammengekommen waren, seine Entscheidungen oktroyieren und unliebsame Stimmen überhören zu können. Die Tatsache, dass Ludwig XV. auf dem ihm zugeeigneten Platz in der Hauptstadt seines Landes ein humaneres Herrscherbild durchsetzte, das im Ausland keine negativen Reaktionen auslöste, gereichte ihm dabei nicht immer zum Vorteil. Die Monarchie zeigte sich reformfähig, allerdings losgelöst von den Erwartungen, die Teile der Bevölkerung artikulierten – eine Konstellation, die sich mit steigender Dramatik unter der Herrschaft Ludwigs XVI. fortsetzen sollte. Die Place Louis XV in Paris, die heutige Place de la Concorde, ist das anschauliche Produkt eines beständigen Spannungsverhältnisses zwischen der französischen Monarchie und ihren Untertanen, dessen tragischer Ausgang dem Platzgeviert für immer eingeschrieben bleibt.

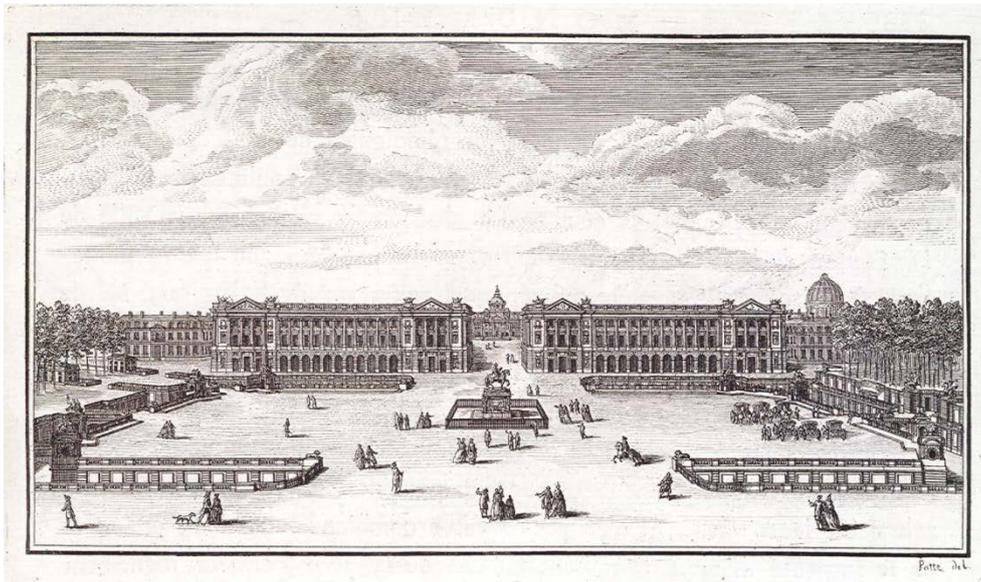


Abb. 1: Pierre Patte, Ansicht der Pariser Place Louis XV, Radierung, 10 x 18 cm, aus: Patte, Monumens (wie Anm. 10) S. 119

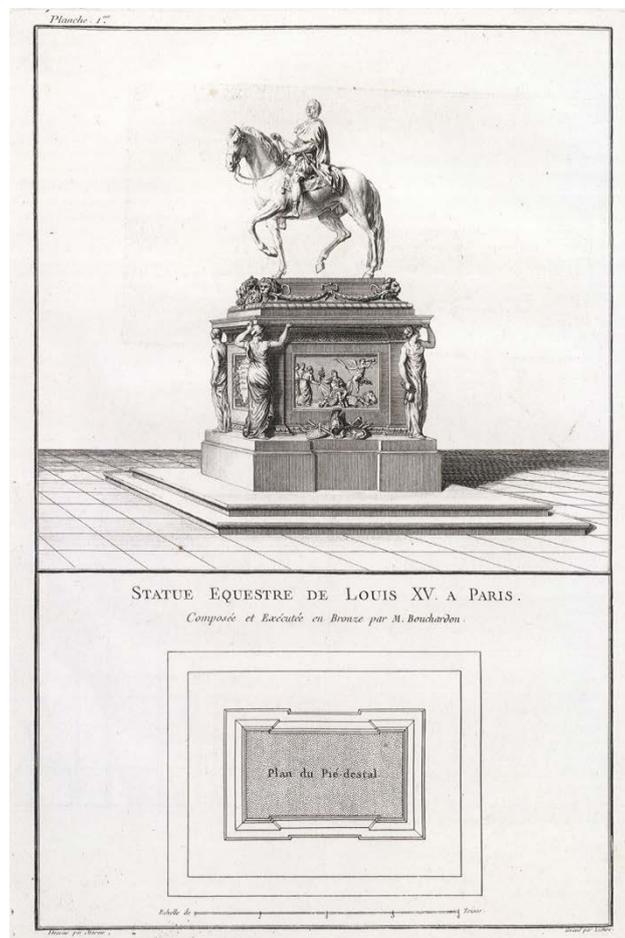


Abb. 2: Noël Lemire nach Martin Marvie, Reiterstandbild Ludwigs XV. auf der Pariser Place Louis XV, Radierung, 36 x 23 cm, aus: Patte, Monumens (wie Anm. 10) Pl. I

# **Überwindung und Aneignung Residenzstädte und höfisches Erbe nach dem Ende der Monarchie in Deutschland**

ANDRE ROMPF\*

## **Grundlegende Thesen und zwei Fragestellungen**

Die deutsche Residenzstadt stellte seit ihrer Entstehung im Spätmittelalter bis zu ihrem formalen Ende 1918 einen städtischen Sondertypus dar. Die Residenzstadt war in besonderem Maße ein Ort verschränkter physischer und sozialer Räume, ihrer materiellen und räumlichen Projektionen und den daraus erwachsenen Kommunikationsprozessen.

1. Das Vokabular zur inner- und außerhöfischen Kommunikation bildete einerseits ein materielles und situatives Zeichensystem, das in der Frühen Neuzeit ausgebildet worden war und, trotz semantischer Verschiebungen, bis zuletzt auf dieselben Narrative von Legitimation, Hierarchie und Distinktion rekurrierte.

Es stellt sich die Frage, wie die im Kontext dieser Kommunikation gebrauchten ‚Materialien‘ wahrgenommen, behandelt und verhandelt wurden, nachdem ihr sinnstiftender Bezugsrahmen des ‚Höfischen‘ nach 1918 entfallen war.

2. Die Residenzstadt war nicht nur Projektion dynamischer Machtverhältnisse, sondern sie ist als räumliches Gefüge zu verstehen, das stets an der Konstitution von Gesellschaft mitwirkte. Das Nebeneinander zweier formal strikt voneinander getrennter Sozialräume bildete in der Residenzstadt eine historische Konfliktlinie. Als „Kampfprodukt“ zwischen bürgerlicher Autonomie und herrschaftlicher Dominanz war der residenzstädtische Raum erheblicher Dynamik unterworfen.

Es stellt sich die Frage, wie mit den räumlichen Relikten der ‚alten Macht‘ verfahren wurde, nachdem die ‚Stadt des Fürsten‘ nach 1918 in die Hand des Bürgers übergegangen war.

## **Grundlagen und Inhalt**

Die seit den 1980er Jahren aufblühende Residenzenforschung hat sich ihren Gegenstand aus einem historisch späten Blickwinkel geformt. Ausgehend von den paradigmatischen Neugründungen des 17. und 18. Jahrhunderts (Versailles, Karlsruhe, St. Petersburg etc.) galt die Zeit ‚zwischen Westfälischem Frieden und Französischer Revolution‘ als das große Zeitalter europäischer Residenzstädte. Zwar ist man mittlerweile von der Meinung abgerückt, das 19. Jahrhundert beschreibe nichts anderes als den kontinuierlichen Niedergang höfischer Kultur, dennoch liegt die deutsche Hof- und Residenzkultur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zur Zeit noch im Randbereich der Forschung.

Das Dissertationsprojekt ‚Überwindung und Aneignung‘ versteht sich als Beitrag zur bestehenden Residenzenforschung und versucht die Residenzkultur über die Schwellen ‚um 1800‘ und ‚1918‘ hinaus unter etablierten sowie bisher eher unbeachteten Fragestellungen und Methoden zu beobachten. Wie oben beschrieben, geht es

\* Andre Rompf, M.A., Kunstgeschichtliches Institut der Philipps-Universität Marburg, Biegenstraße 9, D-35037 Marburg, E-Mail: andre.rompf@uni-marburg.de. – Betreuer der Dissertation: Prof. Dr. Ulrich Schütte.

einerseits um die Frage nach der Veränderlichkeit inner- und außerhöfischer Kommunikation durch materielle Zeichen, andererseits um die Frage nach der Residenzstadt als Produkt und Produzent gesellschaftlicher Ordnung.

„Überwindung und Aneignung“ beschreibt einen dynamischen Prozess, dem die höfische Kultur stets unterzogen war. Die in der Literatur manchmal genannten, manchmal nur suggerierten Schwellen von 1789, 1803, 1860 oder 1918 sind weniger im Modus von „Krise und Aufschwung“, denn als beständige und notwendige Anpassung im „Kampf ums Oben“ zu verstehen – dennoch steht am Ende des „langen 19. Jahrhunderts“ nicht zufällig das Ende der Höfischen Gesellschaft. Das Jahr 1918 bedeutet einerseits einen konkreten politischen Endpunkt, andererseits werden die Rezeptionsformen höfischer Kultur im republikanischen „Schloßmuseum“ einerseits und in der Überwindung „höfischer Räume“ in der demokratisierten Stadt andererseits bereits im 19. Jahrhundert vorgebildet. „Überwindung und Aneignung“ beschreibt hier die Rezeption der Relikte des Höfischen nach seinem Ende.

Wichtige Grundlagen der Arbeit sind, neben der bestehenden Residenzenforschung, aus angrenzenden Disziplinen zu ziehen; insbesondere die einführenden Kapitel bewegen theoretische Systeme, die in der Kunstgeschichte bekannt, aber nicht originär beheimatet sind. Die Theoreme Werner Oechslins, Norbert Elias’, Pierre Bourdieus, Michel Foucaults, Jürgen Habermas’, Pierre Noras und Martina Löws werden nicht immer ausbuchstabiert, aber liefern die notwendigen Grundbegriffe. Im Themenkreis *Raum und Herrschaft* dienen Modelle aus dem Bereich der Architektursoziologie, der Soziologie sowie historische und aktuelle Standpunkte aus dem Umkreis der Raumtheorie zur Beschreibung und Analyse räumlicher Manifestation von Gesellschaftsordnungen. Der Themenkreis *Material und Herrschaft* bezieht Grundlagen und Ansätze aus der Soziologie und den Kulturwissenschaften, speziell aus Arbeiten zur Materialkultur bzw. materiellen Kultur. Grundlegende Modelle zur Frage nach Kommunikation, Repräsentation, Semantik und Semiotik sind dem Fundus der Medien- bzw. Literaturwissenschaften zu entnehmen.

Eine dezidierte Forschung zur Situation höfischer Materialien und Strukturen nach 1918 besteht nicht. In monografischen Darstellungen von Einzelobjekten (Schlösser, Sammlungen etc.) genießt die Zeit „danach“ einen geringen Stellenwert und wird oft in einem kurzen abschließenden Kapitel zusammengefasst. Selbst Institutionen deren Entstehung eng mit dem zu beschreibenden Prozess zusammenhängen (die Schlösserverwaltungen der Länder, die Schlossmuseen oder in Museen integrierte Sammlungsbereiche höfischer Provenienz) zeigen bisher nur ansatzweises Interesse an der Aufarbeitung ihrer eigenen Gründungssituation.

### **Methodisches Vorgehen**

„Material“ und „Raum“ sind die Stränge, an denen die Untersuchung über einen relativ weiten Zeitraum vorgenommen wird. Der Gegenstand der Untersuchung sind drei deutsche Residenzstädte: Berlin, Karlsruhe und Darmstadt; sie dienen zur Veranschaulichung und Vertiefung auch mithilfe anderer deutscher Residenzstädte sichtbar gemachter Tendenzen.

Der Eingang („Voraussetzungen“) wird also an Beispielen aus der Frühen Neuzeit gemacht. Das Interesse liegt hier in der Klärung der Begriffe und Einführung theoretischer Grundlagen. Die Unterkapitel „Material und Herrschaft“ sowie „Raum und Herr-

schaft‘ verankern die Arbeit im frühneuzeitlichen Kerngebiet der Residenzenforschung. Die hier sehr breite Materiallage gibt die Gelegenheit, Grundbegriffe, Modelle, Fragestellungen und Analyseebenen vorzustellen und auf das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit auszurichten. Damit wird die Rückbindung an die Forschung gesucht und zugleich eine Folie geschaffen, vor der die Tendenzen nach 1800 klare Kontur gewinnen.

Das Unterkapitel ‘Material und Herrschaft‘ führt den Begriff der ‚höfischen Materialkultur‘ ein. Dieser Begriff umfasst alle Materialien, die in die Kommunikationsprozesse des Hofes eingebunden waren. So konnte beispielsweise das Schloss (als Ganzes und in seinen Teilen) oder auch die Perücke eines Vorfahren zum politischen und dynastischen Zeichen und somit zum ‚höfischen Material‘ werden. Am Beispiel frühneuzeitlicher Sammlungsräume wird nach der Sichtbarkeit höfischer Materialkultur gefragt sowie nach deren Stellung und zugewiesener Kommunikationsleistung innerhalb des höfischen Zeichensystems. Neben einzelnen Sammlungsteilen, denen bestimmte Inhalte angelagert waren, kam auch der Sammlungsraum selbst in seiner architektonischen und gestalterischen Qualität zur Ausstellung. Mit beidem, Sammlung und Schloss, verbanden sich Narrative, die dem Betrachter politisch relevante Aussagen über Legitimation, Hierarchie und Distinktion mitteilten.

Das Unterkapitel ‚Raum und Herrschaft‘ fragt nach den Mechanismen, über die sich Machtverhältnisse im Raum manifestieren und gesellschaftliche Formationen durch physische Strukturen reproduzieren. Am Beispiel von Berlin (1442) und Darmstadt (1567) wird die Erhebung zur Residenz als ein latent und offen ausgetragener Konflikt zweier Sozialformationen und deren räumlichen Projektionen dargestellt. Am Beispiel von Karlsruhe (gegründet 1715) wird die räumliche Tendenz absolutistischer Herrschaft deutlich gemacht: Achse, Symmetrie, Uniformität und Zentralperspektive sind hier nicht nur als gestalterische oder illustrative Eingriffe in ‚Stadt und Land‘ zu verstehen, sondern werden als räumliche Ordnungsstrukturen unmittelbar gesellschaftlich wirksam. Dies gewinnt mit der Beobachtung an Gewicht, dass die städtisch-bürgerliche Opposition zumindest zu Beginn räumlich nicht greifbar war.

Vor dieser Folie wird die Dynamik der untersuchten Gegenstände entwickelt: Das Kapitel ‚Repräsentation im Wandel‘ beschreibt die Entwicklung der Hof- und Residenzkultur im 19. Jahrhundert, die Zweiteilung in ‚Material‘ einerseits und ‚Raum‘ andererseits bleibt beibehalten. Die Darstellung erfolgt systematisch, mit monografischen Vertiefungen bei den Beispielstädten. Hier werden die im Kapitel ‚Voraussetzungen‘ gewonnenen Erkenntnisse unter den neuen politischen und sozialen Bedingungen untersucht. Ein verändertes Verhältnis des Fürsten zu Staat, Volk und Nation brachte im 19. Jahrhundert neue Repräsentations- und Kommunikationsmuster hervor. Diese bedeuten weniger den oft diagnostizierten Niedergang, sondern eine seither stattgefundene Anpassung an Notwendigkeiten. Sichtbar wird die ‚Repräsentation im Wandel‘ anhand der höfischen Materialien, insbesondere der fürstlichen Sammlungen und Schlösser, und ihrem Verhältnis zur ‚Öffentlichkeit‘: Fürstliche Museumsgründungen, auch die Öffnung der Residenzschlösser und fürstlichen Gärten für den aufkommenden Tourismus, stehen für eine Neuausrichtung der fürstlich-höfischen Kommunikation. Andererseits stieg auch das Interesse des Bürgers an den kulturellen Errungenschaften des Hofes teilzuhaben. Die Besichtigung der Sammlungen und Schlösser aus (kunst-)historischem Interesse und ihre Beurteilung anhand ästhetischer Kategorien oder historiographischer Diskurse bedeuteten indes den Verlust semantischer Potenzen.

In Zeiten politischen und kulturellen Bedeutungsverlustes erwies sich die Familiengeschichte als mythische Legitimationsquelle. Ab Mitte des Jahrhunderts wurden aus jenen Sammlungsresten, die keinem wissenschaftlichen Museum zugeordnet werden konnten, Dynastische Museen gegründet. Als Vorbilder dienten vergleichbare Institutionen in Frankreich und Dänemark. Die hier ausgestellten Privatgegenstände und Relikte berühmter Familienmitglieder sollten das Volk emotional an das Fürstenhaus binden und dessen Bestand über die politischen und gesellschaftlichen Erschütterungen hinweg sichern. Diese Dynastischen Museen bezeichnen eine museale Sonderform und eine spezifische Legitimationsstrategie, die bisher kaum Beachtung fanden.

Das Kapitel ‚Neue Residenzen, späte Residenzen‘ untersucht die Veränderung der räumlichen Strukturen in der Residenzstadt des 19. Jahrhunderts. Es gilt zu fragen, wie sich die Herausbildung einer ‚bürgerlichen Öffentlichkeit‘ nach 1800 auf die städtischen Strukturen niederschlug und wie sich diese ins Verhältnis zum Höfischen setzte. In den Residenzstadtbauprojekten der ersten Jahrhunderthälfte wurden ‚Orte der Öffentlichkeit‘ architektonisch formuliert, auch wenn der Fürst seine Funktion als ‚Zentralperson‘ auch räumlich noch behaupten und abbilden konnte. Der Einfluss des Fürsten auf ‚seine Stadt‘ wurde mit einsetzender Industrialisierung von anderen Kräften relativiert. Im starken Wachstum der Residenzstädte ab Mitte des Jahrhunderts wird die gebrochene Vormachtstellung des Fürsten deutlich. Das bedeutete nicht das Ende der Residenzstadt, sondern lediglich eine Fortsetzung eines seit der Zeit der Residenzgründung bestehenden ‚Ringens um den städtischen Raum‘.

Das Kapitel ‚Die Monarchie ist Geschichte. Vermittlung und Bewältigung höfischer Vergangenheit im ‚Schloßmuseum‘‘ behandelt nun die Zeit nach dem Ende der Monarchie in Deutschland. Während die Beispielstädte Darmstadt, Karlsruhe und Berlin zuvor in systematische Darstellungen eingebettet waren, werden sie hier in monographischen Blöcken dargestellt. In den drei Beispielstädten dienen die nun in Staatsbesitz übergegangenen Residenzschlösser ganz oder teilweise als ‚Schloßmuseum‘. Hinter diesem Begriff verbergen sich denkbar unterschiedliche Konzepte, deren Grundlagen zum Umgang mit Residenzschlössern, fürstlichen Gärten etc. in Staatsbesitz auf Denkmalschutzkongressen der frühen 1920er Jahre formuliert wurden. Monografische Studien zur Situation in den Beispielstädten beleuchten die Entscheidungsträger, ihre möglichen Motivationen und die jeweilige Ausstellungs- und Vermittlungsstrategie; es wird gefragt welche ‚Geschichte‘ mit den ehemals höfischen Materialien erzählt wird.

Das Kapitel ‚Die demokratisierte Stadt? – Modelle der Aneignung nach 1918‘ widmet sich wiederum der post-monarchischen Residenzstadt. Das ‚Höfische‘ war bereits im 19. Jahrhunderts zum Faktor geworden, dessen Vormachtstellung gegenüber anderen Kräften relativiert wurde. Mit dem Erlöschen des Höfischen als raumbildende Partei findet diese Tendenz einen Abschluss. Es fragt sich, inwiefern höfische Räume durch Zerstörung oder Fragmentierung, Markierung oder Umdeutung ‚überwunden und angeeignet‘ wurden. Hier bietet es sich an, städtebauliche Projekte der 1920er Jahre in den Beispielstädten auf ihr Verhältnis zu residenzstädtischen Strukturen hin zu untersuchen und die Rezeption von öffentlichen fürstlich-dynastischen Denkmälern nachzuvollziehen. Dies erlaubt Rückschlüsse auf politisch motivierte ‚Umdeutungen‘ des Stadtraumes.

Die Untersuchung endet mit einem Ausblick auf die Rezeption höfischer Kultur bzw. ihrer Relikte im Dritten Reich.

Wünschenswertes Ergebnis der Arbeit ist es, die oft angeführten Schwellen ‚um 1800‘ und ‚1918‘ zwar als wichtige Marken sichtbar zu machen, sie aber zugleich als in einen beständigen Prozess der Wandlung, Anpassung und Konkurrenz eingebunden zu relativieren und die Grenzen der Residenzenforschung in das 20. Jahrhundert zu verschieben.



# HABILITATIONSPROJEKT

## **„Dynastie“ als Norm und Praxis Verwandtschaftliche und herrschaftliche Ordnung am Beispiel der Fürsten von Anhalt in der Frühen Neuzeit**

MICHAEL HECHT\*

Das Interesse an adligen Dynastien ist derzeit sowohl in der Geschichtswissenschaft als auch in der Öffentlichkeit groß. Dass das Thema Konjunktur hat, zeigen nicht zuletzt zahlreiche historische Ausstellungen, die sich in jüngerer Zeit zumeist einzelnen Herrscherhäusern widmeten<sup>1</sup>. Auch auf dem Buchmarkt sind die Dynastien präsent. Mehrere Verlage haben eigene Reihen in ihrem Programm, die sich mit der Geschichte von Herrscherfamilien beschäftigen. Die vielleicht bekannteste dieser Reihen, ein Segment der ‚Urban-Taschenbücher‘ aus dem Verlag Kohlhammer, ist gerade in den letzten Jahren wieder um mehrere Bände angewachsen<sup>2</sup>. Auch darüber hinaus ließen sich zahlreiche Monografien und Sammelbände – ebenfalls verfasst von renommierten Historikern bzw. Archivaren – anführen<sup>3</sup>. Ein solcher Befund macht deutlich, dass Dynastien als Leitkategorien und Erklärungsansätze für wissenschaftliche Darstellungen nach wie vor eine wichtige Rolle spielen. In der Landesgeschichte erscheinen sie als kollektive Akteure der Herrschaftsgeschichte, sie sorgen für die bedeutsamen Zäsuren, nach denen sich historische Erzählungen gliedern lassen, sie sind durch ihr Wirken an der Entstehung und Entwicklung von Territorien bzw. ‚Ländern‘ in entscheidender Weise beteiligt. Die für das Dynastieverständnis konstitutive Verbindung von Verwandtschaft und Herrschaft wird für die Frühe Neuzeit typologisch durch den Terminus „dynastischer Fürstenstaat“ auf den Punkt gebracht<sup>4</sup>. Für eine europäisch orien-

\* Jun.-Prof. Dr. Michael Hecht, Westfälische Wilhelms-Universität, Historisches Seminar, Domplatz 20–22, D-48143 Münster, E-Mail: michael.hecht@uni-muenster.de.

1 Exemplarisch seien nur genannt: ‚Die Wittelsbacher am Rhein. Die Kurpfalz und Europa‘, Reiss-Engelhorn-Museen/Schloss Mannheim 2013/14; ‚Im Glanz der Zaren. Die Romanows, Württemberg und Europa‘, Landesausstellung Baden-Württemberg 2013/14; ‚Als die Royals aus Hannover kamen. Hannovers Herrscher auf Englands Thron 1714–1837‘, Niedersächsische Landesausstellung 2014; ‚Frauensache. Wie Brandenburg Preußen wurde‘, Berlin/Schloss Charlottenburg 2015; ‚Die Ernestiner. Eine Dynastie prägt Europa‘, Thüringische Landesausstellung 2016.

2 ASCHOFF, Hans-Georg: Die Welfen. Von der Reformation bis 1918, Stuttgart 2010 (Kohlhammer-Urban-Taschenbücher, 649); BUES, Almut: Die Jagiellonen. Herrscher zwischen Ostsee und Adria, Stuttgart 2010 (Kohlhammer-Urban-Taschenbücher, 646); STEINWASCHER, Gerd: Die Oldenburger. Die Geschichte einer europäischen Dynastie, Stuttgart 2011 (Kohlhammer-Urban-Taschenbücher, 703); SCHOLZ, Sebastian: Die Merowinger, Stuttgart 2015 (Kohlhammer-Urban-Taschenbücher, 748). Weitere Titel sind für 2016 angekündigt.

3 Wieder nur exemplarisch: ROGGE, Jörg: Die Wettiner. Aufstieg einer Dynastie im Mittelalter, Ostfildern 2005; HANSERT, Andreas: Die Habsburger. Geschichte einer Herrscherdynastie, Petersberg 2009 (Imhof Kulturgeschichte); Die Ernestiner. Politik, Kultur und gesellschaftlicher Wandel, hg. von Werner GREILING u.a., Köln u.a. 2016 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen, Kleine Reihe, 50).

4 Vgl. Der Dynastische Fürstenstaat. Zur Bedeutung von Sukzessionsordnungen für die Entstehung des frühmodernen Staates, hg. von Johannes KUNISCH, Berlin 1982 (Historische Forschungen, 21);

tierte Politikgeschichte ist das Stichwort „Dynastizismus“ ebenfalls zentral, verweist es doch auf die große Bedeutung dynastisch orientierter Eheschließungen als Grundlage intermonarchischer Verflechtungen, aber auch auf dynastische Koalitionen und Rivalitäten als Strukturmerkmale frühneuzeitlicher Herrschaftspraxis<sup>5</sup>.

Bei all diesem Interesse am Thema Dynastie ist auffällig, dass die Frage, was eine Dynastie überhaupt ist, in diesen Arbeiten selten explizit gestellt wird. Ausgegangen wird oft von einem unreflektierten Alltagsverständnis von Dynastie als adligem Geschlecht, das – um es etwas zugespitzt zu sagen – auf genealogischen Tatsachen beruht, die es korrekt zu rekonstruieren und zu beschreiben sowie in ihren Wirkungen auf die geschichtlichen Entwicklungen zu verfolgen gilt. Dynastie erscheint damit als eine quasi natürliche, überzeitliche Entität<sup>6</sup>.

Dabei fehlt es in der Geschichtswissenschaft nicht an Versuchen, das Phänomen der Dynastie systematisch zu reflektieren, wobei sich verschiedene Ansätze unterscheiden lassen. Für eine in sozialhistorischer Tradition stehende Deutung können beispielsweise die Arbeiten von Wolfgang Weber stehen<sup>7</sup>. Weber versteht Dynastien als eine optimierte Familienform, also als den Realtyp einer bestimmten Verwandtschaftsformation, der sich gegenüber anderen Familienformen durch bestimmte Merkmale auszeichne. Dazu gehöre ein gemeinsam definierter und der individuellen Verfügung durch die Familienmitglieder entzogener Besitz, das Vorhandensein eines Koordinierungsgremiums in Gestalt eines Familienrates sowie eine erhöhte Eigenidentität und eine erhöhte historische Kontinuität. Um diese Kontinuität zu sichern, den gemeinsamen Besitz zu festigen und die Identität zu maximieren, seien bestimmte Verfahren in Anwendung gekommen, u.a. die bewusst gesteuerte Heirat und Vererbung, die Implementierung dynastischer Normen sowie die Immunisierung des dynastischen Besitzes gegen Schädigung durch individualherrscherliche Willkür. In dieser Perspektive erscheint die Dynastie somit als Ergebnis überwiegend strategisch-zielgerichteten Handelns.

HINRICHS, Ernst: Fürsten und Mächte. Zum Problem des europäischen Absolutismus, Berlin 2000, S. 42–44; BONNEY, Richard: The European Dynastic States, 1494-1660, Oxford 1991.

5 Vgl. DUCHHARDT, Heinz: Die dynastische Heirat, in: Europäische Geschichte Online (EGO), hg. vom Institut für Europäische Geschichte (IEG), Mainz 2010-12-03, URL: [www.ieg-ego.eu/duchhardt-2010-de](http://www.ieg-ego.eu/duchhardt-2010-de), URN: urn:nbn:de:0159-20100921192 [20.10.2016]. Vgl. zudem das Schwerpunktthema ‚Dynastizismus und dynastische Heiratspolitik als Faktoren europäischer Verflechtung‘ in: Jahrbuch für Europäische Geschichte 8 (2007).

6 Eine solche Perspektive ist dort am stärksten verbreitet, wo Dynastiegeschichte in klassisch genealogischer oder kollektivbiografischer Darstellungsweise präsentiert wird, vgl. etwa Haus Hessen. Biografisches Lexikon, hg. von Eckhart G. FRANZ, Darmstadt 2012 (Arbeiten der Hessischen Historischen Kommission, N.F., 34); Die Familie Hohenlohe. Eine europäische Dynastie im 19. und 20. Jahrhundert, hg. von Alma HANNIG und Martina WINKELHOFER-THYRI, Köln 2013; Die Hohenzollern in Brandenburg. Gesichter einer Herrschaft, hg. von Thomas FISCHBACHER, Regensburg 2015 (Einzelveröffentlichung des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, 15).

7 WEBER, Wolfgang E. J.: Dynastiesicherung und Staatsbildung. Die Entfaltung des frühmodernen Fürstenstaats, in: Der Fürst. Ideen und Wirklichkeiten in der europäischen Geschichte, hg. von DEMS., Köln u.a. 1998, S. 91–136; DERS.: Interne und externe Dynamiken der frühneuzeitlichen Herrscherdynastie: Ein Aufriss, in: Bourbon und Wittelsbach. Neuere Forschungen zur Dynastiegeschichte, hg. von Rainer BABEL, Guido BRAUN und Thomas NICKLAS, Münster 2010 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte, 33), S. 61–77.

Eine dezidiert kulturhistorische Perspektive hat hingegen Andreas Pečar eingenommen<sup>8</sup>. Er kritisiert die Essentialisierung und Ontologisierung des Kollektivsingulars Dynastie und schlägt stattdessen vor, Dynastie nicht als faktische Entität, sondern als eine soziale Konstruktionsleistung zu verstehen, die in verschiedenen Kontexten jeweils unterschiedlich ausfallen kann. Ein solches Plädoyer, das an das Credo der neueren Kulturgeschichte anknüpft, historische Sinnhorizonte und Deutungssysteme in ihrer kommunikativen Formung in den Blick zu nehmen, ist überzeugend. Es erweist sich anschlussfähig an die Prämissen der jüngeren (ethnologisch und sozialanthropologisch inspirierten) Verwandtschaftsforschung, die sich von einer ‚biologischen‘ Bestimmung ihres Untersuchungsgegenstandes längst verabschiedet hat und Verwandtschaft als Teil kultureller Ordnung versteht<sup>9</sup>. Gleichwohl sollte sich Dynastieforschung nicht damit zufriedengeben, im Einzelfall zu prüfen, in welcher Weise die einzelnen Mitglieder einer Herrscherfamilie von der Sinnkonstruktion Dynastie als Norm und Argument Gebrauch gemacht haben. Denn dann besteht die Gefahr, eine intentionalistische und auf bestimmte Interessen fokussierte Interpretation lediglich vom Kollektiv auf das Individuum zu verschieben. Ein Verständnis von Dynastie als sozialer Konstruktion schließt jedoch die Fragen nicht aus, welche strukturbildenden Folgen dynastische Konzeptionen im Wandel der Zeiten besaßen – hier ließe sich wieder an die analytischen Kriterien von Wolfgang Weber anknüpfen – und wie dynastische Vorstellungen Handlungsspielräume von Herrschenden und ihren Angehörigen eröffneten oder beschränkten.

Damit ist die Grundüberlegung des vorzustellenden Projektes über die ‚Dynastie‘ der Fürsten von Anhalt benannt. Es geht um die Historisierung der verwandtschaftlich-herrschaftlichen Ordnung am konkreten Beispiel, indem die Entwicklung des Verwandtschaftsverbandes nicht lediglich als Explanans für historische Ereignisse und Prozesse (etwa Staatsbildung) betrachtet, sondern das Phänomen ‚Dynastie‘ als Explanandum, als erklärungsbedürftig und in seiner vermeintlichen Selbstverständlichkeit zu hinterfragen angesehen wird. Dabei sollen nicht nur in einer Art Innensicht die historischen Konstruktionsbedingungen dynastischer Ordnung offengelegt werden, sondern auch das Wechselverhältnis von verwandtschaftlichen Vorstellungen und Praktiken analysiert und die Folgen ihres Wandels in den Blick genommen werden. Auf diese Weise bewegt sich das Projekt an der Schnittstelle von Verwandtschaftsforschung, Kulturgeschichte des Politischen und Landesgeschichte<sup>10</sup>.

Der Begriff der Dynastie kann dabei nur ein analytischer sein, denn in der Frühen Neuzeit existierte er im heutigen Verständnis noch nicht<sup>11</sup>. Maßgeblicher Terminus in

8 PEČAR, Andreas: Dynastie. Norm und Wirklichkeit im Hause Hohenzollern, in: Friedrich300 – Colloquien 5 (2012), URL: [www.perspectivia.net/content/publikationen/friedrich300-colloquien/friedrich-dynastie/pecar\\_dynastie](http://www.perspectivia.net/content/publikationen/friedrich300-colloquien/friedrich-dynastie/pecar_dynastie) [20.10.2016].

9 Vgl. exemplarisch: SAHLINS, Marshall: What Kinship Is – And Is Not, Chicago u.a. 2013. Für die mittelalterliche Geschichte vgl. JUSSEN, Bernhard: Perspektiven der Verwandtschaftsforschung fünf- und zwanzig Jahre nach Jack Goodys „Entwicklung von Ehe und Familie in Europa“, in: Die Familie in der Gesellschaft des Mittelalters, hg. von Karl-Heinz SPIESS, Ostfildern 2009 (Vorträge und Forschungen, 71), S. 276–324.

10 Vgl. dazu auch HECHT, Michael: Landesgeschichte und die Kulturgeschichte des Politischen, in: Methoden und Wege der Landesgeschichte, hg. von Sigrid HIRBODIAN, Christian JÖRG und Sabine KLAPP, Ostfildern 2015 (Landesgeschichte, 1), S. 165–190, hier v.a. S. 182–189.

11 SCHNETTGER, Matthias: Art. „Dynastie“, in: Enzyklopädie der Neuzeit, hg. von Friedrich JAEGER, Bd. 3, Stuttgart 2006, Sp. 1–11.

der Sprache der Zeit war der des (fürstlichen) ‚Haus‘, wobei die inhaltliche Füllung des Konzepts Adelshaus durchaus variabel war<sup>12</sup>. Die Vorstellung vom Haus verknüpfte in der Regel die Aspekte von Herrschaft, Verwandtschaft und Sukzession und war durch eine latente Spannung zwischen einer horizontalen (synchronen) und einer vertikalen (diachronen) Achse innerhalb der Denkfigur gekennzeichnet. In horizontaler Hinsicht betonte das ‚Haus‘ die Gemeinsamkeit aller gleichzeitig lebenden Nachkommen eines (imaginären oder realen) Stammvaters, die Anteil am Prestige des Verwandtschaftsverbandes beanspruchten und auf seine materiellen wie immateriellen Ressourcen zugreifen konnten. In ‚Hausverträgen‘ einigte man sich über die interne Ordnung, wobei zahlreiche Konflikte bezeugen, wie brüchig und gefährdet solche Ordnungsarrangements stets waren. Spezielle ‚Hausgesetze‘ gaben die Verhaltensnormen für die Mitglieder vor und boten eine Handhabe zum Ausschluss derjenigen aus der Gemeinschaft, die gegen die Normen verstoßen hatten, etwa durch nicht standesgemäße Heiraten. In vertikaler Hinsicht verwies das ‚Haus‘ auf die Gemeinschaft der Vorfahren mit den Nachkommen, auf lange Kontinuitätslinien und die Legitimität der Herrschaftssukzession. Die ‚Hausgeschichte‘ geriet zu einem der zentralen Wissensbestände der entsprechenden Höfe und sollte von Generation zu Generation bewahrt und weitergegeben werden. Trotz der Existenz von Kontinuitätsgeschichten und -fiktionen wandelten sich freilich die Deutungen von Wesen und Substanz eines Adelshauses mitunter recht schnell.

Warum bieten sich die Fürsten von Anhalt für eine derartige Untersuchung der Dynamik verwandtschaftlich-herrschaftlicher Ordnung an? Es handelte sich bei den Anhaltinern um ein (für die politische Landkarte im Alten Reich nicht untypisches) kleines Fürstenhaus, das – verglichen etwa mit den großen Dynastien der Habsburger, Wittelsbacher und Hohenzollern – von der historischen Forschung bislang in deutlich geringerem Maße wahrgenommen wurde<sup>13</sup>. Ein überschaubarer Herrschaftsraum sowie eine langanhaltende Fragmentierung des Verwandtschaftsverbandes werfen hier in besonderer Weise die Fragen auf, welche Ideen von Gemeinschaft existierten und wie so etwas wie dynastische Einheit möglich war bzw. immer wieder hergestellt werden musste. Nachdem das Fürstenhaus im Spätmittelalter infolge zahlreicher Linienteilungen und der Veräußerung von Herrschaftsrechten im Rang gesunken war, fand im 16. Jahrhundert eine spürbare Konsolidierung statt, die sich in der Herrschaftsorganisation, der Hofkultur und dem Standesbewusstsein beobachten lässt. Durch das

12 Über die Vielfalt der neuzeitlichen Hausvorstellungen und der modernen Hausforschung informiert neuerdings: Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch, hg. von Joachim EIBACH und Inken SCHMIDT-VOGES, Berlin 2015. Speziell für den Adel vgl. demnächst HECHT, Michael: Das Adels-Haus in der Frühen Neuzeit. Genealogisches Konzept, verwandtschaftliche Ordnung, architektonische Gestalt, voraussichtlich in: Zeitschrift für Kulturwissenschaft (2017) Heft 1.

13 Hierzu und zum Folgenden vgl. FREITAG, Werner: Die Fürsten von Anhalt in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Eine Einführung, in: Die Fürsten von Anhalt. Herrschaftssymbolik, dynastische Vernunft und politische Konzepte in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, hg. von DEMS. und Michael HECHT, Halle <sup>2</sup>2009 (Studien zur Landesgeschichte, 9), S. 9–31; BRADEMANN, Jan, HECHT, Michael: Anhalt vom Mittelalter bis 1918 – eine integrative Dynastie- und Herrschaftsgeschichte, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 141/142 (2005/2006) S. 531–575; HECHT, Michael: Anhalt und die Dynastie der Askanier in der Frühen Neuzeit, in: Auf dem Weg zu einer Geschichte Anhalts. Wissenschaftliches Kolloquium zur 800-Jahr-Feier des Landes Anhalt, Köthen 2012 (Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Landeskunde, Sonderbd. 21), S. 91–106.

Aussterben mehrerer Linien konnte das Fürstentum 1570 unter Fürst Joachim Ernst vereinigt werden; seine Söhne verabredeten aber bereits 1603 eine erneute Herrschaftsteilung, durch die vier Teilfürstentümer entstanden (Anhalt-Bernburg, Anhalt-Dessau, Anhalt-Köthen, Anhalt-Zerbst), welche die politische Struktur des Landes für die folgenden zwei Jahrhunderte prägen sollten. Auch die Konfessionseinheit des Fürstenhauses war nicht auf Dauer angelegt: Nachdem sich um 1600 die Fürsten auf das reformierte Bekenntnis festgelegt hatten, rekonvertierte die Zerbster Linie nach 1643 zum Luthertum, was zahlreiche Konflikte nach sich zog. Charakteristisch für das 18. Jahrhundert war die immer stärkere Einbeziehung der anhaltischen Fürsten in das Klientensystem des preußischen Königshauses<sup>14</sup>, was nicht nur Auswirkungen auf das dynastische Selbstverständnis der Anhaltiner, sondern auch auf die Möglichkeiten und Grenzen verwandtschaftlicher Praktiken (zum Beispiel im Rahmen der Heiratspolitik) hatte. Hieran wird nicht zuletzt deutlich, dass das Phänomen der Dynastie auch in einer Fallstudie nicht isoliert betrachtet werden kann.

Dynastische Normen und dynastisches Handeln lassen sich auf unterschiedlichen Ebenen und in vielen verschiedenen Bereichen beobachten, so dass eine Untersuchung, die Entwicklungen über mehrere Jahrhunderte verfolgen will, sich notwendigerweise auf ausgewählte Aspekte konzentrieren muss. Auf drei dieser Aspekte sollen im Folgenden kurze empirische Schlaglichter geworfen werden, um anzudeuten, in welche Richtung das Projekt argumentieren möchte.

Ein erster Bereich ist die sich unter anderem im Medium der Historiografie spiegelnde fürstlich-dynastische Erinnerungskultur. Die historische Forschung hat sich in den vergangenen Jahrzehnten intensiv mit der Entstehung adlig-genealogischer Wissensordnungen beschäftigt, vor allem im ausgehenden Mittelalter und im Hinblick auf die großen Fürstenhäuser des Reichs<sup>15</sup>, doch ist das Wissen über die Weiterentwicklung dieser Ideen in der Frühen Neuzeit und insbesondere über ihre Rezeption und Nutzung durch die Fürsten selbst durchaus noch ausbaufähig<sup>16</sup>. Wenn 1780 die Autoren der

14 Für die Reichsgeschichte vgl. dazu auch ROHRSCHEIDER, Michael: Österreich und der Immerwährende Reichstag. Studien zur Klientelpolitik und Parteibildung (1745–1763), Göttingen 2014 (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 89), S. 273–298.

15 Auch hierzu nur exemplarisch und mit Verweisen auf die ältere Literatur: MELVILLE, Gert: Zur Technik genealogischer Konstruktionen, in: Idoneität – Genealogie – Legitimation. Begründung und Akzeptanz von dynastischer Herrschaft im Mittelalter, hg. von Cristina ANDENNA und Gert MELVILLE, Köln u.a. 2015 (Norm und Struktur, 43), S. 293–304; PARAVICINI, Werner: Colonna und Orsini. Römische Ursprungslegenden im europäischen Adel am Ende des Mittelalters, in: Adelslandschaft Mitteldeutschland. Die Rolle des landsässigen Adels in der mitteldeutschen Geschichte (15.–18. Jahrhundert), hg. von Enno BÜNZ, Ulrike HÖROLDT und Christoph VOLKMAR, Leipzig 2016 (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 49; Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung des Landes Sachsen-Anhalt, Reihe A, 22), S. 19–110; SCHNEIDER, Joachim: Dynastisch-territoriale Geschichtsschreibung in Bayern und Österreich: Texte und Entstehungsbedingungen – Herkunftsgeschichten und Gründungsmythen, in: Handbuch Chroniken des Mittelalters, hg. von Gerhard WOLF und Norbert H. OTT, Berlin u.a. 2016, S. 225–265.

16 Grundlegend zur Bedeutung von Genealogie für dynastische Ordnung: BAUER, Volker: Wurzel, Stamm, Krone. Fürstliche Genealogie in frühneuzeitlichen Druckwerken, Wiesbaden 2013 (Ausstellungskataloge der Herzog-August-Bibliothek, 97); als überzeugende neuere Fallstudie vgl. auch HEINEMANN, Olav: Das Herkommen des Hauses Sachsen. Genealogisch-historiographische Arbeit der

„Geschichte des Hauses und Fürstenthums Anhalt“ mit Blick auf die zurückliegenden Jahrhunderte konstatierten, „daß sehr wenige hohe Häuser einen so grossen Aufwand gemacht haben, um ihre Geschichte gründlich beschrieben zu lesen, als das Haus Anhalt“<sup>17</sup>, so weist dies in der Tat auf eine außergewöhnlich intensive Erinnerungspolitik hin, mit der an den anhaltischen Fürstenhöfen Vergangenheit und jeweilige Gegenwart miteinander in Beziehung gesetzt wurden. Seit dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts gab es Bemühungen, anhaltische Hauschroniken und Genealogien erstellen zu lassen, wobei einzelne Fürsten nicht nur als Auftraggeber in Erscheinung traten, sondern durch die Bereitstellung von Material und durch eigenhändige Korrekturen aktiv auf den Entstehungsprozess dieser Werke Einfluss nahmen. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstand der Mythos vom Haus Anhalt als „domus Ascaniae“, als Fürstenhaus Askanien, der eine langanhaltende Wirkung entfaltete. Teil dieses Mythos waren eine Abstammungsimagination, die sich sowohl mit germanischen Kriegskönigen wie mit alttestamentarischen Stammvätern verband, sowie die daraus abgeleitete Annahme, eine historisch begründete Gleichrangigkeit mit den benachbarten kurfürstlichen Häusern Sachsen und Brandenburg postulieren zu können<sup>18</sup>. Der Mythos prägte nicht nur das künftige Selbstverständnis der Anhalter, zu einem der ältesten Fürstenhäuser im Reich zu gehören und daraus politische Handlungsmacht zu schöpfen, sondern gab auch Normen für ein innerdynastisches Handeln vor, etwa im Sinne eingeforderter Gemeinschaftlichkeit und verknüpft mit einer etymologischen Deutung des Namens Anhalt (alle Brüder und Vettern sollen sich stets „aneinander halten“).

Auch wenn der Askanien-Mythos über das 16. Jahrhundert hinaus präsent blieb, zeigen sich beim Blick in die historiografischen Werke des 18. Jahrhunderts Veränderungen in der Präsentation dynastischer Konzepte. Die großen anhaltischen Landeschroniken der Jahre 1710 und 1757 verweisen zwar nach wie vor auf die prestigereiche Abstammung, sind aber in höherem Maß eine Zeitgeschichte der Dynastie. Zentrales (und konfliktträchtiges) Ordnungsprinzip ist nun die Anordnung der einzelnen, nach 1603 gebildeten Teilfürstentümer, was auf eine wachsende Konkurrenz im horizontalen Verwandtschaftsgefüge hindeutet<sup>19</sup>. Ging es den Genealogen des 16. Jahrhunderts primär um eine Vertikalisierung der Konzepte des Fürstenhauses und um die Betonung von Linearität als Mittel der Einheitsstiftung, zeigte sich nun die Tendenz einer Horizontalisierung und Hierarchisierung bei der Beschreibung von Dynastie. Auch in der Semantik lässt sich eine solche Ausdifferenzierung beobachten: Die einzelnen Linien firmierten nun immer häufiger als eigene „Fürstenhäuser“; der einheitsstiftende Bezug zum „Gesamthaus Anhalt“ schwächte sich ab.

Ein zweiter Bereich, der im Hinblick auf die Wirksamkeit dynastischer Normen und Praktiken zu untersuchen ist, ist die Herrschaftssukzession. Die Art und Weise, wie die

Wettiner im 16. Jahrhundert, Leipzig 2015 (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 51).

17 BERTRAM, Philipp Ernst, KRAUSE, Johann Christoph: Geschichte des Hauses und Fürstenthums Anhalt, Bd. 1, Halle 1780, S. 217.

18 HECHT, Michael: Die Erfindung der Askanier. Dynastische Erinnerungstiftung der Fürsten von Anhalt an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit, in: Zeitschrift für Historische Forschung 33 (2006) S. 1–31.

19 Als Überblick zu den entsprechenden Werken vgl. SPECHT, Reinhold: Zur Historiographie Anhalts im 18. Jahrhundert, in: Sachsen und Anhalt 6 (1930) S. 251–305.

Thronfolge organisiert wurde, gehört bekanntermaßen in den erbmonarchisch verfassten Herrschaftsgebilden zu den elementaren Möglichkeiten, eine Vermittlung zwischen verwandtschaftlichen und herrschaftlichen Ordnungen herzustellen. Klassische Deutungen haben mit dem Narrativ „von der Erbteilung zur Primogenitur“ in der allmählichen Durchsetzung der bevorrechtigten Sukzession des Erstgeborenen ein Merkmal für die „Verstaatlichung“ der Dynastie gesehen<sup>20</sup>. Betrachtet man die Einführung der Primogenitur jedoch nicht als intendierte Wohltat des Fürsten gegenüber dem Staat, sondern als eine Übersetzung neuer verwandtschaftlicher Ordnungsideen, insbesondere einer zunehmend hierarchisierten Rollenverteilung zwischen fürstlichen Geschwistern, in die Organisationsformen von Herrschaft, dann ergeben sich durchaus neue Einsichten. In Anhalt war bereits der Erbteilungsvertrag von 1603, der die Entstehung der Linien Bernburg, Dessau, Köthen und Zerbst begründete, mit einer Abstufung aufgrund der Altersstellung versehen worden. Denn *allezeit der älteste Bruder, oder nachmahls der älteste in unserm Fürstlichen Hause* sollte als *Senior* eine gewisse Vorrangstellung genießen und sich bevorzugt um die Gesamtangelegenheiten des Hauses kümmern<sup>21</sup>. Das Seniorat als Institution innerdynastischer Ordnung und Kommunikation wurde später durch weitere Rezesse und Verträge stabilisiert.

Der Senior hatte allerdings wenige Einflussmöglichkeiten, wenn es um die Organisation der Herrschaft und die Klärung der Erbfolge in den einzelnen anhaltischen Teilfürstentümern ging. So war es dezentral in Bernburg, Dessau, Köthen und Zerbst, wo die Frage der Sukzession viele Jahrzehnte immer wieder zum Streitgegenstand geriet. Zwischen der Mitte des 17. und der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden in allen vier Linien Primogeniturordnungen erlassen, aber auch immer wieder angefochten, revidiert, aufgehoben und neu verkündet<sup>22</sup>. In der Praxis wurden jüngere Brüder mit Herrschaften ohne volle Landeshoheit, aber mit mehr oder weniger weitreichenden autonomen Rechten bedacht; erst im 18. Jahrhundert wurde es üblicher, jüngere Söhne gar nicht mehr mit Land, sondern lediglich mit jährlichen Zahlungen als Apanagen zu alimentieren. Die Primogenitur erweist sich damit als Folge einer langandauernden Aushandlung verwandtschaftlich-herrschaftlicher Ordnungsvorstellungen, die gerade in den Jahren um 1700 äußerst konfliktreich verlief und den „Bruderzwist“ geradezu zum „Strukturprinzip“ dynastischen Handelns dieser Zeit werden ließ<sup>23</sup>. Die Konflikt-

20 Besonders emphatisch: SCHULZE, Hermann Johann Friedrich: Das Recht der Erstgeburt in den deutschen Fürstenthäusern und seine Bedeutung für die deutsche Staatsentwicklung, Leipzig 1841; zur Idee der „Verstaatlichung“ vgl. auch KUNISCH, Johannes: Staatsbildung als Gesetzgebungsproblem. Zum Verfassungscharakter frühneuzeitlicher Sukzessionsordnungen, in: Gesetzgebung als Faktor der Staatsentwicklung, Berlin 1984 (Der Staat, Beiheft 7), S. 63–88. Für neuere Ansätze vgl. mit weiteren Hinweisen SPIESS, Karl-Heinz: Lordship, Kinship, and Inheritance among the German High Nobility in the Middle Ages and Early Modern Period, in: Kinship in Europe. Approaches to Long-Term Developments (1300–1900), hg. von David Warren SABEAN, Simon TEUSCHER und Jon MATHIEU, New York 2007, S. 57–75.

21 Zitiert nach dem Teilungsvertrag, der ediert ist in: Die Hausgesetze der regierenden deutschen Fürstenthäuser, hg. von Hermann SCHULZE, Bd. 1, Jena 1862, S. 25–31.

22 Vgl. auch MOSER, Johann Jacob: Teutsches Staats-Recht, Dreyzehender Theil, darinnen von der Successions-Ordnung und dem Primogenitur-Recht derer Chur- und Fürstlichen Häuser [...] gehandelt, Leipzig 1744, S. 109–120.

23 Dieser Begriff nach KAISER, Michael: Regierende Fürsten und Prinzen von Geblüt. Der Bruderzwist als dynastisches Strukturprinzip, in: Jahrbuch der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten 4 (2001/02) S. 3–28; zur Austragung rechtlicher Konflikte am Beispiel des Herrscherhauses der

kommunikation im Umfeld dieser Streitfälle bietet gute Einblicke in die jeweils vorherrschenden dynastischen Ordnungsideen und in die Praxis der beteiligten fürstlichen Akteure, eigene Positionen im Sinne dynastischer Rason, also der Handlungsorientierung am vermeintlichen Besten des Fürstenhauses, zu stilisieren.

Ein dritter Bereich, der abschließend kurz als Untersuchungsfeld für die Emergenz und den Wandel dynastisch-herrschaftlicher Ordnungen skizziert werden soll, ist die Entscheidungsfindung. Ein Fürstenhaus war nicht nur eine (imaginierte) Abstammungsgemeinschaft, sondern auch eine Entscheidungsgemeinschaft. Einvernehmliche Beschlüsse mussten in verschiedenen Kontexten getroffen werden. So besaß das Fürstentum Anhalt auf den Reichs- und Kreistagen trotz aller Teilungen nur eine Stimme, so dass für die dortigen Voten eine abgestimmte Position zu finden war. Ebenso blieb die Entscheidung über die Eheschließungen der Fürstinnen und Fürsten auch nach 1603 in gewisser Weise eine Angelegenheit des Gesamthauses; zu den ausgehandelten Eheverträgen war die schriftliche Zustimmung aller anhaltischen Fürsten, der sogenannte agnatische Konsens, erforderlich. Damit waren die Fürsten in regelmäßigen Abständen immer wieder damit konfrontiert, partikulare Interessen und Interessen des Gesamthauses gegeneinander abzuwägen und entsprechende Positionen zu entwickeln, zu formulieren und zu vertreten. Auch hinsichtlich zahlreicher praktischer Erfordernisse, etwa zur Landesdefension oder zu wirtschaftlichen Fragen, waren – schon wegen der geringen Größe des Herrschaftsraumes – gemeinschaftliche Entscheidungen zu fällen<sup>24</sup>.

Mehrere Formen der Entscheidungsfindung innerhalb des Fürstenhauses lassen sich beobachten. Kennzeichnend vor allem für die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts waren die sogenannten Konvente, das heißt persönliche Zusammenkünfte der fürstlichen Brüder und Vettern. Vor allem bei diffizilen oder delikaten Angelegenheiten scheint diese Form der Anwesenheitskommunikation gewählt worden zu sein. In späteren Jahrzehnten wurde es üblicher, dass die Fürsten ihre Räte auf die Konvente verordneten, also die Verhandlungsführung und zum Teil auch die Entscheidungsfindung delegierten. Neben die Konvente trat als quasi alltägliche Art des Entscheidens die Umfrage im Rahmen der sogenannten Senioratskommunikation. Gemäß den Hausverträgen hatte der jeweils älteste Fürst als Senior die Aufgabe, über die das Gesamthaus betreffenden Fragen in einem Umfragesystem abstimmen zu lassen. Dazu schickte er die zu beantwortende Frage mit seinem Votum an den Zweitältesten, dieser an den Drittältesten und so weiter, bis am Ende der Senior die Voten wieder sammelte und auswertete. Die Senioratskommunikation war gewissermaßen die verschriftlichte Form des Konvents, machte jedoch die auf Anciennität bzw. Lebensalter beruhende Hierarchie für alle Beteiligten offensichtlicher. Deutliche Schwierigkeiten ergaben sich, als innerhalb der einzelnen Teilfürstentümer die Hierarchisierung zwischen den Brüdern soweit ging,

thüringischen Ernestiner vgl. auch die detaillierte Untersuchung von WESTPHAL, Siegrid: Kaiserliche Rechtsprechung und herrschaftliche Stabilisierung. Reichsgerichtsbarkeit in den thüringischen Territorialstaaten 1648–1806, Köln u.a. 2002 (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich, 43).

<sup>24</sup> Zu grundsätzlichen Perspektiven des geschichtswissenschaftlichen Blicks auf Entscheidungshandeln vgl. STOLLBERG-RILINGER, Barbara: Praktiken des Entscheidens. Zur Einführung, in: Praktiken der frühen Neuzeit. Akteure, Handlungen, Artefakte, hg. von Arndt BRENDECKE, Köln u.a. 2015 (Frühneuzeit-Impulse, 3), S. 630–634.

dass die jeweiligen Erstgeborenen ihren Geschwistern die grundsätzliche Gleichrangigkeit absprachen und sich weigerten, mit ihnen auf einer Ebene zu verhandeln. Jüngere Brüder wurden daraufhin nicht mehr zu Konventen eingeladen oder in der Senioratskommunikation berücksichtigt, wodurch sie sich aber auch nicht mehr auf Entscheidungen, die im Namen des Gesamthauses getroffen wurden, verpflichten ließen. Gerade der hausinterne Konflikt konnte daher oft nicht mehr dynastieintern bewältigt werden, sondern wurde an auswärtige Autoritäten (Reichsgerichte, benachbarte Fürsten als Mediatoren oder Patrone, Juristenfakultäten) herangetragen. Eine Analyse des Entscheidungshandelns kann damit ebenfalls dazu beitragen, den Wandel verwandtschaftlicher Ordnungsvorstellungen und seiner Folgen für die fürstliche Herrschaftsausübung zu beschreiben.

Neben den genannten drei Bereichen – der Erinnerungspolitik, der Sukzessionsordnung und dem Entscheidungshandeln – gibt es zahlreiche weitere Untersuchungsfelder für das eingangs formulierte Erkenntnisinteresse. Hierzu gehören etwa die Ausgestaltungen der fürstlichen Heiratspolitik oder die symbolischen Repräsentationen dynastischer Ideen, wie sie unter anderem im Rahmen höfischer ‚Familienfeste‘ und Herrschaftsrituale (Kindstauften, Hochzeiten, Beerdigungen, Huldigungen) sichtbar wurden<sup>25</sup>. Eine Herausforderung des Forschungsprojekts besteht darin, die Erkenntnisse zu den einzelnen Untersuchungsfeldern – auch in ihrer gegenseitigen Verschränkung – zu systematisieren, um am Ende ein stimmiges Bild davon zu erhalten, was ‚Dynastie‘ in der Frühen Neuzeit bedeutete und welche Dynamiken mit dieser Bedeutung einhergingen.

25 Zu diesen Themen gibt es eine breite Forschungsliteratur, verwiesen sei nur exemplarisch auf WALTHER, Stefanie: Die (Un-)Ordnung der Ehe. Normen und Praxis ernestinischer Fürstenehen in der Frühen Neuzeit, München 2011 (Ancien Régime, Aufklärung und Revolution, 39); SCHÖNPFLUG, Daniel: Die Heiraten der Hohenzollern. Verwandtschaft, Politik und Ritual in Europa 1640–1918, Göttingen 2013 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 207); PETERSEN, Hauke: Geburt, Taufe und Kirchgang in der Fürstenwelt des Alten Reichs, Frankfurt u.a. 2013.



# TAGUNGSBERICHTE

## **Material Culture Präsenz und Sichtbarkeit von Künstlern, Zünften und Bruderschaften in der Vormoderne\***

München, 25.–28. Februar 2016

Wie Künstler in der Frühen Neuzeit die „Corporate Identity“ von Gilden und Bruderschaften im öffentlichen Raum sichtbar machten – das war vom 25. bis 28. Februar Thema lebhafter Diskussionen auf der Tagung im Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München. Eingeladen hatte das EU-Projekt „artifex“ (ERC), das sich unter der Leitung von Andreas Tacke (Universität Trier) der Künstlersozialgeschichte verschrieben hat, Quellen zur Künstlerausbildung und zur Organisation von Malern in Zünften und Bruderschaften in der Frühen Neuzeit sammelt und den „Antagonismus“ zwischen rigidem Zunftsystem und modernem Akademiebetrieb differenziert hinterfragt ([www.kuenstlersozialgeschichte-trier.de](http://www.kuenstlersozialgeschichte-trier.de)). Für den Blick auf die materielle Kultur der Vormoderne erwies sich das Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte als idealer Partner ([www.rdklabor.de](http://www.rdklabor.de)). Für die interdisziplinäre und überregionale Perspektive sorgte die Besetzung der Session Chairs mit Kunsthistorikern, Historikern und Kulturanthropologen, Vertretern von Universitäten, Kunstakademien, Museen, Denkmalpflege und Museum Studies, die das artifex-Team um Andreas Tacke, Birgit Ulrike Münch und Dagmar Eichberger (alle Trier) und das RDK um Wolfgang Augustyn aufgeboten hatten. „Dinge sind Zeichen und Zeugen, Objekte sind Wissensspeicher – für kulturelle Techniken, Traditionen der Nutzung, die visuelle Erfahrung, den soziokulturellen Zusammenhang. Im einzelnen Objekt ist die gesamte Kultur mit enthalten“, fasste die Historikerin Sabine von Heusinger (Köln) in ihrer Einführung das Thema zusammen.

Die rund 20 Vorträge waren fünf übergreifenden Sektionen zugeordnet, die sich gegenseitig ergänzten: Sektion 1 beleuchtete als Fallbeispiel den Stadtraum „Antwerpen als Bühne für Künstler und Zünfte“ und legte dabei einen besonderen Schwerpunkt auf die Lukasgilde, in der Maler, Bildhauer und Kupferstecher vereint waren, sowie deren Selbstdarstellung in unterschiedlichen Bildmedien und Aktionsräumen: in Zunftkapellen, Gildelokalen und Künstlerhäusern. Sektion 2 warf einen Blick auf „Gilden und Bruderschaften als Auftraggeber“ und deren Repräsentation als Gruppe: im Gruppenporträt und in Prozessionen im öffentlichen Raum. Die facettenreiche Sektion 3 „Konkurrenz im Kirchenschiff“ hätte als Querschnittsthema durchaus eine eigene Tagung verdient; Sektion 4 und 5 schließlich standen unter dem Motto: „Zünfte und Repräsentation“ und vereinten unter den Stichworten „Das marginalisierte Objekt“ und „Gemalte Bildräume“ faszinierende Fallstudien aus dem profanen und kirchlichen Bereich: von der Fassadenmalerei der Zunfthäuser und der Innenausstattung von Gildekapellen bis zum Malstock als Signet des Künstlers.

Die lebhafte Diskussion zeigte, dass sich die Öffnung des Blicks über die Grenzen einzelner Fachdisziplinen, Sprach- und Ländergrenzen hinweg lohnt; insbesondere die sogenannten marginalisierten Objekte sorgten hier immer wieder für Überraschungen.

\* Erschienen bei H-ArtHist, 08.04.2016, <http://arthist.net/reviews/12548> [01.11.2016].

Als fruchtbar erwiesen sich insbesondere auch die Querschnittsfragen: nach regionalen Zentren (Antwerpen, Basel), nach Bautypen und Bauaufgaben (Zunft Häuser, Zunftkapellen), die Rekonstruktion von Objekt- und Funktionszusammenhängen (Ausstattung von Gildelokal, Festen und Prozessionen), historischen Bruchlinien (vor und nach der Reformation bzw. der Reorganisation sozialer Aufgaben durch die Kommunen). Deutlich wurde auch die Notwendigkeit, die Objekte, ihre Auftraggeber und insbesondere die Geschichte der „Künstlergilden“ nicht nur im thematischen Querschnitt, sondern auch im historischen Längsschnitt zu betrachten, die Phänomene vom Spätmittelalter bis zum Ende des Ancien Régime zu denken und gelegentlich sogar darüber hinaus.

In ihrem Festvortrag warf Suraiya FAROQHI (München/Istanbul) einen Blick auf ein verwandtes Phänomen im Osmanischen Reich: Handwerkerprozessionen mit aufwändigen Festwagen und lebensgroßen Schaupuppen: Zwischen 1582 und 1720 in illustrierten Festbüchern und Berichten auswärtiger Reiseschriftsteller überliefert, z. B. anlässlich der Beschneidungsfeier eines Prinzen in Istanbul, ist anhand der Quellen bisher nicht zu entscheiden, ob sie auf Befehl des Sultans oder Eigeninitiative der Kunsthandwerker beruhen.

Sektion I: Antwerpen, eines der großen europäischen Wirtschafts- und Kunstzentren des 16. Jahrhunderts, stand im Zentrum des ersten Themenblocks: Dan EWING (Barry University Miami) konzentrierte sich auf die Antwerpener Lukasgilde und die Darstellung ihres Gildepatrons in unterschiedlichen bildkünstlerischen Medien und für wechselnde Funktionen (Gildekapelle, Altar, Zunftlokal) sowie auf die Rolle der Dekane als Auftraggeber und Stifter. Die Architekturhistorikerin Petra MACLOT (Antwerpen) zeigte anhand der sogenannten Gildehäuser am Großen Markt und einzelner Künstlerhäuser, wie der Rathausneubau von 1565 die Anpassung der spätmittelalterlichen Hausfassaden *all'antica* als neues Statussymbol beförderte. Beatrijs Wolters van der WEY (Antwerpen) fragte anhand ausgewählter Beispiele aus Brüssel (Marmorbrunnen des Gabriel Grupello für die Fischerzunft), Antwerpen (Anatomen-Gilde) und Haarlem (Schützengilde) nach dem heute meist unter verschiedenen Kulturinstitutionen aufgeteilten Inventar von Gilden und Korporationen, wobei sie nicht zwischen Berufsgenossenschaften, religiösen Bruderschaften und Militia-Gilden unterschied. Als neues Mittel der Visualisierung haben sich hier neuerdings CAD-Rekonstruktionen auf der Basis von Inventaren etabliert, die den wissenschaftlichen Diskurs stimulieren, aber doch im besten Sinne des Wortes „Science Fiction“ bleiben und deshalb – wie in der Diskussion angeregt wurde – in Unterscheidung zu den Artefakten auch eine kritische Reflexion und ein entsprechendes „Labelling“ einfordern.

Sektion 2: Ein weiterer Themenblock widmete sich dem niederländischen Gruppenporträt, im 15. Jahrhundert ein neues Mittel der Identifikation von Zünften, Gilden und Bruderschaften, das sich vorwiegend an den Außenseiten von Altären findet (Ingrid FALQUE, Louvain): Wie begehrt dieser Platz war, zeigt exemplarisch die juristische Auseinandersetzungen um einen Altar von Aert van den Bossche, der hier die Bildnisse wichtiger Bruderschafts-Mitglieder nachträglich einarbeiten musste. Das Nachbearbeiten von Gruppenporträts ist auch ein zentraler Befund auf dem Altar der Haarlemer Johanniter-Bruderschaft mit der Translatio der Reliquien Johannes des Täufers von der Hand des Laienbruders Geertgen tot Sint Jans (Wien), den Henry Martin LUTTIKHUIZEN (Calvin College, Michigan) analysierte: Der „Inner Circle“ des Hos-

pitalsordens wurde hier nachträglich durch assoziierte Mitglieder und Unterstützer aus dem kommunalen Umfeld erweitert.

Im öffentlichen Raum waren Korporationen vor allem bei Prozessionen präsent. In Mittelitalien lebte die Tradition religiöser Bruderschaften – wie die der Santissima Annunziata in Perugia – vom späten Mittelalter bis in die Zeit des Faschismus ungebrochen fort (Pascal RIHOUE, Rhode Island): Das Banner mit der Verkündigung an Maria (Niccolò di Liberatore, um 1460, Galleria Nazionale dell'Umbria) wurde wie ein Altarbild in einem Renaissancerahmen aufbewahrt (heute in S. Maria Nuova), die bewegliche Figur des toten Christus bis zur Karwoche in einer bemalten Grabtruhe verwahrt und als wundertätig verehrt. In den kalvinistischen Generalstaaten hingegen wurde das altetablierte System der Sozialfürsorge durch religiöse Bruderschaften im 16. Jahrhundert von den Kommunen übernommen: das zeigte Megan BLOCKSOM (University of Kansas) in einer subtilen Analyse des großformatigen Gemäldes der Prozession der Leprosen am *Koppermaandag*, dem Montag nach Epiphania (Adriaen van Nieulandt, 1633, Amsterdam Museum), aus dem Leprosenhaus.

Sektion 3: Unter dem Stichwort „Konkurrenz im Kirchenschiff“ zeigte Stefan BÜRGER (Würzburg) in einem faktenreichen Überblick über den Kirchenbau der Spätgotik in Sachsen die Vielfalt der Möglichkeiten bürgerlicher Korporationen, sich mittels Architektur (in Halle, Geithain, Delitzsch, Görlitz, Zwickau und Annaberg), Kapellen- und Altarstiftungen (in Annaberg) oder Zunftgestühl (in Freiberg) in der Sozialtopographie der Stadt zu positionieren: Es gilt „die Kirche als Bild“ zu lesen. Im Anschluss boten die beiden prominent platzierten Selbstbildnisse des Dombaumeister Anton Pilgram (1511–1515) an Kanzelfuß und Orgelempore im Wiener Stephansdom reichlich Stoff zur Diskussion (Signifikanz von Bildtypus, Anbringungsort, Blickrichtung und Kleidung): Philipp ZITZLSPERGER (Berlin) deutete sie im Verweis auf einen Rechtsstreit zwischen der Steinmetzbruderschaft und dem Stadtrat, den erst Kaiser Maximilian durch einen Vergleich beilegen konnte, und mit Blick auf das Kostüm als Akt der Selbstdarstellung des umstrittenen „Zugereisten“. Gábor ENRÖDI (Budapest/München) dagegen konzentrierte sich auf die Geschichte der Steinmetzzunft und das Nachleben des Anton Pilgram: Er konnte Signatur und Datum „M.A.P. 1513“ unterhalb des Baumeisterbildnisses am Orgelfuß und die Polychromie der Büste als eine späte Würdigung des 17. Jahrhunderts identifizieren und ein barockes Büstenpaar des legendären Zunftgründers und des Dombaumeisters Pilgram im Besitz der Innung als „Geschichtsfälschung“ bzw. Teil der Erinnerungskultur verorten, eine Antwort auf die Konkurrenz italienischer Steinmetzen, die seit der Übersiedlung des Kaiserhofes nach Wien 1612 neue Bautraditionen über die Alpen trugen. Die Gründungsphase der Florentiner Zeichenakademie und die Neuorganisation der Künstlerzunft in Florenz beleuchtete im Folgenden Matthijs JONKER (Amsterdam) anhand der Sitzungsprotokolle der Accademia di San Luca: Sie haben zwischen 1563 und 1579 die Lukaskapelle im ehemaligen Kapitelhaus der Servitenkirche Santissima Annunziata nicht nur mit einer programmatischen Neuausstattung versehen und als Begräbnisort prominenter Künstler (Cellini) genutzt, sondern auch ganz profan als Sitzungssaal.

Sektion 4: Als buchstäblich unterbelichtetes Thema identifizierte Vera HENKELMANN (Eschweiler) das Beleuchtungswesen der Bruderschaften und Zünfte im Spätmittelalter. Die Kostbarkeit des Bienenwachses machte Kerzen zu einem der teuersten Ausstattungsstücke; Wachs taucht deshalb als Zahlungsmittel – als Spende, Mit-

gliedsbeitrag oder Strafe – stets in deren Statuten auf. Erhalten sind ortsfeste und mobile Beleuchtungsträger: Leuchterbalken (prominent im Chorumhang des Kölner Domes) oder aufwändig geschnitzt und von namhaften Künstlern signiert wie die Marienleuchter (in Kalkar, Kempten oder Erkelenz) als Stiftung von Marienbruderschaften. An der Decke von Zunfthäusern hingen sogen. Leuchterweibchen. Zur Ausstattung von Zunfthäusern gehörten, wie Jens KREMB (Bonn) demonstrierte, auch runde Wappenscheiben, die er vor allem in Südwestdeutschland (einzigartig der Bestand im Rathaus von Ravensburg) und der Schweiz identifizieren konnte. Von der Forschung übersehen war bisher auch der Malstock als sinnstiftendes Utensil der Maler (Audrey GINOUX, Lyon): Vittore Carpaccio nutze ihn an prominenter Stelle zur Anbringung eines Zettels mit seiner Signatur (Venedig, Accademia) und in den Händen malender Monarchen des Absolutismus wurde er zum Zeichen kreativer Schöpferkraft. Marc JACOBS (Brüssel) umriss den Paradigmenwechsel in der Kulturpolitik Belgiens seit 2000 und die Renaissance der Stadtmuseen am Beispiel des Bijlokesmuseums in Gent, angeregt durch Pascal Gielen (Kleine dramaturgie voor een artefactenstoet: omtrent ‚Gent culturstad‘, Gent 2000) und François Hartog (Regimes of Historicity: Presentism and Experiences of Time, 2003/2015) und die neubelebte Diskussion um das immaterielle kulturelle Erbe.

Sektion 5: Martin ROLAND (Wien) demonstrierte, wie illuminierte Urkunden, die zumeist einen Rechtsstatus verbriefen, Realien ins Bild setzen: die Urkunde der Lübecker Zirkelherren (um 1485) zeigt deren Collane als Zeichen der Selbstvergewisserung einer städtischen Elite im patrizisch verfassten Lübeck, Bruderschaften bevorzugten die Vita ihres Schutzpatrons, und in London wollte im 15. Jahrhundert jeder „Club“ eine reich illuminierte Urkunde an die Wand hängen. Michael ROTH (Berlin) unternahm einen erneuten Anlauf, um den Geheimnissen der sogenannten Augsburger Malerbildnisse auf die Spur zu kommen: einer Folge von 20 gezeichneten Bildnissen der Dürerzeit mit der Signatur „BB“, die aufgrund von Künstlernamen und Ortsangaben als zusammenhängende Gruppe (Bildnisse Augsburger Malergesellen oder ein Freundschaftsalbum) gedeutet wurden. Seine systematische Übersicht über alle Blätter, die nahtsichtige Analyse und die Rückverfolgung der Konvolute (12 Berlin, 4 Danzig, 2 Hamburg, 1 Kopenhagen, 1 Weimar) bis ins 18. Jahrhundert eröffneten den Weg zu einer lebhaften Diskussion um die Deutung der Aufschriften auf den Rückseiten als Preisangaben und eine mögliche spätere Zusammenstellung als retrospektive Konstruktion von Zunftgeschichte. Die Fallstudie von Martin MÖHLE (Basel) zur Fassadenmalerei am Zunfthaus der Schmiede im reformierten und zünftisch regierten Basel und deren Bezug zur Dekoration des Rathauses beleuchtete exemplarisch den Reichtum der materiellen Überlieferung der Zünfte in der Schweiz; hier haben die Zünfte bis weit ins 19. Jahrhundert auch politisch eine aktive Rolle gespielt.

Insgesamt beleuchtete die Tagung die Rolle der Künstler als Akteure im städtischen Raum und Teil der korporativen Welt der frühneuzeitlichen Kommunen aus unterschiedlichster Perspektive, öffnete den Blick auch auf unerwartete Themen (wie die „Erinnerungskultur“ der Zünfte), und lieferte damit reichlich Stoff für weiterführende Fragen.

*Susan Tipton, München\**

\* Dr. Susan Tipton, Ferdinand-Miller-Platz 2, D-80335 München, E-Mail: susantipton@web.de.

## Mäzene als Akteure im historischen Feld und literarisches Textkonzept\*

Kiel, 1.–3. März 2016

Der Vermerk eines Geldgeschenks im November 1203 an den *cantor* Walther von der Vogelweide im Reiserechnungsbuch des Passauer Bischofs Wolfger von Erla stellt nicht nur das einzige außerliterarische Lebenszeugnis Walthers dar, sondern gehört auch zu den wenigen urkundlichen Belegen für eine Förderung von Autoren literarischer Werke. Dagegen finden sich in literarischen Texten selbst zahlreiche Hinweise auf adlige oder auch geistliche Mäzene und Gönner, die Autoren und ihre Werke gefördert haben und die zumeist in den Pro- oder Epilogen, gelegentlich auch in anderen Textpassagen hervorgehoben werden.

Joachim Bumke hat in seiner 1979 erschienenen grundlegenden Studie ‚Mäzene im Mittelalter‘ solche Zeugnisse literarischer Gönnerschaft in der höfischen Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts ausgewertet. Dabei wurden die Gönnernennungen hinsichtlich ihres Quellenwertes für die Rekonstruktion der historischen und kulturellen Verfasstheit des mittelalterlichen Literaturbetriebs betrachtet und damit als prinzipiell korrekte Dokumente tatsächlichen Mäzenatentums gelesen. Ergänzt wurden die Ergebnisse um verschiedene Untersuchungen zum weiblichen Mäzenatentum sowie um einige Spezialstudien zu spezifischen Schreiborten. Eine systematische Erforschung des Mäzenatentums für die gesamte mittelalterliche Literaturperiode, die außerdem alle Textsorten erfasst, fehlt jedoch bislang.

In der internationalen Mediävistik werden die Realisierungsbedingungen vormoderer Literatur wieder zunehmend stärker in den Blick genommen, entsprechend ist auch das Mäzenatentum als ein Faktor, der bei der Entstehung mittelalterlicher Texte mitgedacht werden muss, von besonderem Interesse. Dabei hat das Thema unter den veränderten Paradigmen des ‚cultural turn‘ eine Neubewertung erfahren, indem Gönner-Angaben nicht mehr (nur) als Hinweise auf tatsächliche mäzenatische Beziehungen gelesen werden, sondern auch als textstrategische Gestaltungsmittel, mit denen die Autoren angesichts einer noch fehlenden institutionellen Absicherung im vormodernen Literaturbetrieb soziokulturelle, aber auch genuin literarische Geltungsansprüche artikulierten. Eine Erforschung des Mäzenatentums steht somit auch vor der Aufgabe, zwischen Formen unspezifischer Patronage, Signaturen tatsächlicher Auftraggeberschaft und verschiedenen konzeptuellen Stilisierungen von Gönnerschaft zu differenzieren.

Bei der interdisziplinären, durch die Thyssen-Stiftung unterstützten Tagung ging es den Veranstaltern Bernd Bastert (Bochum), Andreas Bihrer (Kiel) und Timo Reuvekamp-Felber (Kiel) nicht zuletzt darum, einen neuen Impuls zu setzen für eine sowohl historische als auch literaturwissenschaftliche Aufarbeitung literarischen Mäzenatentums, der die Gönnerforschung auch um bislang wenig perspektivierte Felder ergänzen und in einer diachronen Perspektivierung die historischen Genesen des Mäzenatentums nachvollziehen sollte. Eine internationale Perspektive, die Parallelen und Verknüpfungen in der literarischen Darstellung von Gönnerschaft im europäischen Kulturraum eruiert, war dabei zentrales Anliegen.

\* Der Tagungsbericht erscheint auch in der Zeitschrift für deutsche Philologie 135 (2016).

Andreas BIHRER skizzierte in der historischen Exposition die Position der Geschichtswissenschaft, die sich bislang kaum der Erforschung des literarischen Mäzenatentums gewidmet hat. Literaturförderung wurde zumeist als Teil der höfischen Kultur betrachtet und in dem – auch durch die Literaturwissenschaft selbst etablierten – unspezifischen Erklärungsmodell eines feudaldadigen Repräsentationsbedürfnisses verortet. Bihrer betont dagegen, dass Gönnernennungen trotz der Wirksamkeit genuin literarischer und ästhetischer Prinzipien nicht nur textfunktional zu verstehen sind, sondern historisch referentialisierbare Lesarten ermöglichen. Als sozialgeschichtlich-kulturelle Arbeitsfelder erweisen sich die unterschiedlichen Formen der Förderung von Kunst und Literatur, die Untersuchung einzelner Kultur- oder Herrschaftsräume und regionaler Diversifikationen sowie die herrschaftlichen, sozialen und kommunikativen Strukturen, in denen Gönnerschaft eingebunden war. Bihrer wirft auch die Frage nach weiteren Feldern des Mäzenatentums neben bildender Kunst und Literatur auf, nach dem Verhältnis der geförderten Künste zueinander und nach der Glaubwürdigkeit der zumeist literarischen Quellen. Von Bedeutung ist eine differenzierte Untersuchung der dem Mäzenatentum zu Grunde liegenden Interessen und Motive, die auch eine Antwort geben kann auf die Frage, ob sich unterschiedlichen Akteuren oder Institutionen divergente Interessen und Formen kultureller Förderung zuordnen lassen.

Mit dem ‚Rolandslied‘ und dem ‚Lucidarius‘ stellte Timo REUVEKAMP-FELBER zwei Texte vor, die Heinrich der Löwe als Auftraggeber benennen, aber in der Darstellung des Mäzens divergent verfahren. Das ‚Rolandslied‘ lobt Heinrich im Epilog für seine christliche Lebensführung und seine Verdienste in der Missionierung der Heiden und zeichnet den Gönner damit für genau die Tugenden aus, die für die Handlung des Kreuzzugsepos bestimmend sind. Der ‚Lucidarius‘ dagegen stellt der Sammlung vor allem theologischen Wissens einen Prolog voran, der die Initiierung des Werkes durch den Mäzen beschreibt: Heinrich beauftragt seine Kapläne, die Inhalte aus verschiedenen lateinischen Schriften zusammenzusuchen und das Werk in Prosa zu verfassen. Dem enzyklopädischen Charakter des Werkes entsprechend wird Heinrich hier nicht als unerschrockener Glaubenskämpfer, sondern als *litteratus* profiliert, dessen Kennerschaft das Werk maßgeblich prägt. Das Beispiel konturiert grundlegende Parameter einer literaturwissenschaftlichen Erforschung des Mäzenatentums: Offenbar bedingen unterschiedliche literarische Sujets auch divergente Profilierungen der Gönnerdarstellung, die damit als Teil einer poetologischen Strategie verstanden und in Rückbindung an den jeweiligen Text betrachtet werden muss. Es gilt daher, mögliche Typisierungen und Gattungsspezifika sowie unterschiedliche narrative Verfahren von Gönnernennungen zu ermitteln.

### **I. Mäzene als Akteure im historischen Feld – germanistische Fallstudien**

Im ersten thematischen Segment werden die historischen Dimensionen mittelalterlichen Mäzenatentums aus germanistischer Perspektive ausgeleuchtet. Jürgen WOLF, der sich 2015 mit dem Sammelband ‚Maecenas und seine Erben‘ unter anderem einer begriffsgeschichtlichen Konturierung des Mäzenatentums gewidmet hat, nimmt in seinem Beitrag geistliche Förderer von Literatur in den Blick. Trotz der großen Bedeutung geistlicher Akteure für den mittelalterlichen Literaturbetrieb, insbesondere auf der Ebene der unmittelbaren Buchproduktion, ist dieser Bereich in der Mäzeneforschung bislang unterrepräsentiert. Am Beispiel der im Kloster Werden (bei Essen) entstandenen ‚Mittelfränkischen Reimbibel‘ als einem volkssprachigen Belehrungs- und Er-

bauungsbuch, das offenbar für einen nicht genuin geistlichen Rezipientenkreis gefertigt und kopiert wurde, zeigt Wolf für die frühe mittelhochdeutsche Literaturperiode, dass die strikten Dichotomien zwischen weltlichen und geistlichen Interessen auch in der Literaturförderung durch Geistliche nicht greifen. Waren Äbte, Bischöfe und Klöster bis in das 13. Jahrhundert hinein wichtige Förderer für nahezu alle literarischen Gattungen, stellt Wolf seit dem frühen 14. Jahrhundert einen signifikanten Wandel in der Textauswahl fest, indem vor allem geistliche Texte sowie historiographische Werke und Wissenstexte im Fokus standen, während höfische Literatur kaum noch von Geistlichen gefördert wurde. Wolf weitet die diachrone Betrachtung auf den frühen Buchdruck aus und kommt zu dem Ergebnis, dass nicht nur die Autoren des Manuskriptzeitalters von Gönnern abhängig waren, sondern die spätmittelalterlichen Förderstrukturen nach dem medialen Wandel fortwirkten. Bei der Drucklegung und Abnahme von Werken sowie der Finanzierung der frühen Offizinen finden sich zahlreiche Beispiele mäzenatischer, auch genuin geistlicher Förderung.

Maximilian BENZ nimmt die Gönnernennungen im Werk Rudolfs von Ems zum Ausgangspunkt der Frage nach einer Funktionalisierung und damit Heteronomisierung der Texte durch ihre verschiedenen literarischen Gebrauchszusammenhänge. In Rudolfs Werken werden divergente Konfigurationen entworfen, indem etwa den im staufischen Förderkontext entstandenen Texten wie dem ‚Willehalm von Orlens‘ eine Einordnung in die zeremoniellen Zusammenhänge der höfischen Kultur abzulesen ist. Dagegen gestalten die geistlichen Werke andere Modelle literarischer Kommunikation, die vorrangig auf die Vermittlung von *lêre* abzielen, wie sie dem ‚Guten Gerhard‘ durch die ethischen Implikationen der ausgestellten christlichen Demut implizit sind. Die Heteronomie steht in allen Werken Rudolfs in einem Spannungsverhältnis zu ihrem literarischem ‚Eigensinn‘, das in dem Zusammenspiel von Verfasser und Mäzen als auch in dem von didaktischer Funktionalisierung und ästhetischer Eigenrechtlichkeit des Werkes ausgehandelt wird.

Ein neues Deutungsspektrum für den Bereich politischer Spruchdichtung eröffnet Alan MURRAY, der die pauschale Gleichsetzung von Herrscherpreis und Gönnerschaft zurückweist; bereits die Erwähnung unterschiedlicher Herrscher in den Korpora einzelner Dichter macht eine unmittelbare Rückbindung an ein Gönnerverhältnis unwahrscheinlich. Am Beispiel von Preisgedichten Reinmars von Zweter, Rumelants von Sachsen und Frauenlobs auf die dänischen Könige zeigt Murray, dass die mittelhochdeutsche Spruchdichtung oftmals politisch motiviert ist und der Gunstbezeugung, politischen Vernetzung oder gezielten Einflussnahme auf politische Entscheidungen dient. Die Förderung von Spruchdichtung als ein grenzüberschreitendes literarisches Konzept ist eine Komponente der politisch-höfischen Kultur und steht in engem Konnex mit den vielschichtigen Allianzen und Interessenlagen des europäischen Hochadels.

## **II. Mäzene als Akteure im historischen Feld – europäische Perspektiven**

Die Beiträge des zweiten Segments demonstrieren, dass sich auch in der internationalen Mediävistik die divergenten Konzeptualisierungen und Funktionalisierungen von Gönnerschaft als maßgebliche Fragestellungen für eine Neuperspektivierung des literarischen Mäzenatentums herauskristallisieren. Remco SLEIDERINK überprüft die durch Joachim Bumke geprägte Maxime, dass mittelalterliche Kunst stets als Auftragskunst zu denken sei, die großen Einfluss auch auf die Erforschung der mittel-

niederländischen Literatur hatte. Eine Auswertung des Handschriftenbestandes ergibt für die niederländischen Texte bis 1500 aber eine bemerkenswert geringe Anzahl an Werken (47), die mit Widmungen oder anderen deutlichen Signaturen von Auftraggeberschaft versehen sind. Sleiderink unterscheidet mit namentlich belegter Auftraggeberschaft, Widmungen an namentlich genannte Personen sowie Dichtungen, die vermeintlich im Auftrag namentlich nicht genannter Personen entstanden sind, drei Arten von Gönnerreferenzen. Bei allen Typen finden sich Beispiele mit deutlichen Fiktionalitätssignalen, wobei diese nicht die historische Relevanz des Mäzenatentums nivellieren, das literarische Spiel mit Gönnerschaft setzt zumindest eine reale Vorstellung von diesem Konzept voraus. Die Zusammenschau der drei Listen legt den Schluss nahe, dass die Autorisierung von Werken mit der Texttypik korreliert, indem konkrete Auftraggeber vorrangig für historiographische Texte genannt werden, wogegen fiktionale Texte in keiner der Zusammenstellungen signifikant vertreten sind.

Das Zusammenspiel verschiedener Adressaten und auktorialer Intentionen in einem Text zeigt Thomas HAYE am Beispiel eines panegyrischen Gedichtes, mit dem der englische Mönch Walter von Peterborough die Schlacht von Najera (1367) literarisiert, in der der ‚schwarze Prinz‘ Edward von Woodstock in den kastilischen Bürgerkrieg eingreift. Bereits die Konzeption des epischeren Gedichts zeigt eine Ausrichtung auf die Repräsentationsbedürfnisse möglicher Gönner. Dabei werden nicht nur Edward sowie der Herzog von Lancaster als unmittelbare Adressaten des Gedichts aufgerufen, sondern auch weitere Instanzen aus dem historischen Feld des Verfassers eingespielt, wobei der Fiktionalitätsgrad der einzelnen eingespielten mäzenatischen Rollen kaum zu bestimmen ist. Das Proömium zeigt ein dichtes Geflecht unterschiedlicher Ambitionen, das nach HAYE gar nicht auf eindeutige Funktionsbestimmung und Adressierung ausgerichtet ist, sondern unterschiedlichen personalen Verpflichtungen Rechnung zu tragen sucht und in der komplementären Zusammenführung verschiedener Anliegen eine maximale ‚Streuwirkung‘ intendiert.

Eine gattungsspezifische Auswertung nimmt Klaus OSCEMA für den Typus der astrologischen Jahresprognostiken vor, der im 15. Jahrhundert enormen Aufschwung erfährt. Die *idudicia anni* als astronomische Bestandsaufnahmen, die für den Zeitraum eines Jahres Prognosen zu verschiedenen Bereichen geben, wurden häufig als Auftragsarbeiten erstellt und zeigen vielfach einen inhaltlichen Zuschnitt auf ihre Entstehungskontexte. Die Schriften kennzeichnet eine virulente, oft panegyrisch geprägte Widmungspraxis, in der die Adressatennennung mit einer Selbstlegitimierung der Autoren, aber auch mit einer Erläuterung der Machbarkeit und Legitimität des Gegenstandsfeldes astrologischer Deutungen verbunden wird. Die Texte zeugen damit von einem typischen diskursiven Muster der Gönnernennung, die Rekurrenz auf Auftraggeber im Kontext textueller Legitimierungsstrategien aufzuführen. Oschema sieht in den wechselnden Adressierungen der astrologischen Gutachten auch ein Mittel der Kontaktaufnahme, mit der die Verfasser nicht nur auf bestehende Auftraggeber verweisen, sondern gezielt um das Wohlwollen potentieller Förderer geworben haben.

### **III. Mäzene als poetologisches Textkonzept**

In der dritten Sektion stehen mit den spezifischen Darstellungsformen und Traditionen des Sprechens über Gönnerschaft die textfunktionalen Dimensionen des Mäzenatentums im Mittelpunkt.

Anja BECKER zeigt in ihrem Beitrag, dass Texte auch indirekte Hinweise auf mäzenatische Verbindungen transportieren können. Becker sieht in der ungewöhnlichen Motivik der drei Sonnen, deren Licht in Wolframs Tagelied ‚ez ist nu tac‘ nicht durch die verschlungenen Körper der Liebenden hindurch zu scheinen vermag, nicht nur einen metaphorischen Ausdruck der innigen Verbundenheit, sondern eine konkrete Anspielung auf ein Halo-Phänomen, das im Januar 1207 über der Staufischen Königspfalz Gelnhausen zu sehen war. Caesarius von Heisterbach dokumentiert im ‚Dialogus miracolorum‘ sowohl die außergewöhnliche Himmelserscheinung als auch die Anwesenheit des Landgrafen Hermann I. von Thüringen. Aus Wolframs Kenntnis des ungewöhnlichen Phänomens schließt Becker auf dessen Präsenz am Hofe Hermanns im Jahre 1207, was zu einer genaueren Bestimmung der Dauer des mäzenatischen Verhältnis zwischen Wolfram und Hermann von Thüringen beitragen kann, wobei diese Thesen, wie Becker abschließend herausstellt, nicht in Opposition zu der Möglichkeit einer textfunktionalen Einbindung des Motivs stehen.

Klaus KIPF fragt nach Diskurstraditionen in den Erwähnungen von Auftraggebern, Gönnern und Mäzenen. Ähnlich dem Sprechen über Autorschaft ist auch die Verhandlung von Gönnerschaft durch sprachliche Muster und Darstellungskonventionen geprägt. Während in der mittellateinischen Dichtung Autor- und Gönnergennungen oft in paratextuellen Elementen wie Widmungsbriefen behandelt werden, hat die volkssprachige Literatur andere Diskursstrategien zur Erzeugung von Geltung ausgebildet, die ihren Ausgangspunkt nicht in den romanischen Vorlagen der neuen Gattungen, sondern in der geistlichen Literatur der frühmittelhochdeutschen Zeit haben. Kipf skizziert die Anfänge der Gönnergennung in der volkssprachigen deutschen Literatur zwischen 1150 und 1200, in der sich feste sprachliche Schemata und auch gattungsspezifische Ausprägungen zeigen. So verbindet Hartmann von Aue seine Selbstnennung in geistlichen Dichtungen mit der Bitte um Gebetsgedenken, ähnliche Muster der Legitimierung von Autornennung finden sich in Albers ‚Tundalus‘ und bereits bei Frau Ava; auch die Gönnergennungen in geistlichen Dichtungen werden mit der Bitte an den Rezipienten um fürbittendes Gedenken verbunden. Dabei deutet sich als weitere Konstante für diese frühe Phase der volkssprachigen Dichtung an, dass die Gönner und Auftraggeber weniger als finanzielle und materielle Förderer, sondern als Berater und Mentoren der Dichter profiliert werden.

Klaus Gereon BEUCKERS demonstriert aus kunstgeschichtlicher Perspektive, dass die Gönnerdarstellung nicht unmittelbar mit dem Auftraggeber gleichgesetzt werden kann. ‚Stifter‘-Bilder auf mittelalterlichen Psaltern als auf Dauer gestellte Memoria, in der Auftraggeberschaft als Martyrium und Heilswerk inszeniert wird, werden zumeist als Auftragskunst aufgefasst, in der unmittelbar ein konkreter Selbstinszenierungswunsch des Mäzens abgebildet würde. Tatsächlich ist in der bildmedialen Darstellung genau wie in der literarischen Lobrede aber die Produktionsinstanz entscheidend. Mit Devotionsbildern, Donationsdarstellungen und Repräsentationsbildern sind zwar Typisierungen der Stifterbilder fassbar, dennoch ergibt sich ein disparates Bild, indem jedes Artefakt seinen repräsentativen oder auch appellativen Charakter individuell gestaltet und damit genauso analysebedürftig ist wie der literarische Text.

Der Beitrag von Seraina PLOTKE über Konrad von Würzburg und seine Gönner bringt die Stadt in das Spektrum der besprochenen literarischen Handlungsräume ein. Das in Pro- und Epilogen verhandelte Autor-Gönner-Verhältnis in der volkssprachigen Literatur

kann als Formelement und damit als Ausdruck einer Konzeptionalisierung des Mäzenatentums gelesen werden, es zeigen sich aber auch Überschneidungen realhistorischer Sponsorenbeziehungen und literarischer Legitimierungsstrategien. Konrad von Würzburg nennt in seinen Werken diverse Persönlichkeiten der Basler Führungsschicht, wobei die verschiedenen Gönner als eine homogene Gruppe erscheinen, in der sich insbesondere in der Darstellung von weltlichen und geistlichen Auftraggebern keine Divergenzen ausmachen lassen. In allen Texten wird ein klares Reziprozitätsverhältnis von Autor und Gönner vorgestellt, das zumeist nach einem festen Schema dargestellt wird, indem in unmittelbarer Nähe der Nennung des Gönners stets die mit einer topischen Bescheidenheitsformel verbundene Selbstnennung des Autors steht. In den legendarischen Texten ist eine andere Konzeption fassbar, indem hier Bitten um Seelenheil eingebunden werden, was auf ähnliche Gattungsspezifikationen und Kategorisierungen in der Darstellung von Gönnerschaft hindeutet, die auch Benz und Kipf skizziert haben.

Christoph FASBENDER widmet sich den Patronageverhältnissen und ihrer literarischen Inszenierung in der Literatur des Deutschen Ritterordens. Die literarisch produktivste Zeit des Ritterordens war das Jahrzehnt unter den beiden Hochmeistern Luder von Braunschweig (1331–1335) und Dietrich von Altenburg (1335–1341), hier entstanden zahlreiche Texte, in denen diese explizit genannt und als tatsächliche Auftraggeber zumindest wahrscheinlich sind. Fasbenders Beispiele zeigen zum einen rechtliche Aspekte auf; so wird im Prolog der ‚Kronike von Pruzinlant‘ (Nikolaus von Jeroschin) der Gönnerwechsel vom verstorbenen Luder zum neuen Hochmeister Dietrich behandelt und umfangreich legitimiert. Zum anderen finden sich Hinweise auf spezifische Darstellungskonventionen, indem das Lob Luders von Braunschweig in verschiedenen Texten mit ähnlichen inhaltlichen Momenten gestaltet wird, zu denen die Zuschreibung einer genealogischen Verbindung mit der Hl. Elisabeth gehört, die als mögliches ‚protokollarisches Merkmal‘ zu einer korrekten literarischen Darstellung Luders gehört haben kann. Dass ein konkretes Auftragsverhältnis, nicht nur in den Texten des Deutschen Ordens, selten unwiderlegbar nachgewiesen werden kann, macht die Annahme tatsächlicher Förderung durch Gönner nicht obsolet; die Vorstellung realhistorischer Gönnerschaft und ihre literarische oder stilistische Darstellung sind nicht als gegensätzliche Perspektiven, sondern als komplementäre Momente der Gönnerforschung zu betrachten.

Dass die Darstellungen des Mäzenatentums an einer Schnittstelle zwischen außerliterarischer Bedingtheit der Literatur und dem literarischen Werk selber verortet ist, führt der abschließende Beitrag von Thomas KLINKERT zu Ariosts erstmals 1516 veröffentlichten ‚Orlando Furioso‘ vor Augen. In der ausführlichen Widmungsstrophe wird der Gönner Kardinal Ippolito d’Este direkt angesprochen, wobei Klinkert auf die ungewöhnliche Beschreibung der Gönnerbeziehung verweist, denn der Autor gibt an, mit seinem Werk für die materielle Gunst des Mäzens zu ‚bezahlen‘. Klinkert führt das Werk als Beispiel für die erfolgreiche strategische Verbindung von literarischem Werk und Herrscherlob an, mit der der Bucherfolg gesichert wurde; tatsächlich zeigt die Rezeptionsgeschichte, dass die Mitglieder des Herrscherhauses Este dem Text große Wertschätzung entgegenbrachten. Bemerkenswert ist aber die weitere Verhandlung der Gönnerfigur im Text, denn Ariost erfindet einen Stammbaum des Hauses Este und führt dieses auf die Figuren des Romans zurück, wobei die Darstellung zu einer Paro-

die topischer Dichterreden und der Darstellungskonventionen des Autor-Gönner Verhältnisses gerät.

Bernd BASTERT skizziert in der Zusammenschau der Beiträge eine Genese literarischer Gönnerdarstellung, die auf deren zunehmende Topik und Konventionalisierung verweist. Sind Referenzen auf Gönner zunächst Ausdruck einer materiellen Gegebenheit und damit der außerliterarischen Verfasstheit der mittelalterlichen literarischen Produktion, werden feste Parameter der Darstellung ausgeprägt und Gönnernennungen zunehmend auch konzeptuell verwendet. Nicht nur bei Ariost schreibt sich Gönnerschaft oder die Gönnerfigur allmählich in die Texte ein und kann zum Bestandteil der Diegese werden. Als gemeinsames Substrat der Tagungsbeiträge und Diskussionen fassen die Veranstalter weiter zusammen, dass die einheitlichen Terminologien Mäzen und Gönner der Diversifizierung bedürfen, so muss die Kategorie des Stifters, die vor allem für legendarische Texte relevant ist, und die des Widmungsnehmers ergänzt werden. Die Tagungsbeiträge zeigen, dass in der aktuellen mediävistischen Erforschung nicht mehr nur eine rein positivistische Beschreibung des Mäzenatentums erfolgt, sondern zunehmend die Frage nach Mustern und Modellen sowie deren Genesen in den Mittelpunkt rückt. In der literarischen Abbildung von Gönnerschaft sind Stilisierungen und Darstellungskonventionen erkennbar (Kipf), dabei korrelieren die divergenten Ausdrucksformen offenbar mit den jeweiligen Textsorten, was sich vor allem in unterschiedlichen geistlichen und weltlichen Modalitäten der Gönnerreferenz widerspiegelt (Wolf, Benz, Plotke). Mehrere Beiträge zeigen, dass die mit Gönnernennungen verbundenen Intentionen variabel und kaum eindeutig zu bestimmen sind (Haye, Oschema), dabei kann die literarische Darstellung von Gönnerschaft auch im Dienst einer politischen Funktionalisierung stehen (Murray). In vielen Fällen kann nicht zwischen tatsächlichen Mäzenaten-Beziehungen und einem fiktionalen Status der Gönnervermerke unterschieden werden (Sleiderink, Haye), wobei die Referenz auf eine realhistorische Förderung von Literatur und die literarische Funktionalisierung und Stilisierung der Gönnernennung sich nicht ausschließen und auch nicht immer sinnvoll auseinanderdividiert werden können (Becker, Plotke, Fasbender). Das Mäzenatentum in der vormodernen Literatur wird erst in der interdisziplinären Perspektivierung verstehbar, die Gönnernennungen als Reflex auf die Eingebundenheit in tatsächliche Förderstrukturen und zugleich als poetologische Komponente des Textes betrachtet. Die literarische Verhandlung von Gönnerschaft kann sowohl als Institutionalisierung von Darstellungskonventionen als auch mit dem Erklärungsmuster artistischer Konzeption perspektiviert werden, die Gönnernennungen in ihrer genuin ästhetischen Eigenrechtlichkeit als Bestandteil der Kunst wahrnimmt.

Eine Publikation der Tagungsbeiträge erscheint 2017 im Auftrag des Vorstands der Deutschen Sektion der International Courtly Literature Society in der Reihe *Encomia Deutsch*.

*Margit Dahm-Kruse, Kiel\**

\* Margit Dahm-Kruse M.A., Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Germanistisches Seminar, Olshausenstr. 40, D-24098 Kiel, E-Mail: [dahm@germsem.uni-kiel.de](mailto:dahm@germsem.uni-kiel.de).



# **Kaufhäuser an Mittel- und Oberrhein im Spätmittelalter**

## **Funktionen & Funktionalisierungen\***

Mainz, 3.–4. März 2016

Nach dem Cultural Turn wenden sich die Geschichtswissenschaften – noch zögerlich, aber zunehmend – wieder wirtschaftshistorischen Fragen zu. „In Zeiten, in denen über die Vor- und Nachteile globalen Freihandels, aktuell insbesondere anhand von TTIP, heftig diskutiert wird, wird oft auch die Frage nach dem Spannungsverhältnis von Marktfreiheit und -regulierung in anderen geschichtlichen Epochen gestellt“, formulierten die Organisatoren der Tagung, Heidrun Ochs und Gabriel Zeilinger, entsprechend.

Am 3. und 4. März 2016 widmete sich in diesem Sinne eine von der Fritz Thyssen-Stiftung geförderte Tagung an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz den spätmittelalterlichen Kaufhäusern als permanenten Orten des Handels in den Städten an Mittel- und Oberrhein. Ziel der Tagung war es, die bisher in der wirtschaftshistorischen Forschung weniger als zum Beispiel die Messen untersuchten Kaufhäuser in ihrer Funktionsweise und ihren Funktionalisierungen übergreifend in den Blick zu nehmen.

Heidrun OCHS (Mainz) und Gabriel ZEILINGER (Kiel) charakterisierten in ihrer Einleitung Kaufhäuser als seit dem 12. Jahrhundert durch die städtischen Räte für das Gemeinwohl der Stadt eingerichtete Stätten, die den Handel gleichzeitig förderten und normierten und damit auch eine Überwachung des Groß- und Fernhandels gewährten. Zudem sei die Partizipation am Gewinn seitens der Städte eine Motivation für die Etablierung solcher Einrichtungen sowie die Kontrolle der Qualität von Waren für die einheimischen Kaufleute und Bürger von Vorteil gewesen. Auch der auswärtige Kaufmann habe durch Verlässlichkeit bei der Bestimmung der Maße und durch die sichere Lagerung seiner Waren von den Kaufhäusern profitiert. Ochs und Zeilinger verwiesen auf die Ausbildung neuer Bautypen, die schließlich durch die Verlagerung des städtischen Handels von offenen Plätzen in den Kaufhausraum das wirtschaftliche Geschehen in der Stadt veränderten. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts würden mittelalterliche Kaufhäuser erforscht, allerdings in überwiegender Zahl in Einzelstudien. Entsprechend dürfe das Werk von Gerhard Nagel (Das mittelalterliche Kaufhaus und seine Stellung in der Stadt. Eine baugeschichtliche Untersuchung an südwestdeutschen Beispielen, Berlin 1971) aus dem Jahr 1971, das mehrere Städte vergleichend untersucht, als grundlegend gelten. Eine ortsübergreifende Synthese zur Geschichte des Kaufhauses, die neue Fragestellungen der historischen Kulturwissenschaften aufgreift, fehle aber bislang. Ochs und Zeilinger wollten entsprechend mit dieser Tagung die bisherige Engführung der Forschung aufbrechen. Die Region des Ober- und Mittelrheins bewerteten sie wegen ihrer dichten Urbanisierung, wegen des Rheins als Transportwegs sowie der Möglichkeit der Entmetropolisierung, also der Betrachtung vieler Klein- und Mittelstädte, als besonders geeignet.

\* Tagungsbericht „Kaufhäuser an Mittel- und Oberrhein im Spätmittelalter. Funktionen und Funktionalisierungen“, Mainz, 03.03.2016–04.03.2016, in: H-Soz-Kult, 02.08.2016, [www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-6639](http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-6639). Copyright (c) 2016 by H-NET, Clio-online and H-Soz-Kult, and the author, all rights reserved. This work may be copied and redistributed for non-commercial, educational purposes, if permission is granted by the author and usage right holders. For permission please contact [hsk.redaktion@geschichte.hu-berlin.de](mailto:hsk.redaktion@geschichte.hu-berlin.de).

Ganz im Sinne der Zielsetzung, Funktionsweisen und Funktionalisierungen von Kaufhäusern mit „Blick auf die konkreten Praktiken des Wirtschaftens“ (Berhoff, Hartmut, Vogel, Jakob: Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Ansätze zur Bergrung transdisziplinärer Synergiepotentiale, in: Dies., Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivwechsels, Frankfurt am Main 2004, S. 9–41) zu untersuchen, teilte sich die Tagung in zwei Teile: 1. Ein vergleichender Überblick in räumlichen Querschnitten, um ihre Funktionsweisen in Abhängigkeit von Stadtgröße und Stadttypen zu analysieren, sowie 2. Eine Perspektiveinnahme verschiedener Akteure, um der Frage nach Funktionalisierungen der Kaufhäuser nachzugehen.

### **1. Funktionsweisen von Kaufhäusern**

Nina KÜHNLE (Köln) führte in die Geschichte der Kaufhäuser im Breisgau und am Bodensee ein. Dazu verglich sie die Städte Freiburg, Konstanz, Überlingen und Meersburg, die sich sowohl in Größe als auch in ihrer Verfasstheit deutlich voneinander unterschieden, im Hinblick auf die Entstehungsbedingungen und die Funktionsweisen ihrer Kaufhäuser. Allen sei gemein, dass sie extern dazu dienten, die wirtschaftliche Lage zu verbessern und/oder neue Handelsbeziehungen zu knüpfen, und gleichzeitig intern die städtische Finanzverwaltung im Hinblick auf erworbene Zollrechte zu optimieren. Die Funktionsweisen erschloss Kühnle insbesondere aus den normativen Kaufhausordnungen und zeichnete daran den Prozess des Warenumschlags in den Städten nach, der für auswärtige Waren zwangsläufig über das Kaufhaus führte. Diesen Prozess bezeichnete Kühnle als das Bemühen um hochgradige Transparenz. Nach einem Überblick über die Aufgabenbereiche im Kaufhaus, das einen Hausherrn als Leiter kannte, der stets aus einer alteingesessenen Familie stammte, verwies Kühnle auf alternative Funktionalisierungen von Kaufhäusern, so etwa beim Freiburger Kaufhaus, das ab dem 16. Jahrhundert die Figuren habsburgischen Kaiser als Außenschmuck präsentierte und dadurch auf seine Stadtherren verwies oder die „prominenteste Zweckentfremdung“ eines Kaufhauses, nämlich des Konstanzer für das Konklave beim Konzil 1417.

Mit den linksrheinischen Verhältnissen beschäftigte sich Olivier RICHARD (Mulhouse) in seinem Beitrag zu den elsässischen Kaufhäusern und ihrer Multifunktionalität. Er konnte zwei Gründungswellen ausmachen, nämlich eine in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sowie eine weitere um 1500 und ging damit von einer regionalen Dynamik aus. Die elsässischen Kaufhäuser hätten grundsätzlich an zentralen Orten in den Städten gelegen, so etwa an Handelsstraßen, an schiffbaren Gewässern oder auf dem Rathausplatz. Richard bestätigte zunächst die wirtschaftliche Bedeutung, denn die Lagerung, Verzollung und der Verkauf im Kaufhaus böten Schutz und Kontrolle für Handeltreibende. Daneben stellte er die rathausähnliche Funktion des Kaufhauses in einigen elsässischen Städten heraus (Begehung des Schwörtags) und betrachtete das Kaufhaus als Ort der Demonstration politischer Macht wie in Colmar. Besonders in kleineren Orten hätten sich politische und wirtschaftliche Funktion deutlich überlappt. Richard verwies schließlich auf die Öffentlichkeit des Raums ‚Kaufhaus‘. So hätten beispielsweise die Unterkäufer geschworen, alle Preise öffentlich zu machen und in den Städten hätte der Wunsch zur Öffentlichkeit der Rechnungslegung in den Kaufhäusern bestanden. Im Elsass sei das Kaufhaus grundsätzlich offener und zugänglicher gewesen als

Rathäuser, ähnlich wie Mendikantenkirchen für die Stadtbürger zugänglicher waren als die Kathedralen.

Raoul HIPPCHEM (Mainz) ergänzte die räumlichen Querschnitte mit einem Überblick über die Kaufhäuser im Mittelrheintal – ein herrschaftlich stark zersplittertes Gebiet. Seit etwa 1400 habe man dort wirtschaftlich enger zusammengearbeitet, wobei das Haupthandelsgut der Wein gewesen sei sowie in geringerem Umfang Tuche. Wie Richard für das Elsass, so konnte auch Hippchen eine Gründungswelle um das Jahr 1400 konstatieren, wobei man nur 15 eigenständige Kaufhäuser im Mittelrheingebiet kenne. Daneben existierten aber Lederhäuser, Tuchhallen oder Brothallen, die Teilfunktionen eines Kaufhauses übernommen hätten. Auffällig sei, dass Kaufhäuser nicht selten auf Initiative des Stadtherrn errichtet wurden und gerade kleinere Ansiedlungen im Sinne eines Standortausbaus vorangebracht werden sollten. Hippchen stimmte mit Richard überein, dass Kaufhäuser als Orte von Handel und Politik verstanden werden müssten. Sie könnten geradezu als Bühne des Politischen dienen, so wenn das Gerauer Kaufhaus für Rechtstage der Grafen von Katzenelnbogen genutzt wurde. Hippchen stellte heraus, dass er eine funktionelle Verbindung von Stapel und Kaufhaus sehe und forderte schließlich dazu auf, das Kaufhaus als Sonderrechtsraum eigens zu untersuchen.

Einen wichtigen Vergleich über das Ober- und Mittelrheingebiet hinaus ermöglichte Stephan SELZER (Hamburg) mit einem Einblick in die Institutionen des hansischen Handels. Der Begriff ‚Kaufhaus‘ könne im Niederdeutschen ganz verschiedene Dinge meinen und so sei eine Unterscheidung zwischen Kaufhäusern als Orten des Fernhandels und Orten des Lokalhandels geboten. Während es in den Hansestädten sehr wohl tägliche Kaufpunkte als Lokalmarkt gab, so sind Kaufhäuser des Fernhandels im Hanseraum nur in seltenen Fällen greifbar, etwa in Köln, wo es Kaufhäuser für Leinen und Fisch gab oder in Lüneburg. Öffentliche Kaufhäuser, die wirtschaftliche und gar politische Funktionen erfüllten, habe es sonst nicht gegeben. Hansische Kaufleute nutzten stattdessen private Speicherräume und konnten auf ein schon länger bestehendes System der Qualitätsprüfung durch städtische Amtsleute zurückgreifen. Nicht-hansische Gäste hätten vermutlich von einem Kaufhaus erheblich profitiert, da es ihnen verbesserten Zugang zum Markt verschafft hätte. Selzer verwies auf die von Fritz Rörig ausgehende Hanseforschung, die die Kaufhäuser sehr negativ als protektionistisches städtisches Zwangsregime gegen den freien Warenverkehr beschrieb und das Fehlen der Kaufhäuser in der Hanse als „freiheitliches Prinzip der Frühzeit“ ansah. Die Auswirkungen dieses Forschungsparadigmas wirkten bis heute nach.

Ein öffentlicher Abendvortrag von Michael MATHEUS, Kai-Michael SPRENGER, Manfred GROSSE und Elmar RETTINGER (alle Mainz) ging auf die Rekonstruktion des Mainzer Kaufhauses am Brand in einer 3D-Visualisierung ein (am Institut für Geschichtliche Landeskunde in Mainz wird zum Mainzer Kaufhaus, das 1317 erstmals erwähnt wird, intensiv geforscht: [www.regionalgeschichte.net/rhein Hessen/mainz/kulturdenkmaeler/kaufhaus-am-brand/startseite.html](http://www.regionalgeschichte.net/rhein Hessen/mainz/kulturdenkmaeler/kaufhaus-am-brand/startseite.html) [18.06.2016]) Um den zweigeschossigen Bau mit seinem reichen Figureschmuck, dessen Obergeschoss auch als Festraum genutzt und der als Ensemble mit Spital und Rathaus erbaut worden sei, visuell erfahrbar zu machen, wurde auf neuzeitliche Bilder und Zeichnungen zurückgegriffen.

## 2. Funktionalisierungen

Kurt WEISSEN (Heidelberg) führte anhand des spätmittelalterlichen Basler Kauf- respektive Ballhauses in den Alltag und die Praxis des Wirtschaftens im Kaufhaus ein. Da von keinem deutschen Kaufhaus ein Kaufhausbuch im engeren Sinn erhalten sei, sei man zur Rekonstruktion des Handelns der Akteure insbesondere auf Störungen der Ordnung in gerichtlichen Aufzeichnungen angewiesen, wie es in Basel durch die reiche Überlieferung des Schultheißengerichts ab 1394 möglich sei. Während das Kaufhaus grundsätzlich dem Großhandel der Kaufleute offen gestanden habe, diene es montags und freitags auch dem heimischen Einzelhandel. Dadurch seien zum einen Spannungen zwischen verschiedenen Zünften, besonders denjenigen, die Leder und Tuch verkauften, entstanden, da viele Handwerker nach Zusatzeinkünften strebten, die Kaufhäuser aber die Abgrenzung der Zünfte beachten mussten. Zum anderen seien durch das Drängen der Handwerker auf den Markt Proteste der Händler bekannt. Weissen erläuterte, dass es für das Kaufhaus eine eigene Jurisdiktion gegeben habe, die einen erhöhten Friedenswert hatte. Sie wurde von den Kaufhausherren, zwei kaufmännischen Ratsherren, ausgeübt, die für eine rasche Erledigung insbesondere in Schuldverfahren gesorgt hätten. Ein Beleg für die erfolgreiche Jurisdiktion seien die wenigen Fälle, die vor dem Schultheißengericht hätten verhandelt werden müssen. Zusätzlich zu den Kaufhausherren habe der Kaufhaußschreiber die Funktion eines Notars und Kontrolleurs zugleich eingenommen, der bei Prozessen als Zeuge angerufen werden konnte. Dass die Frau des Kaufhaußschreibers beinahe gleichberechtigt mit ihm wirkte, schien besonders interessant. Weissen verwies schließlich auf die Funktion des Kaufhauses als Nachrichtenzentrum für Neuigkeiten aus ganz Europa.

Einen kunstgeschichtlichen Zugang zu Kaufhäusern samt einem methodischen Vorschlag zur systematischen Analyse der Bauten bot Julia von DITFURTH (Kiel). Sie konstatierte, die Kaufhäuser seien die Stiefkinder der Kunstgeschichtsforschung, da außer wenigen Einzeluntersuchungen kunst- und baugeschichtlich keine geographisch übergreifende Studie vorliege. Von Ditfurth betonte daher die Bedeutsamkeit vergleichender Forschung und schlug für eine Inangriffnahme dieses Forschungsdesiderats vor, erstens die Lage und Ausrichtung von Kaufhäusern (am Markt, an Handelsstraßen, am Wasser) sowie ihre visuelle Markanz (Hauptschauseite, Rückseite) in den Blick zu nehmen. Zweitens den Grund- und Aufriss von Kaufhäusern im Hinblick auf Bautypen (Saalgeschossbau, Tuchhallen, mehrgeschossige Vierflügelanlage) und Fassadengestaltung (Proportionen des Baus, Auszeichnungen, Außentreppen, Erker etc.) zu untersuchen und dabei die Baugestaltung in Zusammenhang mit dem Nutzen für die Warenlagerung zu bringen, aber ebenso den repräsentativen Charakter und die Außenwirkung nicht außer Acht zu lassen. Zuletzt solle eine Analyse der bildkünstlerischen Details an Kaufhäusern vorgenommen werden, die sich besonders mit den Skulpturen und der Malerei auseinandersetzen müsste. Von Ditfurth verwies abschließend auf den möglichen Zusammenhang der Heterogenität der Architektur mit der Multifunktionalität der Funktionalisierungen von Kaufhäusern.

Mit dem Vortrag von Joachim SCHNEIDER (Dresden) rückten schließlich die historiographischen Quellen und damit die Wahrnehmung der Kaufhäuser durch Zeitgenossen in den Blick. Zeugnisse über Kaufhäuser seien relativ dünn gesät, da über das Alltägliche, also das Marktgeschehen, meist nicht berichtet worden sei und sie somit nur zu besonderen Anlässen, häufig ihrer Errichtung, oder als Orientierungspunkt

Erwähnung fanden. Schneider zeigte eben dies anhand von Städtechroniken, so nenne beispielsweise Eberhard Windeck in seiner Mainzer Chronik das Kaufhaus drei Mal im Zusammenhang mit Rheinhochwassern. Städtelobe hingegen folgten häufig festen Mustern und verherrlichten die Stadt, so dass Topoi schwer von der Realität zu trennen seien. Orte des Handels stünden nicht im Zentrum ihrer Beschreibungen mit Ausnahme von Nürnberg, dessen Marktgeschehen prominent thematisiert wurde. Doch auch dort fehle eine Beschreibung des Kaufhauscharakters des Nürnberger Rathauses. In den Reiseberichten zumeist italienischer Reisender seien Kaufhäuser ebenso selten Gegenstand der Niederschrift gewesen, sehe man vom Konstanzer Konklave 1417 und den niederländischen Handelsstätten wie Brügge einmal ab. Aus diesem Befund sei allerdings keine grundsätzlich sekundäre Wahrnehmung der Kaufhäuser durch die Zeitgenossen abzuleiten, so werde die herausragende Bedeutung der Kaufhäuser etwa bei Gebhard Dacher, dem Konstanzer Stadtchronisten, deutlich, für den Rathaus und Kaufhaus für das städtische Gemeinwesen elementar gewesen seien.

In seiner Zusammenfassung schlug Uwe ISRAEL (Dresden) verschiedene Zugänge zu einem funktionalen und teils hybriden Phänomen ‚Kaufhaus‘ vor: Ökonomie, Soziologie, Funktionalität, Normativität, Topographie, Politik, Architektur und die Kulturgeschichte. Israel griff die Auffälligkeit der Gründungswellen und Imitationen in bestimmten Regionen auf und machte die Notwendigkeit eines Vergleichs mit verschiedenen anderen Orten des Handelns auch innerhalb der Städte stark. Insgesamt verwiesen Kaufhäuser auf eine gesteigerte Kommunikation und Mobilität im Spätmittelalter.

Die Tagung stand sinnbildlich dafür, dass nach dem Cultural Turn das Interesse an Wirtschaftsgeschichte wieder wächst – bereichert durch kulturwissenschaftliche Ansätze. Die Kaufhäuser, deren Funktionsweisen und Funktionalisierungen in vergleichender Perspektive noch weitgehend unerforscht sind, versprechen dabei einen neuen Blickwinkel auf den spätmittelalterlichen Handel in den Städten und darüber hinaus zu eröffnen. In Mainz ist es entsprechend hervorragend gelungen, erste Impulse zur weiteren Beschäftigung mit den Kaufhäusern zu geben und den erheblichen Forschungsbedarf herauszustellen. Eine Publikation der Beiträge in einem Band der „Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde“ ist erfreulicherweise vorgesehen.

*Kristin Zech, Darmstadt\**

\* Kristin Zech, TU Darmstadt, Institut für Geschichte, Fachgebiet Mittelalterliche Geschichte, Dolivostr. 15, D-64293 Darmstadt, E-Mail: zech@pg.tu-darmstadt.de.



# **Das Mainzer Schloss – Glanz und Elend einer kurfürstlichen Residenz**

Mainz, 14. April 2016

Das im Landesmuseum Mainz abgehaltene Kolloquium wurde in Zusammenarbeit der Direktion Landesdenkmalpflege der Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz (GDKE), dem Institut für Kunstgeschichte und Musikwissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, dem Regionalverband Mainz des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, dem Mainzer Altertumsverein und dem Werkbund Rheinland-Pfalz veranstaltet. Anlass gaben aktuelle Diskussionen über einen geplanten Hotelneubau in unmittelbarer Nähe des Kurfürstlichen Schlosses in Mainz sowie eine mögliche Umnutzung des historischen Gebäudekomplexes als Kongresszentrum. Die ehemalige kurfürstliche Residenz und deren Umfeld stehen damit seit einiger Zeit im Fokus der Öffentlichkeit. Mit Blick auf die Neubau- und Umnutzungspläne hatten sich die Veranstalter des Kolloquiums zum Ziel gesetzt, zunächst eine wissenschaftliche Grundlage für die künftigen Entscheidungsfindungen zu schaffen. So wurden in drei Sektionen und neun Vorträgen unterschiedliche Aspekte der baugeschichtlichen Entwicklung des Mainzer Kurfürstlichen Schlosses und seiner unmittelbaren Umgebung thematisiert. Begrüßt wurden die Teilnehmer von Thomas METZ, dem Generaldirektor der GDKE, welcher deutlich daraufhin wies, dass die Aufgabe des Kolloquiums nicht darin läge, bereits eine Stellungnahme zu den bisherigen Neubau- und Umnutzungsvorschlägen zu äußern.

## **Sektion 1 – Das Mainzer Schloss: Architektur und Innenräume**

Die erste Sektion widmete sich der historischen Außen- und Innenarchitektur des Kurfürstlichen Schlosses. Lorenz FRANK (Mainz) referierte über „Das Mainzer Schloss und seine Baugeschichte“ und bot eine übersichtliche Zusammenfassung der äußerst komplexen Baugeschichte des Schlosses. Die Erläuterungen führten über den Bau der Martinsburg unter Kurfürst Diether von Isenburg ab ca. 1478, die Erweiterung der kurfürstlichen Burganlage durch den Neubau des rheinseitigen Schlossflügels etwa 1627 und die folgenden einzelnen Bauphasen der sich nordwestlich anschließenden Schlossflügel, welche sich über einen Zeitraum von rund 125 Jahren erstreckten. Mehrmals durch Kriege und Notzeiten unterbrochen und durch diverse Kurfürsten beeinflusst, wurde der äußere Schlossbau im Jahr 1752 fertiggestellt.

Im Anschluss setzte sich Matthias MÜLLER (Mainz) mit dem Thema „Architektur als Spiegel höfischer Konkurrenz: die barocken Erweiterungsbauten des Mainzer Schlosses und das fürstliche Baugeschehen im frühneuzeitlichen Reich“ auseinander. Müller ging der Frage nach, inwiefern das Mainzer Schloss in direkter baulicher Konkurrenz zu anderen kurfürstlichen Bauprojekten im Alten Reich stand. Das Mainzer Schloss sollte als repräsentative „Visitenkarte“ des Kurfürsten dienen und darüber hinaus den Nachruhm des Bauherrn sichern. Bis zum Abbruch durch die Truppen Napoleons stellte die Martinsburg das Hauptgebäude dar, in welchem der Kurfürst auch noch nach Baubeginn des neuen Schlosses lebte. Martinsburg und Kurfürstliches Schloss sind stets in einem Gesamtzusammenhang zu betrachten, prägte doch die Burg die einstige Stadtansicht von Mainz. Mit dem Neubau des Kurfürstlichen Schlosses sollte vermutlich die Möglichkeit geschaffen werden, mit der architektonischen Kon-

kurrenz anderer Residenzbauten (wie z.B. Koblenz und Trier) im direkten Vergleich mithalten zu können. Gleichzeitig wurde auf die jahrhundertealte Machtposition der Mainzer Kurfürsten hingewiesen. Der Erhalt der mittelalterlichen Martinsburg könnte als Zeichen kurfürstlicher Kontinuität bzw. „dynastischer“ Erinnerungskultur gedeutet werden. Müller bezeichnete dies auch als eine besondere Form landesherrlicher bzw. adelig-fürstlicher Denkmalpflege. Denn die Martinsburg besaß einen besonderen Symbolcharakter, da sie als Erinnerung an die Mainzer Stiftsfehde diene, welche einst Diether von Isenburg zum Bau der Martinsburg veranlasste.

Im nächsten Vortrag sprach Georg Peter KARN (Mainz) über die Innenraumgestaltung unter dem Titel: „Eine ‚wohnung ... gleichwie es einem grossen herren zukommet“ – das Kurfürstliche Schloss und seine Innenräume“. Die bauzeitliche Ausstattung der Innenräume ist nur bruchstückhaft überliefert und lässt sich zum Teil lediglich anhand von Beispielen aus anderen Residenzbauten, wie z.B. in Aschaffenburg, „rekonstruieren“. Schon die Martinsburg hatte einen großen Saal, den „Martinsaal“, welcher jedoch den späteren Repräsentationsansprüchen des 17. und 18. Jahrhunderts nicht mehr genügte. Das Kurfürstliche Schloss bot die Möglichkeit größere, an französischen Vorbildern, insbesondere am französischen Hofzeremoniell, orientierte Raumfolgen einzurichten. Neben Appartements für den Kurfürsten und seine Gäste waren mehrere große Säle, ein Spiegelzimmer, sowie Haupt- und Nebentreppenhaus vorhanden. Die Innenraumgestaltung war vor allem von reichen Stuckornamenten geprägt, welche jedoch im Zweiten Weltkrieg zerstört wurden.

## **Sektion 2 – Das Mainzer Schloss: städtebauliches und gärtnerisches Umfeld**

Georg Peter KARN fuhr in der zweiten Sektion mit einem zweiten Vortrag fort, diesmal mit dem Titel „Mit Weinstöcken lieblich bepflanzt“ – der Mainzer Schlossgarten vom 16.-18. Jahrhundert“. Die bauliche Anlage des Kurfürstlichen Schlosses wurde von einem langgestreckten Schlossgarten in Richtung Stadt ergänzt. Dieser war von allen Seiten durch andere Bauten begrenzt, was ab dem 16. Jahrhundert anhand von Abbildungen auf Mainzer Stadtansichten, wie dem Mascopschen Plan von 1575, nachgewiesen werden kann. Im 18. Jahrhundert wurde die gärtnerische Gestaltung der Anlage grundlegend verändert, wie es sich z.B. auf dem Stadt- und Festungsplan von Maximilian von Welsch aus dem Jahr 1735 zeigt. Die Funktion und Gestaltung des kurfürstlichen Schlossgartens muss dabei im Kontext anderer barocker Gärten in Mainz gesehen werden, wie z.B. in der Zitadelle oder beim Schloss Favorite. Der Schlossgarten war insbesondere durch seine topografische Lage geprägt. So verhinderten die angrenzende Stadtmauer und die Nähe zum Rhein, dass der Garten um die Schlossanlage herum angelegt werden konnte.

Einen Blick über Mainz hinaus bot Stefan SCHWEIZER (Düsseldorf) mit einem Vortrag zum Thema: „Formen und Funktionen von Schlossparks und Lustgärten und ihre Bedeutung für die höfische und städtische Gesellschaft“. Schweizer stellte fest, dass sich die Lage des Mainzer Schlossgartens am Stadtrand und im räumlichen Zusammenhang mit Festungsanlagen in ähnlicher Form auch in anderen Städten, wie z.B. in Kassel und Mannheim, findet. In diesen Städten entstanden dann im Zuge der Entfestigungen anstelle der Festungsmauern Grünanlagen, die neuen öffentlichen Erholungsraum innerhalb der Stadt boten. Dies konnte auch in Mainz umgesetzt werden, auf Grund der erst späten Entfestigung im 19. Jahrhundert jedoch stark zeitversetzt zu an-

deren Städten. Öffentlich zugänglich waren teilweise aber auch schon, sowie in Mainz, die Schlossgärten in früherer Zeit, welche, ergänzend zur Schlossarchitektur, der herrschaftlichen und dynastischen Repräsentation dienen sollten. Das städtische Publikum, jedoch nicht der „Pöbel“, hatte Zugang und wurde durch Spiele, Theater, Feuerwerk und Musik unterhalten. Der kurfürstliche Schlossgarten wurde somit in das soziale Stadtleben integriert.

In unmittelbarer Nähe zum Schloss befanden sich nicht nur der Schlossgarten, sondern auch noch weitere, vorwiegend höfische Gebäudekomplexe, welche Christian KATSCHMANOWSKI (Mainz) in seinem Vortrag „Das Mainzer Schloss und sein städtebauliches Umfeld im 17. und 18. Jahrhundert“ vorstellte. Besonders prägnante Bauten in unmittelbarer Nähe zum Schloss waren die Kanzlei und die Schlosskapelle St. Gangolf, das Alte Zeughaus, sowie später die Erweiterung der Rheinfassade durch den Neubau der Deutschordenskommande. In Richtung Stadt wurde das Bleichenviertel mit einem rasterförmigen Straßennetz angelegt, wobei durch die Einrichtung des Neubrunnens auf dem Neubrunnenplatz die Lebensqualität der Bewohner erhöht werden konnte. Die Kirche St. Peter ergänzte das bauliche Ensemble zwischen Bleichenviertel und Schloss im 18. Jahrhundert, welches in dieser Zusammensetzung heute noch besteht. Als besonders hilfreich stellte sich die Betrachtung des Schick-Plans von 1753 dar, welcher ein recht übersichtliches Bild der erläuterten baulichen Situation des 17. und 18. Jahrhunderts bietet.

Ergänzend zu den vorhergehenden Vorträgen der zweiten Sektion referierte Sascha WINTER (Kiel/Mainz) zum Thema: „Schlossbau und räumlicher Kontext. Zur Wechselbeziehung von Architektur, Garten- und Platzgestaltung in der Mainzer Residenzanlage der Frühen Neuzeit“. Winter betonte, dass Residenzstädte ein komplexes Gefüge aus Gebäuden, Gartenanlagen und Platzräumen sind und diese stets im Zusammenhang betrachtet werden müssen. Lange Zeit war die Mainzer Residenzanlage in Form der Martinsburg durch Festungswerke von der Stadt abgeschottet und nur vom Rhein aus repräsentativ zu betrachten. Durch den Neubau des kurfürstlichen Schlosses wurde die bauliche Anlage des Residenzbezirks zur Stadt hin visuell geöffnet und eine stadtseitige Schauffassade gestaltet. Durch die Öffnung des zunächst durch Gräben und Mauern abgeschlossenen Schlossgartens gelang im 18. Jahrhundert auch die bauliche Verbindung zwischen Residenz und Stadt. Winter stellte fest, dass sich das Bleichenviertel optisch mit der Achse des Schlossgartens verband und der Nordflügel des Schlosses dadurch bereits vom Neumünstertor aus zu sehen war. Somit gelang eine gezielte visuelle Inszenierung des Schlosses innerhalb des städtebaulichen Zusammenhangs.

### **Sektion 3 – Das Mainzer Schloss und seine Umgebung in bürgerlicher Zeit**

Die dritte Sektion konzentrierte sich zeitlich auf das 19. und 20. Jahrhundert, wobei die weiteren Entwicklungen des Schlossgartens im Fokus standen. Hartmut FISCHER (Mainz) leitete diesen Themenbereich mit dem Vortrag: „Schlossgarten, Schlossplatz und Ernst-Ludwig-Platz: Metamorphosen zwischen 1776 und 1900“ ein. Fischer beschrieb zunächst die Zeit der französischen Besatzung durch die Truppen Napoleons, in der das Schloss durch die Absetzung des Kurfürsten seine Funktion als Herrschaftssitz verlor. Als Regierungsgebäude sollte nunmehr das Deutschhaus genutzt werden. Das Schloss wurde anderweitig verwendet, der Schlosshof als Lagerplatz um-

funktioniert und mit Lagergebäuden, wie der heute noch bestehenden Steinhalle, umbaut. Der Ort, wo sich noch einige Jahre zuvor der Schlossgarten erstreckte, diente inzwischen als Paradeplatz. In den 1840er Jahren wurde die Schlosskaserne errichtet und das Schlossviertel nach Norden hin begrenzt, wo später der Bau der Christuskirche und die Anlage der Neustadt folgten.

Um 1900 wurden Überlegungen zur Umgestaltung des Schlossplatzes im Rahmen eines Architekturwettbewerbs in Angriff genommen, welche Rainer METZENDORF (Mainz) unter dem Titel „Mainzer Schlossplatzplanungen im städtebaulichen Umfeld des 20. Jahrhunderts“ näher erläuterte. Da sich das Schloss an der Schnittstelle zwischen Alt- und Neustadt befand, sah der Stadtrat die Möglichkeit, das Schlossviertel zu einem neuen Stadtzentrum auszubauen. Friedrich Pützer gewann den Wettbewerb mit einem „malerisch“ aufgefassten Entwurf für ein neues Rathaus mit geschlossener Platzgestaltung, die das Schloss und die umgebenden Gebäude mit einbezog. Dieser Entwurf wurde jedoch nie umgesetzt. Die Nationalsozialisten entwickelten Pläne für den Schlossplatz mit Parteigebäude und Gaudurm, welche aber ebenfalls nicht realisiert wurden. Erst in der Nachkriegszeit erfolgte wieder eine grundlegende Umgestaltung des Areals, welche seit 1962 auch heute noch als Ernst-Ludwig-Platz besteht. Zwischenzeitlich gab es aber wiederholt Bestrebungen, die Platzgestaltung zu verändern. So führte Metzendorf z.B. Pläne aus den Jahren 1998/99 an, welche die anhaltende Diskussion um die Gestaltung der Schlossumgebung verdeutlichten.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass es mit dem wissenschaftlichen Kolloquium gelungen ist, eine große Bandbreite an Themenbereichen rund um das Mainzer Kurfürstliche Schloss vorzustellen. Die aus den verschiedenen Vorträgen gewonnenen historischen, architektur- und kunstgeschichtlichen sowie denkmalpflegerischen Erkenntnisse waren in dieser Form bisher nicht zugänglich. Sie boten einen äußerst vielschichtigen und, trotz der Kürze der Zeit, fundierten Überblick über die wechselvolle Geschichte und kulturelle Bedeutung des Mainzer Schlosses und seiner Umgebung. Damit wurde eine sehr gute Grundlage geschaffen, um konstruktive Diskussionen über die geplante Umnutzung des Schlosses und eine mögliche Umgestaltung des Ernst-Ludwig-Platzes zu ermöglichen. Das Kolloquium leistete einen wichtigen Beitrag zur Sensibilisierung der Öffentlichkeit für die weit zurückreichende Geschichte des Schlossviertels und seiner Bedeutung für die Stadt und ihre Bewohner. Daher wird der bald erscheinende Tagungsband bereits mit großer Spannung erwartet.

*Lucy Liebe, Mainz\**

\* Lucy Liebe M.A., Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Institut für Kunstgeschichte und Musikwissenschaft, Jakob Welder-Weg 12, D-55128 Mainz, E-Mail: lliebe@students.uni-mainz.de.

# **Spiegel der Fürstenmacht**

## **Residenzbauten in Ostmitteleuropa im Spätmittelalter – Typen, Strukturen, Ausschmückung**

Lidzbark Warmiński/Heilsberg, 2.–3. September 2016

Vor dem Hintergrund des sich auch im Zuge der Restaurierung einstiger preußischer Residenzbauten der Ordenszeit im heutigen Polen seit einigen Jahren in der Bau- und Kunstgeschichte abzeichnenden Wandels in der bauarchitektonischen Forschung fand vom 2.–3. September 2016 in Lidzbark Warmiński/Heilsberg im Ermland eine Tagung polnischer Bauforscher, Kunsthistoriker und Denkmalkonservatoren statt, zu der auch Wissenschaftler aus dem Ausland eingeladen waren. Im Großen Remter der Residenz der ermländischen Bischöfe wurde das Thema „Spiegel der Fürstenmacht. Residenzbauten in Ostmitteleuropa im Spätmittelalter – Typen, Strukturen, Ausschmückung“ intensiv behandelt und diskutiert.

Die Tagung wurde durch Vertreter der drei veranstaltenden Institutionen, der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen aus Bonn, dem Masurisch-Ermländischen Museum in Olsztyn/Allenstein und dem Deutsch-Polnischen Forschungsinstitut am Collegium Polonicum in Ślubice, eröffnet.

Der Ort der Tagung, die ‚Fürstenburg‘<sup>1</sup> in Lidzbark Warmiński/Heilsberg, war nicht ohne Bedeutung für das Tagungsthema, denn dies ist die in ihrer Substanz und Struktur am besten erhaltene Residenzburg am östlichen Rand des mittelalterlichen Europas. Zur Burg selbst als Gegenstand der Forschung wurden zwei Vorträge gehalten. Ryszard ŻANKOWSKI (Toruń/Thorn), der Konservator der Kunstdenkmäler, eröffnete mit seinem Vortrag zugleich die Tagung. Behandelt wurden die unlängst restaurierten, großenteils neu entdeckten Wandmalereien im Binnenhof-Kreuzgang. Unter dem Titel „Mittelalterliche Malverzierung des Kreuzgangs der Bischofsburg in Heilsberg“ hat Żankowski nicht nur die Vorgehensweise bei der Konservierung des Kunstwerks dargestellt, sondern auch die Malereien selbst aus der Zeit von ca. 1380–1400 behandelt, die vor ihrer Neuentdeckung als zerstört galten, nun aber in ihrem fragmentarischen Erhaltungszustand mit begleitenden Rekonstruktions-Tafeln 1:5 präsentiert werden können. Bei der Reihe der 20 Bilder mit sakraler Thematik (fünf auf jeweils einer Wand, darunter zwei zuvor unbekannt) hat Żankowski u.a. den ‚Weg der Verdammnis‘ mit der höfischen Szene eines Ritterturniers sowie die zahlreichen architektonischen Motive und Drapierungsornamente, mit seltener „geritzter“ Epigraphik am Rand, behandelt und auf die kunstgeschichtlich bedeutsamen Indizien zu ihrer böhmischen Herkunft hingewiesen.

Tomasz WÓLKOWSKI (Warschau) hat in seinem Referat zur „Heilsberger Residenz des Bischofs. Ein Rekonstruktionsversuch der funktionellen und formalen Umwandlungen des Objekts auf Grund der bauarchitektonischen Untersuchungen“ Ergebnisse der ersten nach Karl Hauke, Denkmalkonservator in den Dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts, komplexen und detaillierten Bauforschungen zur Hochburg in Heilsberg dargestellt. Durch Studien der stufen- und etappenweise erfolgten Entwicklung des vier-

1 Begriff nach BILLER, Thomas: Deutsche Fürstenburgen (1250–1450). Eine Forschungslücke, ihre Gründe und Folgen, in: Burgenbau im späten Mittelalter, hg. von DEMS., Bd. 2, Berlin 2009 (Forschungen zu Burgen und Schlössern, 12), S. 9–28.

flügeligen Residenzgebäudes – unterstützt durch eine Analyse der Bauformen, vor allem der Gewölbe, und auf Grundlage der archivalischen Überlieferung, hier hauptsächlich der Heilsberger Chronik – hat Wólkowski eine neue These aufgestellt, die er erstmals in seiner Dissertationsschrift formuliert hat<sup>2</sup>, nämlich dass die Burg zwar unter den drei Bischöfen Johann I. von Meißen, Johann II. Stryprock und Heinrich III. Sorbom 1350–1401 erbaut worden ist, doch der repräsentative Reiz der prächtigen Audienzsäle, die Kapelle und auch der Kreuzgangs seien erst im Zuge des Wiederaufbaus nach dem katastrophalen Brand von 1442 entstanden. Diese These ist von einigen Teilnehmern allerdings vor allem vor dem Hintergrund der schriftlichen Überlieferung und im Abgleich mit bekannten Beispielen sehr kontrovers diskutiert worden.

Die folgenden Referenten beschäftigten sich mit überregional bedeutsamen Residenzbauten. Petr CHOTĚBOR (Prag) behandelte „Die Residenz des Königs und Kaisers Karls IV. auf der Prager Burg“, Richard NĚMEC (Bern) die „Residenzen Karls IV. und die Strategie der Sichtbarmachung“ und thematisierte damit die kaiserlichen Sitze im Reich.

Chotěbor gehörte zu denjenigen, die zum 700jährigen Jubiläum der Geburt Karls IV. im Jahre 2016 ein neues Modell des Prager Königspalastes im Zustand vom Ende der Karlszeit erarbeitet hatten. In Anknüpfung an die fast hundertjährige Untersuchungstradition in Prag seit dem Zeitalter des Baumeisters Karel Fiala in den Zwanziger und Dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts und vor allem seit dem die Zeit um 1400 präsentierenden Residenz-Modell von Dobroslava und Vaclav Mencl aus dem Jahre 1972, auch mit Blick auf die letzten Bauforschungen von Němec, stellte Chotěbor die neuesten Befunde vor und konnte den bekannten Bauzustand ergänzen, was besonders die Südfassade mit einem Kapellenerker aus Backstein auf einem romanischen Halbturm betrifft.

In Anlehnung an die politische Karriere Karls IV. bis zur Kaiserwürde hat Němec seine These der Herrschaftspropaganda durch Architektur ausgehend von einer Definition der Residenzarchitektur entwickelt. Dies hat der Referent am Beispiel der Strategie der karlinischen Herrschaft, wie die Etablierung des Wenzel-Kultes oder die Verbreitung des Residenzstils in ererbte oder neu seiner Herrschaft unterworfenen Gebiete, gezeigt. Im Hradschin sei die Macht durch die vergoldeten Turmdächer des Palastes in ostentativer Weise präsentiert worden. Die hierarchische Strukturierung der Prager Residenz habe nicht nur der traditionellen Ordnung mit großem Saal und Audienzbereich sowie privaten Gemächern entsprochen, sondern auch der Residenzarchitektur von Paris bis Avignon. Die Residenzarchitektur Karls sei ein deutliches machtpolitisches Zeichen und Abbild seiner Herrschaft von Prag bis Nürnberg wie auch in der Mark Brandenburg gewesen.

Das aus bauarchitektonischer Sicht vorgestellte Panorama der königlichen Burgresidenzen im spätmittelalterlichen Ungarn durch István FELD (Budapest) unter dem Titel „Die Königsresidenzen des Königreiches Ungarn im 14. Jahrhundert“ galt den Bauten aus der Zeit der beiden Anjou-Könige Karl Robert und Ludwig I. Am prominentesten ist die mehrteilige, bauarchäologisch im Zentrum des Palastes erforschte Burganlage zu Visegrád an der Donau, ab 1323 die erste ständige Königsresidenz in Ungarn. Zwar

2 WÓLKOWSKI, Tomasz: Zamek biskupów warmińskich w Lidzbarku Warmińskim, dzieje budowlane i problemy konserwatorskie, Olsztyn 2016.

besaß diese außer dem großen Saal ein rechteckiges ‚Haus‘ mit Binnenganghof, aber man könne nach neuesten Forschungen diesen ostmitteleuropäischen Rechtecktypus wie auch andere Residenzbauten nicht eindeutig als „königlich“ ansehen.

An die typologisch-strukturelle Problematik von Residenzbauten im Westen knüpfte Gottfried KERSCHER (Trier) mit seinem Abendvortrag an und griff das Thema der Tagung unter dem Titel „Raum- und Nutzungsstruktur des Papstpalastes in Avignon“ auf. Das päpstliche Residenzgebäude, das in der Literatur oft als vorbildlich für die ostmitteleuropäischen Bauten angesehen wurde, habe sich im 14. Jahrhundert zu einem Zentrum mediterraner – wiewohl im Verständnis des antiken und byzantinischen Kulturraumes – Wohntradition gebildet. Das Modell des Apartments von Avignon, des privaten Audienz- und Empfangszimmers mit Sala, Anticamera, Camera, Studiolo habe sich unabhängig vom jeweiligen Stil als repräsentative Abfolge im Zeremonialraum der Renaissancestadt (Italien) und im Palast des Barock (Beispiele sind Versailles oder Sanssouci) entwickelt. Für die Entstehung des Apartments seien die Formen und der stilistische Ausdruck nicht so wichtig gewesen, sondern die Strukturen als Abbild des Hofes. Andererseits hat Kerschler auch auf Elemente der architektonischen Repräsentation wie Turmbauten und Antikenrezeption aufmerksam gemacht. Die Entwicklung des Apartments sei in Avignon in den Jahren 1335 und 1336 erfolgt, inspiriert von den zeitnah gefundenen Raumlösungen in den Residenzpalästen der mallorquinischen Könige in Palma und Perpignan, die dann in dem Avignon ähnlichen Papstpalast zu Montefiascone bei Rom nachgebildet worden seien.

Die zwei folgenden Vorträge betrafen die königlichen Residenzen der Jagiellonen in Polen. Tomasz RATAJCZAK (Posen) stellte den „Ausbau der königlichen Residenz auf dem Wawel im 14. Jahrhundert und am Anfang des 15. Jahrhunderts“ dar und skizzierte die Schwierigkeiten bei der Erforschung des völlig im Stil der Renaissance in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts umgebauten Krakauer Palastes. Nur wenige Reste, besonders die mehrgeschossigen Baustrukturen im Westen der Anlage, zu der ein im hochgotischen Stil errichteter, am Mittelpfeiler gewölbter ‚Dänischer Turm‘ mit ‚Hühnerfuß‘ gehörte, zeugen noch von der im 14. Jahrhundert entstandenen Residenzanlage. Details wie einzelne Portal- und Fensterumrahmungen sind nur von der denkmalpflegerischen Dokumentation der frühen Forschung des 20. Jahrhundert bekannt, verweisen auf die große Bedeutung für die Präsentation des Herrschers, die nach Ratajczak auf westliche Architekturvorbilder deutet. Solche wie auch andere Einzelheiten sind von der mit einem ‚Rittersaal‘ ausgestatteten kleinpolnischen Königsresidenz in Szydłów aus dem 14./15. Jahrhundert bekannt.

Tomasz TORBUS (Danzig-Breslau) wies schon im Titel seines Vortrags über die „Architektur der Königlichen Residenz auf dem Krakauer Wawel ab 1505 – Gotik *versus* Renaissance“ auf die stilistische Dissonanz in der Architektur des Krakauer Schlosses hin. Er zeigte die etappenweise Bauführung des Wawel in werkstatt-künstlerischen Wandlungen an dem wohl seit Eberhardt von Koblenz und dann 1510 durch die Florentiner konzeptionell homogen entwickelten Kastellgebäude mit dem Arkadenhof. Die 1518 entstandenen Säulen-Details im zweiten Obergeschoss oder der 1519 feststellbare Einfluss von Baumeister Benedikt gen. ‚Sandomierzer‘, endlich der seit 1526 von Bartolomeo Berecci errichtete große Ostflügel bieten durch die Monumentalität und die Anlehnung an den Stil des kaiserlichen Rom ein Argument für die europäische Rivalität zwischen Jagiellonen und Habsburgern. Die weiteren Bauvorhaben des

Königs, die Torbus vorführte, u.a. in den Residenzen Vilnius (Litauen), Lublin, Petrikau oder in Kamieniec Podolski, der größten gegen die Muslime errichteten europäischen Festung nach La Valetta auf Malta, würden die Richtung dieser Herrschaftspolitik ausdrücken.

Die letzten Referenten waren Erforscher der Hochmeisterresidenz des Deutschen Ordens zu Marienburg. Christofer HERRMANN (Allenstein) gab unter dem Thema „Die Kanzlei im Hochmeisterpalast der Marienburg“ neue Fakten zur Organisation der Marienburger Kanzlei in dem um 1400 neu ausgebauten Palast, gewonnen aus der archivalischen Überlieferung. Auf Grundlage der Kanzleitätigkeit konnte er die Baustruktur des Palastes analysieren. Die Kanzlei nahm die beiden Untergeschosse des Westturms ein. Weitere Studien zur hierarchisch emporsteigenden Raumstruktur des Palastes zeigen das Hauptgeschoss als Ebene des Hochmeisters für die Repräsentation, hier befand sich auch die Wohnung und der Ratssaal beim Winterremter. Im Erdgeschoss lagen hingegen die Apartments der Berater, im Haupthaus residierten die hohen Beamten wie der Oberste Marschall, der Oberste Spittler und der Oberste Trappier. Abschließend gelang es Herrmann, die Tätigkeit der Schreibstuben mitsamt dem dramatischen Ende der Kanzlei 1457 zur Zeit des Dreizehnjährigen Krieges zu rekonstruieren.

Mit dem letzten Vortrag der Tagung hat Kazimierz POSPIESZNY (Ślubice-Marienburg) die „Architektur der Hochmeisterresidenz der Marienburg im europäischen Kontext“ als ein typisches und zugleich spezifisches Zentrum der Macht im spätmittelalterlichen Europa in den Blick genommen. Nach den europäischen Vorbildern, vor allem dem königlichen Palast auf der Ile-de-la-Cité in Paris und dem neu erbauten kaiserlichen Herrschaftszentrum in Prag mitsamt Karlstein als Hauptresidenz, wurde die Marienburg in Preußen seit 1309 als Fürstensitz mit Hof organisiert und bauarchitektonisch gestaltet. Ebenso wie dort wurde hier, wie Pospieszny ausführte, der sakrale Teil der Residenz in der umgebauten und vergrößerten Konventskirche Sankt Marien gebildet, die mit dem Reliquienschatz den höchsten Rang in der Herrschaftsstruktur einnahm. In dem um 1400 abgeschlossenen imposanten Ausbau des Hochmeisterpalastes hatte dagegen das Tressleramt (nebst Kanzlei) die höchste Position im Wohnturm inne, darunter lag das Hauptgeschoss, wo sich Empfangssäle und die Wohnung des Meisters befanden (vgl. die raumfunktionelle Anordnung u.a. in Avignon im Donjon Benedikts XII.).

*Kazimierz Pospieszny, Ślubice-Marienburg\**

\* Kazimierz Pospieszny, Staroscinska 3/8, PL-82200 Malbork, E-Mail: Pospieszny@europa-uni.de.

## **Konflikt und Ausgleich**

### **Möglichkeiten der Aushandlung in Residenzstädten der Vormoderne\***

Kiel, 14. September 2016

Das zweite Atelier des Projekts „Residenzstädte im Alten Reich 1300–1800“ fand am 14. September 2016 im Internationalen Begegnungszentrum der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel statt und stand unter dem Thema „Konflikt und Ausgleich. Möglichkeiten der Aushandlung in Residenzstädten der Vormoderne“. Damit beschäftigte sich die Veranstaltung mit einem zentralen Aspekt des Forschungsvorhabens der Göttinger Akademie, das Aushandlungsprozesse zwischen herrschaftlichen und städtischen Akteuren in den Residenzstädten des Alten Reiches beobachtet. Die Tagung bot Nachwuchswissenschaftlern die Möglichkeit, ihre aktuellen oder kürzlich abgeschlossenen Forschungsprojekte vorzustellen. In den einzelnen Vorträgen wurden vor allem Konflikte und die unterschiedlichen Möglichkeiten ihrer Beilegung – etwa militärisch oder auf dem Verhandlungsweg –, aber auch Prozesse der Aushandlung in den Blick genommen. Den Auftakt gab Gerhard FOUQUET, der Vorsitzende der Leitungskommission des Projekts, mit einer einleitenden Skizze.

Im ersten Vortrag präsentierte Stephan SANDER-FAES von der Universität Zürich unter dem Titel „Residenzstadt oder Stadtresidenz? Akteure, Normen und Praktiken am Beispiel Krumaus (um 1700)“ einen Teilaspekt seines Habilitationsprojekts „Österreichs Aufstieg zur europäischen Großmacht. Böhmen, Österreich und die Habsburger (17./18. Jh.)“ und ging auf das Spannungsfeld und die wechselseitigen Ver- und Entflechtungen zwischen Hof und Stadt in Böhmisches Krumau zwischen 1665 und 1710 ein. Der Blick richtete sich vornehmlich auf die fürstliche Verwaltung. Dabei behandelte Sander-Faes besonders die Konflikte zwischen Herrschaft und Stadt, etwa in der Steuerpolitik. Die Bezüge zwischen Fürst und Stadt machte er auf zahlreichen Ebenen – so etwa formell am Steuerwesen sowie informell anhand von Verträgen und Besprechungen – aus. Besonders hob er hervor, dass statische Konzepte und ein Blick „von oben“ zur Darstellung der wechselseitigen Beziehungen zwischen Stadt und Herrschaft wegen der Dynamik in der Interaktion der Partner nicht geeignet seien. Vielmehr biete sich ein Modell der konkreten Zusammensetzung von Stadt und Herrschaft an. Der potentielle Wert eines solchen Modells ermisst sich gerade daran, dass es sich bei Krumau in Hinblick auf viele der vorgetragenen Aspekte um keinen Sonderfall gehandelt habe, wie in der anschließenden Diskussion herausgestellt wurde.

Ein biographisch ausgerichtetes Dissertationsprojekt unter dem Arbeitstitel „Christian Cruwell – Das Leben eines Lemgoer Kaufmannes im ausgehenden 16. Jahrhundert“ stellte Nancy LAMBERTZ von der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf vor. Cruwell, der durch seinen Vater in die Kaufmannsmatrikel aufgenommen wurde und Ende des 16. Jahrhunderts dessen Geschäfte übernahm, wurde in der Forschung bisher häufig als Muster eines untauglichen Kaufmanns dargestellt. Unter anderem dieser Einschätzung will Lambertz in ihrer Arbeit nachgehen. Ihre Betrachtungen konzentrierten sich auf die überlieferten Prozessakten einer Auseinandersetzung zwischen Christian Cruwell und Graf Simon VI., der die Burg Brake bei Lemgo zu seiner Residenz ausge-

\* Erstveröffentlichung auf H-Soz-Kult, Copyright (c) 2016 by H-NET, Clio-online and H-Soz-Kult, and the author, all rights reserved. This work may be copied and redistributed for non-commercial, educational purposes, if permission is granted by the author and usage right holders. For permission please contact [hsk.redaktion@geschichte.hu-berlin.de](mailto:hsk.redaktion@geschichte.hu-berlin.de).

baut hatte. Von ihm hatte Cruwell einen größeren Betrag geliehen. Der spätere Rechtsstreit drehte sich allerdings neben dem Geld vor allem um eine angebliche ehrabschneidende Beleidigung des Grafen durch Cruwell. In die Auseinandersetzung, die bis vor das Kammergericht getragen wurde, schaltete sich auch der Rat der Stadt Lemgo ein, der sich trotz früherer Zwistigkeiten mit Simon VI. auf dessen Seite stellte und im Laufe des Prozesses große Teile des Cruwellschen Besitzes einzog.

Die Kunsthistorikerin Maren BIEDERBICK von der Graduiertenschule „Human Development in Landscapes“ in Kiel referierte unter dem Titel „Von Cosimo il Vecchio zu Cosimo I. – Herrscher-Inszenierung der Medici durch Impresen-Anbringung im öffentlichen und privaten Raum“ zur Selbstdarstellung der Medici in Florenz. Den Beobachtungsrahmen bildete die Zeit von Cosimo il Vecchio bis zu Cosimo I. (1434–1574). Die Herrschaftszeiten beider Medici ähneln sich insofern, als dass sie die Herrschaft über Florenz jeweils erst nach der Heimkehr aus dem Exil zurückerlangten, die Geschicke der Stadt dann beide Male über drei Jahrzehnte hinweg lenkten und die Herrschaft an ihre Kinder weitergeben konnten. Biederbick zeigte, wie unter Cosimo il Vecchio die Impresen der Familie zunächst vor allem in halböffentlichen Räumen, wie in der Loggia ihres Palastes, angebracht waren, mit der Zeit jedoch immer mehr in öffentliche Räume vordrangen und so den Machtanspruch der Medici demonstrierten. Besondere Beachtung verdienen dabei die in den Impresen verwendeten Symbole, die für die Selbstinszenierung und in Konkurrenz mit anderen mächtigen Familien von erheblicher Bedeutung waren. Die unterschiedlichen Impresen können teilweise einzelnen Vertretern der Medici zugeordnet werden, gleichzeitig nutzten manche Familienmitglieder aber auch mehrere unterschiedliche Impresen. Im Anschluss an den Vortrag wurden insbesondere die symbolhafte Bedeutung der Farbigkeit mancher Impresen sowie konkurrierende Impresen und Wappen, vor allem zu den Zeiten des Exils der beiden Medici, diskutiert. Auch wurden Fragen nach der „Lesbarkeit“ der Impresen für verschiedene Bevölkerungsgruppen und nach den Adressaten der Darstellungen aufgeworfen. Antworten müssen freilich vom jeweiligen Einzelfall ausgehen und sind kaum von den historischen Kontexten zu trennen.

In einer vergleichenden Analyse der Städte Wien, Köln und Leipzig beschäftigte sich Jana Madlen SCHÜTTE vom Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart unter dem Titel „Apotheker zwischen Konflikt und Kooperation. Ihre Auseinandersetzungen mit Fakultät, Rat und Landesherr in Wien, Köln und Leipzig vom 14. bis 16. Jahrhundert“ mit den Aushandlungsprozessen im Zuge der Normierungsbestrebungen des Apothekerwesens. Ausgehend von der Perspektive der Apotheker und in erster Linie auf Grundlage normativer Quellen standen die zum Teil damit verbundenen Konflikte im Mittelpunkt, ebenso die Eidesformeln, die Ausbildung, Aufgaben und Befugnisse der Apotheker festlegten und gleichzeitig beschränkten. Die Auseinandersetzungen der Apotheker mit Fakultät, Rat und Landesherr unterschieden sich in den ausgewählten Städten nach Interessenlage der jeweiligen Akteure. Während in Wien seit dem ersten Entwurf einer Apothekerordnung (1405) von Seiten der Fakultät Normierungsbestrebungen bestanden, diese von Rat und Apothekern aufgrund mangelnden Interesses bzw. der drohenden Beschneidung ihrer Befugnisse bis zur tatsächlichen Erlassung einer Ordnung (1564) aber abgelehnt wurden, gingen Fakultät und Rat in Köln gemeinsam gegen die Apotheker vor und setzten bereits 1478 eine erste Ordnung durch. In Leipzig hingegen gingen die Normierungsbestrebungen vom Landesherrn aus, wobei wegen des unzureichenden Einsatzes von Rat und Fakultät zwar 1549/88 Apothekereide eingeführt wurden, eine Ordnung jedoch ausblieb.

Florian DIRKS (Hamburg/Erfurt) behandelte in seinem Vortrag „*up de lantwere to der Sture* – Orte für Ausgleichsbemühungen in Konflikten zwischen Landstädten und Adligen im Nordwesten des Reichs (14./15. Jahrhundert)“ die Landwehren Bremens und schilderte deren Aufbau sowie beispielhaft anhand eines Konflikts der Stadt Bremen mit dem Grafen von Hoya deren Nutzung. Dieser Vortrag stand thematisch im Rahmen seiner 2015 unter dem Titel „Konfliktaustragung im norddeutschen Raum des 14. und 15. Jahrhunderts. Untersuchungen zu Fehdewesen und Tagfahrt“ publizierten Dissertationsschrift. Die Landwehren, die zum Schutz der die Stadt umgebenden Dörfer und Felder errichtet wurden, hatten, so Dirks, auch symbolischen Wert und wurden, wie im vorgetragenen Beispiel zwischen Bremen und Hoya, bei Ausgleichsbemühungen in Konflikten als Orte der Begegnung genutzt. Die Diskussion thematisierte neben der Weiternutzung der Landwehren – so wurden einzelne Gebäude beispielsweise zu Gasthäusern ausgebaut – insbesondere neben der ursprünglichen Funktion als Einrichtungen der militärischen Sicherheit deren symbolischen Wert.

Zuletzt stellte Manuel BECKER, Doktorand im Kieler Akademieprojekt, unter dem Titel „Friedensstifter oder fürstliche Parteigänger? Die Wolfenbütteler Landstände als Mittler zwischen Herzog Heinrich dem Jüngeren und der Stadt Braunschweig in der Mitte des 16. Jahrhunderts“ einen Teilaspekt seiner in Arbeit befindlichen Dissertation vor. Die Landstände haben als von beiden Parteien gewünschte Mittler in den Auseinandersetzungen um Herrschaftsansprüche zwischen dem katholischen Herzog und der seit 1528 protestantischen Stadt Braunschweig agiert. Anhand eines Fallbeispiels stellte Becker sowohl die Motive und Interessen der Landstände als auch deren Handlungsmöglichkeiten und -grenzen im Vermittlungsvorgang vor. In den Auseinandersetzungen der 1540er Jahre hätten sich die Landstände auch in eigenem Interesse um eine friedliche Lösung bemüht, begründet unter anderem in einer von den Landständen erwünschten Mehrung ihres symbolischen Kapitals, außerdem in der Vermeidung des Einbezugs in Kampfhandlungen und der dadurch entstehenden Kosten. Trotz mehrfacher Treffen und einer allmählichen Annäherung der Parteien sei es jedoch zu einer militärischen Austragung des Konflikts gekommen. Das Scheitern der Landstände in ihren Bemühungen um eine friedliche Konfliktlösung erklärt sich nach Becker insbesondere durch ihren begrenzten Handlungsspielraum, weil sie aufgrund fehlender Befugnisse kein Urteil fällen konnten und im Verlauf der Vermittlungen zumeist auch eher in der bloßen Funktion als Boten auftraten. In der Diskussion wurden die Bedeutung der Konfessionalisierung für den Konflikt sowie das Wissen der Landstände um eine drohende Eroberung des Wolfenbütteler Territoriums durch den Schmalkaldischen Bund unterstrichen.

Anhand der zeitlich und geographisch weit gefächerten Themen sowie der Schwerpunktsetzung auf sowohl historische als auch auf kunstgeschichtliche Fragestellungen konnten auf dieser Tagung verschiedene Konflikte zwischen herrschaftlichen und städtischen Akteuren und deren Austragungen herausgearbeitet werden. Es zeigte sich, dass das für diese Tagung gewählte Themenfeld vielfache Ansätze zur Erforschung von Aushandlungsprozessen bietet.

*Mirja Piorr und Johanna Rödger, Kiel\**

\* Mirja Piorr M.Ed., Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Historisches Seminar, Olshausenstr. 40, D-24098 Kiel, E-Mail: mpiorr@email.uni-kiel.de; Johanna Rödger M.A., Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Historisches Seminar, Olshausenstr. 40, D-24098 Kiel, E-Mail: jroedger@email.uni-kiel.de.



## **Soziale Funktionalitäten städtischer Räume im Wandel Changing Social Functionalities of Urban Spaces\***

Kiel, 15.–16. September 2016

Die diesjährige Tagung der Internationalen Kommission für Städtegeschichte fand in Kooperation mit dem Projekt „Residenzstädte im Alten Reich (1300–1800)“ der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen und dem Institut für Österreichische Geschichtsforschung statt. Sie war die erste in einer Reihe von vier Konferenzen zur Funktionalität städtischer Räume und zu ihren Wandlungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. 2017 wird sich die Kommission in Krakau den politischen, in den beiden Folgejahren den ökonomischen sowie kulturellen und religiösen Funktionalitäten widmen. Die diesjährige Tagung ging den vielfältigen sozialen Funktionen nach, die sich mit städtischen Räumen verbinden. Die funktionale Strukturierung des städtischen Raums in horizontale, vertikale und relationale Gefüge wie auch die Berücksichtigung der entsprechenden sozialen Beziehungen und der physischen Sichtbarkeit wurden in drei Sektionen bearbeitet. Sektion I („Mitte und Rand“) beinhaltete Vorträge zur horizontalen sozialen Struktur hinsichtlich Gruppenbildung, Begegnung/Distinktion und Schaffung sozialer bzw. öffentlicher Zentren/Ränder. Sektion II („Oben und Unten“) umfasste Beiträge zu Ausformungen von Hierarchien und sozialen Schichten, aber auch herrschaftlicher Fürsorge und ihrer Darstellung im öffentlichen Raum. Abschließend behandelte Sektion III („Innen und Außen“) das Markieren, Überschreiten und Inszenieren physischer und sozialer Grenzen im städtischen Raum.

In seinem einleitenden Vortrag unterstrich Pierre MONNET (Paris/Frankfurt a.M.) vor allem den steten Wandel, dem nicht nur die (europäische) Stadt selbst, sondern auch die stadthistorische Forschung unterworfen sei. Wie über die Stadt und ihre Bewohner gesprochen und diskutiert werde, sei nicht zuletzt deshalb eine schwierige und vor allem auch diskursprägende Frage. So sehr urbane Räume auch mit Orten sozialer Funktionalitäten zu verbinden seien, so müsse doch gleichfalls beachtet werden, dass Städte sowohl hinsichtlich ihrer Funktion als auch ihrer Entwicklung einem ständigen Wandel ausgesetzt seien. Als rechtlich definiertes und räumlich von Umwelt und Umgebung abgetrenntes Gebiet seien Städte gesellschaftlich und architektonisch immer schon Zentren weitreichender Entwicklungen gewesen. Damit sei Stadtgeschichte maßgeblich als Sammlung von Brüchen und die Stadt selbst als Produkt von zum Teil widersprüchlichen Prozessen zu verstehen. Bedenkenswert ist Monnets These, dass gegenwärtig zu beobachten sei, wie sich Urbanität als Lebensform im Zuge der Etablierung neuer Kommunikationsformen von realen Stadträumen gelöst habe, wobei freilich die Städte ihren historischen Ursprung nie als Bezugspunkt verloren hätten. Infolgedessen plädiert Monnet für die Zusammenarbeit von Stadthistorikern aus verschiedenen Epochen.

Der erste Vortrag in der ersten Sektion „Mitte und Rand“, gehalten von Zdzisław NOGA (Krakau), ging auf die Situation der jüdischen Bevölkerung in kleinpolnischen

\* Erstveröffentlichung auf H-Soz-Kult, Copyright (c) 2016 by H-NET, Clio-online and H-Soz-Kult, and the author, all rights reserved. This work may be copied and redistributed for non-commercial, educational purposes, if permission is granted by the author and usage right holders. For permission please contact [hsk.redaktion@geschichte.hu-berlin.de](mailto:hsk.redaktion@geschichte.hu-berlin.de).

Städten ein und bezog sich beispielhaft auf die ambivalenten Lebensumstände der Krakauer Juden. Ein großer Teil der Krakauer jüdischen Gemeinde lebte innerhalb der Mauern der direkt an Krakau angrenzenden Ortschaft Kazimierz, in einem eigenen prosperierenden Stadtteil, wo sie eine recht umfassende administrative Eigenständigkeit genoss. Obgleich es spätestens ab dem 16. Jahrhundert weitreichende Umgangsverbote zwischen Juden und Christen gab, blieben die Juden aus Kazimierz innerhalb der Mauern Krakaus wirtschaftlich präsent. Hier führte Noga exemplarisch die diversen Konflikte zwischen christlichen und jüdischen Kaufleuten, Handwerkern und Gastwirten an, welche die große wirtschaftliche Konkurrenz belegen. Die exponierte Lage von Kazimierz außerhalb der Mauern Krakaus sei den christlichen Händlern überaus recht gewesen, wenn zum Beispiel während aufkommender Epidemien zeitweilig die Stadttore geschlossen und mithin auch die jüdischen Geschäftsgegner ‚ausgesperrt‘ wurden.

Der Vortrag von Sabine KLAPP (Tübingen) zu den städtischen Orten geistlicher Frauen im spätmittelalterlichen Straßburg musste kurzfristig entfallen.

Sven RABELER (Kiel) stützte seinen Vortrag auf eine Kategorisierung, welche die im Titel angesprochenen *courtly sites in medieval towns* in architektonisch definierte *constructed sites*, durch Symbole und Zeichen determinierte *marked sites* sowie die im Sinne der Interaktion und Repräsentation festgelegten *social sites* unterschied. Anhand dreier Beispiele des 15. und frühen 16. Jahrhunderts konzentrierte sich Rabeler auf die *social sites*, die er aus der Perspektive dezidiert städtischer Quellen hinsichtlich ihrer Funktionalität und ihrer Konstruktion in der Erinnerung in den Blick nahm. Die anschließende Diskussion nutzte der Referent, um noch einmal auf die zentrale Bedeutung solcher *sites* bzw. *spaces* einzugehen. Er sieht ihre Identifizierung als wichtiges Analyseelement an, denn im Denken spätmittelalterlicher Autoren seien sie als Kategorien immanent wichtig, ohne jedoch zwangsläufig auch explizit genannt zu werden. Es obliege folglich dem Historiker selbst, solche Inhalte nachträglich zu extrahieren und ihre Bedeutung für Darstellungsformen und Erinnerung zu untersuchen.

Auch Mārtiņš MINTAURS (Riga) hatte sein Kommen kurzfristig absagen müssen. Das Manuskript verlas Anngret Simms. Gegenstand der Abhandlung war der insbesondere ab der Mitte des 19. Jahrhunderts vorangetriebene Ausbau der Marktstrukturen in Riga. Die wachsende Stadt musste infrastrukturell Anpassungen vornehmen, um vor allem dem steigenden Bedarf an Lebensmitteln zu begegnen. In der Folge wurden zuerst am Neuen Markt und später auch an anderen Orten – zumeist im Bereich der Altstadt – feste Markthallen errichtet. Architektonisch orientierten sich die Bauherren dabei an Pariser Vorbildern. Die Bautätigkeit riss auch nach dem Ersten Weltkrieg und einer erheblichen wirtschaftlichen Schwächung nicht ab. Vielmehr wurde der neue Zentralmarkt am Ufer der Düna feierlich eröffnet, für dessen Errichtung unter anderem alte Luftschiffhallen umgebaut worden waren. Ein erstes Warenhaus im modernen Sinne existierte in Riga bereits seit 1901. Es konnte im Laufe des Vortrags dargelegt werden, dass auch in der Moderne ein gewichtiger Teil solcher Bauten auf dem Grund der Altstadt errichtet wurde.

Marc BOONE (Gent) eröffnete mit seinem Beitrag die zweite Sektion zu dem Thema „Oben und Unten“. Boone verwies auf die nachhaltigen und weitreichenden Aus-

wirkungen des *spatial turn* auf die Geschichtswissenschaft, der den historischen Blick auf Gesellschaft, Stadt und Gebäude grundlegend geschärft habe. Boone setzte dies in Bezug zu den sozialen Unruhen, die zwischen dem 13. und dem 15. Jahrhundert wiederholt in den großen Städten Flanderns aufflammten. Er konnte aufzeigen, dass im Zuge städtischer Konflikte vor allem die Kontrolle über den zentralen Platz von entscheidendem Belang war. Als Teil des öffentlichen Raums kam ihm entsprechende symbolische und mithin auch politische Bedeutung zu. So suchten die wiederholt aufbegehrenden Zünfte verschiedentlich, mit ihren Parteigängern diesen Platz zu erreichen und zu dominieren. Anhand mehrerer Beispiele wurde deutlich, in welchem Ausmaß öffentliche Räume während eines Konflikts mit spezifischer Symbolik aufgeladen und damit immanent wichtig für alle beteiligten Parteien werden konnten.

Konflikten wandte sich auch Friedrich LINGER (Gießen) zu. Er konstatierte zunächst, dass die teils vorgebrachte Ansicht, es habe nach dem Beginn der Industrialisierung oder zumindest in ihrem weiteren Fortschreiten keine klassischen food riots mehr gegeben, falsch sei. Vielmehr habe sich der Charakter solcher Unruhen verändert, da es im angesprochenen Zeitraum vermehrt um Proteste hinsichtlich des Preises und der Qualität bestimmter Waren ging und weniger um deren Mangel. Zugleich habe sich allerdings das Wesen sozialer Proteste insgesamt geändert. Der kontinuierliche Fortgang der Industrialisierung mit ihren geänderten Beschäftigungsverhältnissen und nicht zuletzt erste gewerkschaftsähnliche Verbände seien ursächlich für das Aufkommen großer Streikbewegungen gewesen. Die großen Streiks der Dockarbeiter Londons und Hamburgs dienten Linger als Beispiel für die differierenden Vorgehensweisen sowohl der Arbeiterschaft als auch der Arbeitgeber, die voneinander abweichenden Ergebnisse der Arbeitsniederlegungen und die wachsende Bedeutung der öffentlichen Meinung für Erfolg und Misserfolg solcher Vorhaben.

Robert ŠIMŮNEK (Prag) blickte in seinem Vortrag über die Orte der Fürsorge im Stadtraum von Residenzstädten vor allem auf Beispiele aus Böhmen. Er legte dar, dass die räumliche Anordnung von Hospitälern in oder bei einer Stadt durchaus Mustern gefolgt sei, da diese Einrichtungen in hohem Maße prägend für das Selbstbild einer Residenz bzw. des residierenden Herrn gewesen seien. So verwundert es nicht, dass Hospitäler vorwiegend an exponierten Orten wie an der Pfarrkirche, dem Marktplatz oder auch der Wegachse zwischen Residenz und Kirche errichtet wurden. Teils gingen Spital und Kirche/Kapelle gar in derselben Körperschaft auf, wie im Fall von Deutsch Gabel/Jablonné v Podještědí nachzuweisen ist. Auch als Fürsorgeeinrichtungen ab dem 15. Jahrhundert vermehrt außerhalb der Städte gebaut wurden, behielt man ihre Positionierung an visuell hervorgehobenen Orten bei, um ihre symbolische Bedeutung zu betonen. Als Zeichen der Mildtätigkeit blieb eine solche Einrichtung ein Gebäude, das neben dem praktischen Nutzen eine hohe symbolische Komponente mit sich brachte und dementsprechend durchdacht im städtischen Raum angeordnet war.

Die soziale Struktur von Kurorten im Allgemeinen und Bad Homburgs im Speziellen stand im Mittelpunkt des Vortrags von Andrea PÜHRINGER und Holger Th. GRÄF (Marburg). Denn so sehr Landschaft, Architektur und Stadtplanung in solchen Städten bereits in der Wissenschaft abgehandelt worden seien, so wenig sei bisher über die soziale wie räumliche Segregation geforscht worden. Am Beispiel Bad Hom-

burgs und dessen großflächigen Ausbaus ab der Mitte des 19. Jahrhunderts konnte nachgewiesen werden, dass eine Durchmischung von Kurgästen und ortsansässiger Einwohnerschaft in der Praxis kaum erfolgte. Stattdessen prägten scharfe soziale Gegensätze das Zusammenleben, das aufgrund der feststehenden räumlichen Trennung der Wohnquartiere ohnehin kaum als solches zu bezeichnen gewesen sei. So war Bad Homburg, wie auch andere Kur- und Residenzstädte, von einer sektoralen Segregation in drei Teile geprägt: Altstadt, Residenz/Schloss und umgebende Anlagen, Kurviertel. Dass 1905 mit der Überbrückung der gesamten Altstadt durch die Ritter-von-Marx-Brücke zur horizontalen auch noch eine vertikale Segregation hinzukam, merkte Pühringer als ironischen Schlusspunkt des Vortrags an.

Miha KOSI (Ljubljana) leitete mit seinem Beitrag die dritte Sektion zum Thema „Innen und Außen“ ein. Sein Fokus lag insbesondere auf der Geschichte und dem Ausbau Ljubljanas unter besonderer Beachtung der natürlichen räumlichen Rahmenbedingungen. Der Stellenwert der durch die Stadt fließenden Ljubljanica für das bereits im Spätmittelalter installierte Drainagesystem wie auch für den Fischfang und den Betrieb von Handwerksstätten durch Wasserkraft wurde ebenso umfangreich beleuchtet wie die zerstörerischen Auswirkungen der wiederkehrenden Hochwasser. Auch die intensive Nutzung der dicht bewaldeten Hügel, welche die Ebene mit der Stadt bis heute einfriedeten, wurde eingehend behandelt. Es entstand somit ein umfangreiches Bild von natürlichen Räumen und auf welche Weise diese menschliche Siedlungen prägen, wie auch umgekehrt natürliche Räume durch die Sesshaftigkeit des Menschen geprägt werden.

Nachdem vorangegangene Vorträge sich bereits mit Segregationsphänomenen in Residenzstädten auseinandergesetzt hatten, stellte Harriet RUDOLPH (Regensburg) auf der Grundlage des Forschungskonzepts der Urban Open Spaces mit der Reichsstadt Regensburg ein weiteres Fallbeispiel, freilich ganz eigener Art, vor. Durch den Immerwährenden Reichstag und die anwesenden Delegationen wie auch durch konfessionelle Differenzen zwischen Teilen der Bevölkerung und dem Rat war die Stadt an der Donau ohnehin von Gegensätzen geprägt. Rudolph vermochte zu zeigen, wie im öffentlichen Raum des 1779 vor den mittelalterlichen Mauern angelegten Alleengürtels gesellschaftliche Grenzen verwischten. Das als Wirtschaftsraum wie auch zum Lustwandeln genutzte Areal habe Bevölkerungsgruppen zusammengebracht, die innerhalb der Stadt kaum Berührungspunkte gehabt hätten, und stehe damit für eine ungewöhnliche Vergemeinschaftung bei Vernachlässigung protokollarischer Vorschriften.

Matthias MÜLLER (Mainz) erläuterte am Beispiel von Weilburg an der Lahn, wie eng die Sphären städtischer Verwaltung und höfischer Religiosität architektonisch verbunden sein konnten. Schlosskirche und Rathaus sind dort in einem Bau integriert, wenngleich die Ausformung der repräsentativen Fassaden noch Unterschiede aufweist und die Präsenz zweier Komplexe im Inneren andeutet. Dennoch sei die architektonische Besonderheit in ihrer Symbolhaftigkeit bedeutsam. Der Umstand, dass der Komplex die beiden Instanzen in sich vereinige, deute durchaus auf ein übergeordnetes fürstliches Primat hin. Hier sei der Inbegriff eines zentralen politisch-religiösen Orts innerhalb einer lutherischen Residenzstadt geschaffen worden. In der sich anschließenden Diskussion betonte Gerhard Fouquet die seiner Ansicht nach deutliche symbo-

liche Übermacht des Fürsten; es handele sich bei dem Bauwerk insgesamt um ein Stück höfisch-städtischer Überwältigungsarchitektur. Werner Paravicini sah dies ähnlich und sprach sich dafür aus, den Bau als Inbegriff der Errichtung eines unselbstständigen Rathauses zu sehen.

Die Tagung wurde durch den Vortrag von Marjaana NIEMI (Tampere) beschlossen, die sich den öffentlichen Räumen der Freizeitgestaltung in Industriestädten des 19. und 20. Jahrhunderts am Beispiel von Helsinki zuwandte. Sie erörterte insbesondere die essentielle Rolle der innerhalb der Stadt angelegten Parks, die mit ihren Restaurants, Monumenten und Theatern ein bevorzugtes Ziel der Mittel- und Oberschicht Helsinkis geworden seien, um Zerstreuung zu suchen. Die zum Ende des 19. Jahrhunderts stark angewachsene Bevölkerung der Stadt sei zu Erholungszwecken auch zunehmend auf die vorgelagerten Inseln gereist und habe somit das städtische Gebiet immer häufiger zu Erholungszwecken verlassen. Mit der fortschreitenden Mobilität in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hätten auch Ausflüge in die äußersten, im Grünen gelegenen Vorstädte Popularität erlangt, da sich dort urbane Strukturen mit der Natur verbanden.

Die Tagung bot eine thematisch abwechslungsreiche Auswahl an Vorträgen, die sich in einem europäischen Untersuchungshorizont und epochenübergreifend mit städtischen Entwicklungen am Beispiel der sozialen Funktionalität städtischer Räume auseinandersetzten. Die Referentinnen und Referenten wiesen dabei wiederholt auf noch bestehende Lücken in der Forschung hin und benannten eine Reihe von Anknüpfungspunkten für zukünftige Projekte und Arbeiten. Es zeigte sich, dass die Erforschung der sozialen Funktionalitäten städtischer Räume in ihrer Vielfalt eine große Zahl von Ansätzen bietet, um die gesellschaftliche Interaktion und Entwicklung, die symbolische Aufladung von Orten und die bauliche Stadtentfaltung zu erforschen.

*Pascal Andresen, Kiel\**

\* Pascal Andresen M.A., Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Historisches Seminar, Olshausenstr. 40, D-24098 Kiel, E-Mail: pandresen@histosem.uni-kiel.de.



## **KOLLOQUIEN, VORTRÄGE, AUSSTELLUNGEN, JUBILÄEN**

Siehe auf unserer Internetseite die Rubrik „Veranstaltungen“

<http://adw-goe.de/forschung/forschungsprojekte-akademienprogramm/residenzstaedte/veranstaltungen/>



## BUCHBESPRECHUNGEN

***Adel im 18. Jahrhundert. Umriss einer sozialen Gruppe in der Krise*, hg. von Gerhard AMMERER, Elisabeth LOBENWEIN und Martin SCHEUTZ, Innsbruck u.a. 2015 (Querschnitte, 28), [Studienverlag, 342 S., kart., 29,80 Euro, ISBN 978-3-7065-5467]**

Der Übergang von der Vormoderne zur Moderne ist bestimmt durch komplexe Beziehungen von Beharrung und Erneuerung, von Tradition und Umbruch. Wenngleich die Revolutionsepoche wesentliche Veränderungen hervorbrachte, die schließlich die Überwindung der Alten Ordnung, des Ancien Régimes, und den Übergang zur Moderne markieren, ist auch jene Transformationsphase von wesentlichen Persistenzen gekennzeichnet, die an das vormoderne Gesellschaftssystem anknüpften. So gilt gemeinhin der Wandel zur bürgerlichen Gesellschaft als zentrales Charakteristikum der Sattelzeit, wenn auch von einem „starke[n] Überhang der ständischen Gesellschaft“ (T. Nipperdey) auszugehen ist, der die Reformen überdauerte.

Der vorliegende Sammelband rückt nun mit dem Adel in der Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert eine soziale Gruppe in den Mittelpunkt, die unmittelbar von den gesellschaftspolitischen Veränderungen betroffen war, aber mittels „erfolgreiche[r] Selbstbehauptung“ (W. Sombart) ihrem Statusverlust entgegenzuwirken wusste. An ihrem Beispiel sollte vorgeführt werden, wie und auf welchen Ebenen jenes „fleischgeworden[e]“ Überlegenheitsverständnis“ (S. 7) des Adels den Moment der „Krise“ zumindest phasenweise bewältigen konnte und – an den Traditionen der Vormoderne anknüpfend – die Standesgrenze insbesondere gegenüber dem aufstrebendem Bürgertum aufrechterhalten konnte. Mit insgesamt elf inhaltlichen Beiträgen bündeln die drei Herausgeber nach ihrer Einleitung die Ergebnisse zu den grundlegenden Fragen adliger Lebenswelten des 18. Jahrhunderts, die im Rahmen einer im Sommersemester 2015 gehaltenen Ringvorlesung an den Universitäten Salzburg und Wien zusammengetragen wurden.

Mit ihrer programmatischen Einleitung machen es sich die Herausgeber zur Aufgabe, die Vielschichtigkeit jener Felder aufzuzeigen, die die Beharrungskraft adliger Würdenträger im ausgehenden Ancien Régime ausmachte. Aus dem adligen Selbstverständnis einer standesgemäßen Überlegenheit qua Geburt gefolgert („Ein Adelige[r] tut nichts, er ist etwas!“, W. Demel) ging es um Exklusion und Exklusivität, um Präsenz und Repräsentation, um Schein und Sein. Es galt gerade in den Residenzstädten mit ihren stark ausdifferenzierten Aristokratiewelten, repräsentativen Aufwand zu wagen und Konsum zu demonstrieren, es ging um den Erwerb von Ämtern, Einfluss und Geld, von Gunst und Gnade, um Nepotismus, Netzwerke und Patronage, um symbolisches, soziales und reales Kapital.

Wenngleich die Herausgeber keine Binnenstrukturierung und Gliederung anbieten, zeigen sich sechs wesentliche Themenschwerpunkte, anhand derer sich die Beiträge geordnet vorstellen lassen. Neben der Einleitung zum einen folgt auch der erste Beitrag von Reinhard STAUBER zum anderen mit einer eher grundsätzlichen Einführung in die Thematik, um das Krisenpotential der Epoche für die Aristokratie offenzulegen. Der Verfasser folgt dabei noch einmal dem Übergang der Gesellschaftsmodelle und

betont das aufstrebende Bürgertum in seiner Konkurrenz zu dem Adel als bisheriger Funktionselite. Neben den Feldern standesgemäßer Betätigung des Adels (in Reichskirche, Militär oder Bürokratie) oder auch den Binnendynamiken des Standes, welcher stark heterogen ausgestaltet war und aufgrund von Nobilitierungen in seinen Grenzen nicht so undurchlässig war wie gewünscht, zeigten sich wesentliche Berührungspunkte adliger und bürgerlicher Lebenswelten. Bemerkenswert ist hier zudem die Einordnung in die krisenhaften Entwicklungen des 17. Jahrhunderts und die Veränderungen durch die Aufklärung, die mit einem Ausblick bis ins 20. Jahrhundert hinein weitergedacht werden.

Weiter sollen zwei Beiträge zusammengefasst werden, die sich im weitesten Sinne dem Thema der *Familie* widmen, die durch Geburt die soziale Zugehörigkeit zur sich als exklusiv verstehenden Gruppe der Adligen sicherte, bzw. der Frage nach dem sozialen Aufstieg bürgerlicher Eliten durch Nobilitierung. Klaus MARGREITER beschäftigt sich mit jener Aufstiegsmobilität und legt exemplarisch dar, inwiefern auch Standeserhöhungen des ‚neuen Adels‘ per se nicht genügten, um der Exklusivität des Standes gerecht zu werden. Mit Rekurs auf das Alleinstellungsmerkmal des Adelsstandes, dass dieses Statussymbol auch jenseits einer realen Elitenposition Bestand habe und damit „praktisch nicht verloren gehen kann“, wendet der Verfasser diesen Umstand gegen den ‚neuen Adel‘: „Adelig zu sein bedeutet, immer schon jemand zu sein, bevor man jemand wird“ (S. 52). Der Beitrag Stefan SEITSCHKEs hingegen erfasst mit der Genealogie, also mit jener Lehre von Herkunft und Abstammung, einen anderen Aspekt der verwandtschaftlichen (Geburt/Heirat) Privilegierung. Nach der basalen Klärung genealogischer Fachtermini, semantischer Begriffsebenen, relevanter Nachschlagewerke und Quellen benennt der Autor den wesentlichen Zweck der Genealogie in der Frühen Neuzeit: So wurden die genealogisch belegte Abstammung und der Rang der Familie zu relevanten Faktoren des Ansehens bei Hof, sie besaßen aber auch ganz praktischen Nutzen bei der Aushandlung möglicher Ehen oder in Fragen ererbter Privilegien. Herrschaft war in der Vormoderne durch Dynastien geprägt, ergo folgte aus dem Beleg der Abstammung die Legitimation von Vorrechten und wurde zum Mittel, eigene Ansprüche argumentativ und repräsentativ zu vertreten.

Drei weitere Beiträge lassen sich unter dem Aspekt der *standesgemäßen Beschäftigungsfelder* Adliger und ihrer *ökonomischen Grundlagen* erfassen. Thomas WINKELBAUER legt mit einem Überblick über die frühneuzeitlichen „Spielarten des Verhältnisses von Adel und Wirtschaft“ das Fundament für die folgenden spezifischeren Untersuchungen (S. 92): Herrschaft über Land und Leute, Militär, Dienste am Hof und in der Bürokratie, kirchliche Pfründe und geistliche Laufbahnen, Kreditgeschäfte sowie das Engagement im Bergbau und im Manufakturwesen werden kompakt als Tätigkeitsfelder vorgeführt. Dass derlei Beschäftigungen dabei keineswegs allein als durch ökonomische Interessen motivierte Erwerbstätigkeiten zu verstehen sind (im Gegenteil: das standesgemäße Leben musste durch die Erträge aus der Grundherrschaft finanziert werden), sondern die aus dem rechtlichen, sozialen und politischen Vorrang resultierenden Privilegien vorführen, lässt diese Tätigkeiten zugleich zum Spiegel tatsächlicher „Lebensweis[e] des Adels“ (M. Sikora) werden. Ein Beschäftigungsfeld zu bedienen, das exklusiv den Angehörigen des Adels offenstand, wurde

vielmehr zur „Existenzgrundlage des Adels“ [...] auch in ideeller Hinsicht“ (S. 91). Laurence COLE führt nun mit dem Militär „eine überproportional wichtige Karriereoption“ für Adlige ein, was insbesondere durch die mögliche Verbindung aristokratischen exklusiv angelegten Standesbewusstseins mit einer konkret leistungsbezogenen Professionalität begründet scheint. Mit der „Renaissance des Rittertums“, mit einer aufblühenden Militärkultur konnte sich der Militäradel eine ‚Exit-Strategie‘ öffnen, die durch den Dienst für den Monarchen aus der adligen „Wahrnehmungskrise“ führte. Martin SCHEUTZ nimmt nun die „Elite der hochadeligen Elite“ in den Blick und zeichnet die obersten Hofämter am Wiener Kaiserhof in ihren sozialgeschichtlichen Rahmenbedingungen nach. Der komplexe Ressourcenpool sowie die große Repräsentationsfläche in der Residenzstadt Wien, die den Inhabern der Obersthofämter als den ‚happy few‘ zur Verfügung stand, war Grund und Motivation zugleich, den „Flaschenhals“ am Kaiserhof zu passieren (S. 186).

Einen eigenen Abschnitt bildet der Beitrag von Gerhard AMMERER und Alfred Stefan WEISS, der thematisch dem *Mit-, Neben- und Gegeneinander von Bürgertum und Hofadel in der Residenzstadt Salzburg* verpflichtet ist, das beispielsweise in der städtischen Kaffeehauskultur aufscheint. Als einen der bestimmenden Faktoren des bürgerlich-adligen Verhältnisses weisen die Autoren dabei die starke soziale und finanzielle Ausdifferenzierung aus, die sowohl den Salzburger Adel als auch das städtische Bürgertum betraf. Insbesondere beim Adel zeigte sich ein Spannungsfeld, das von hochadeligen Familien (v.a. durch den Erzbischof berufene Beamte an den Hof) bis zu einem nahezu vermögenslosen Beamtenadel reichte, der allerdings trotz bescheidener Gehälter (oder gerade deshalb) größten Wert auf den eigenen Rang in der hierarchischen Ordnung des Hofstaates legte.

Drei weitere Beiträge des Bandes lassen sich dem Thema herrschaftlicher *Repräsentation* zum Zwecke der Legitimation nach außen und Selbstvergewisserung nach innen subsumieren. Friedrich POLLEROSS präsentiert aus kunsthistorischer Perspektive reich bebildert Adelsporträts aus dem 17. und 18. Jahrhundert und damit für Mitteleuropa einen wenig erforschten Bereich. Mit den Gärten des Adels, die zwischen dem barocken Lustgarten und der englischen Ideallandschaft changierten, ergänzt Eva BERGER ein zentrales Medium öffentlicher Selbstinszenierung und demonstrativer Darstellung. Was mit dem aristokratischen Selbstverständnis eng verbunden war und ebenso als ländliche Vergnügung in einer exklusiven „sorgenfreie[n], leichtlebige[n] Atmosphäre“ diente, änderte sich mit dem Ende des Ancien Régimes und dem an Dominanz gewinnenden bürgerlichen Gesellschaftsmodell (S. 279). Schließlich widmet sich Martin KRUMMHOLZ dem Schloss- und Palaisbau des Adels im 17. und 18. Jahrhundert und hebt die Ausgestaltung der habsburgischen Residenzen seit der Etablierung ihrer Macht an der Wende zum 16. Jahrhundert als Ausdruck der „Weltgewandtheit des ‚internationalen‘ Adels“ mit ihrem spezifischen Repräsentationsbedürfnis (S. 313) hervor.

Den Band beschließt Elisabeth LOBENWEIN mit ihrem Beitrag über adelige Briefkultur, die die Verfasserin an der Privatkorrespondenz der Brüder Hieronymus und Gundaker Colloredo – der eine Salzburger Fürsterzbischof, der andere Reichsvizekanzler in Wien – exemplifiziert. Neben einer biographischen Skizze und einer kurzen

Quelleneinordnung sind hier insbesondere die infrastrukturellen Rahmenbedingungen adliger Korrespondenznetzwerke von Interesse, aber ebenso der formale Aufbau sowie das inhaltliche Spektrum der Briefe. Als Ego-Dokumente bieten sie einen wertvollen Einblick in das Selbstverständnis des aufgeklärten Herrschers und in die Reflexion seiner Haltung in dieser Phase des Umbruchs und Wandels am Beginn der Moderne.

Durch den Zuschnitt des Sammelbandes (und der zugrunde liegenden Ringvorlesung) bedingt, wurden mit den Beiträgen verschiedene basale Aspekte des aristokratischen Denkens und Handelns behandelt, aber auch zentrale unbeantwortete Fragen und Probleme offengelegt. Auch für den sozialen (zwischen Hof und Gemeinde) und physischen (zwischen Residenz und Stadt) Raum der Residenzstadt, der mit seinen spezifischen Bedingungen Chancen für den Adel zu offerieren schien, konnten Untersuchungsfelder herausgestellt werden, die vielleicht noch einmal umso deutlicher hinterlegen, warum jene Akteure auch noch im ausgehenden 18. Jahrhundert prägenden Einfluss besaßen und damit der Berücksichtigung im Forschungsdiskurs würdig sind. Es bleibt noch viel zu tun und diesem Sammelband zu wünschen, dass er breit rezipiert und gewürdigt wird.

*Julia Ellermann, Kiel\**

**CREMER, Annette: Mon Plaisir. Die Puppenstadt der Auguste Dorothea von Schwarzburg (1666-1751) zwischen Selbstzeugnis, Kunstkammerstück und höfischer Repräsentation, Weimar 2015 (Selbstzeugnisse der Neuzeit, 23) [Böhlau, 517 S., geb., Ill., geb., 74,90 Euro, ISBN 978-3-412-22399-1]**

Auguste Dorothea von Schwarzburg stammt aus dem Welfenhaus in Wolfenbüttel und war Tante der Kaiserin Elisabeth Christine (Gemahlin von Kaiser Karl VI., Mutter von Kaiserin Maria Theresia). Die Welfin ging jedoch weniger wegen dieser verwandtschaftlichen Beziehungen zum Kaiserhaus, sondern wegen „Mon Plaisir“ in die Geschichte ein. Dabei handelt es sich um eine nach Größe und Schönheit weltweit einzigartige Sammlung von Puppenfiguren, die in verschiedenen Schaukästen im Miniaturformat das Leben in einer kleinen Residenz der Barockzeit veranschaulicht. Höfisches Leben, aber auch Handwerkerstuben und Markttreiben werden mitsamt ihrer jeweiligen Sachkultur gezeigt. Viele kleine keramische Erzeugnisse in „Mon Plaisir“ wurden in der Fayencemanufaktur Dorotheenthal hergestellt, die auf Veranlassung der Fürstin gegründet wurde. An der Herstellung der Puppen, des Inventars und der Aufbauten aus Holz, Wachs und Stoff waren außer zahlreichen Handwerkern sicher aber auch Auguste Dorothea selbst und Mitglieder ihres Hofes beteiligt. Es war ein Gemeinschaftsprojekt ihrer Hofgesellschaft. „Mon Plaisir“, das noch etwa 400 Figuren und über 2 600 einzelne Inventarteile umfasst, befindet sich heute im Arnstädter Schlossmuseum in Thüringen. Etwa fünfzig Jahre lang verwandte die kinderlose und seit 1716 verwitwete Fürstin mehr als ihr gesamtes Vermögen für ihre Sammlungen und vor allem für die Ausstattung von

\* Dr. Julia Ellermann, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Historisches Seminar, Olshausenstr. 40, D-24098 Kiel, E-Mail: jellermann@histosem.uni-kiel.de.

„Mon Plaisir“, so dass sie bei ihrem Tod hohe Schulden hinterließ. Leider sind längst nicht alle Teile der ursprünglichen Sammlung erhalten geblieben. Wie interpretiert man nun diese Puppenstadt, die eher ein Schloss mit einer Dorfgesellschaft darstellt als eine Stadt? Angeregt von angloamerikanischen Studien vertritt Annette Caroline Cremer die Ansicht, dass es sich bei „Mon Plaisir“ um kein unpersönliches Kunstdokument, sondern um ein dreidimensionales Selbstzeugnis von Herzogin Auguste Dorothea handelt, vergleichbar mit Memoiren oder Tagebüchern. Eine eigene Erklärung zur Sammlung und ihrer Deutung durch die Fürstin selbst liegt nicht vor. Man muss andere Quellen finden, die aufzeigen können, dass die Puppenszenen beispielsweise „echten“ Personen aus dem Umfeld der Fürstin ähneln oder etwa Mobiliar zeigen, das der Inneneinrichtung der Schlösser nachgebildet ist, welche die Herzogin aus eigener Anschauung kannte. Um hier Erfolg zu haben, muss man sich sehr intensiv mit der archivischen Überlieferung auseinandersetzen – sowohl zur Schloss- und Verwaltungsgeschichte als auch zur Biographie Auguste Dorotheas. Folgerichtig nutzt Cremer das erhaltene Bauinventar des Schlosses Augustenburg zu einem Vergleich zwischen diesem und „Mon Plaisir“. Hier geht sie die skizzierten Räume durch und kann viele Ähnlichkeiten zwischen beiden feststellen. Fassbar ist das beispielsweise bei der Schlosskapelle. Da die Fürstin 1715 wie bereits zuvor ihr Vater und ihre kaiserliche Nichte zur katholischen Kirche konvertierte, ist es eine katholische Schlosskapelle. Interessant ist Cremers Befund anhand anderer Quellen, dass sich nach der Konversion der Fürstin auf dem Witwensitz fast nichts änderte. Der protestantische Pfarrer blieb für Taufen und sogar Beerdigungen von Katholiken zuständig. Ein solcher Pragmatismus ist auch an anderen frühneuzeitlichen Orten der katholischen Diaspora zu beobachten. Aber dass dieser vor Ort so weit ging, ist doch eine Überraschung. Hier hätte man sich wie an anderen Stellen auch mehr Vergleichsbeispiele aus der vorliegenden Forschungsliteratur gewünscht. Insgesamt ist auch die Beschreibung der genutzten Quellenarten zu kurz ausgefallen. Zwei Hindernisse schränken die Quellenbasis wohl entscheidend ein: Das Schloss Augustenburg, das die Fürstin sich seit 1699 erbauen ließ und seit ihrer Verwitwung 1716 bewohnte, wurde bereits wenige Jahre nach ihrem Tod abgerissen. Exakte Pläne der Schlossanlage, insbesondere die für das Thema so wichtigen Innenansichten, sind offensichtlich nicht mehr vorhanden. Entscheidender ist aber wohl auch, dass vieles von „Mon Plaisir“ in Handarbeit der Hofgesellschaft entstanden ist, so dass aussagekräftige „Geschäftsvorgänge“ schlicht fehlen. Dennoch geht aus dem übrigen klar hervor, dass in „Mon Plaisir“ keine Miniaturkopie von Augustenburg vorliegt und auch gar nicht beabsichtigt war. Das ist kein Widerspruch zur Interpretation der Puppenstadt als „Selbstzeugnis der Fürstin“, sondern stützt sie sogar. Selbstzeugnisse einer Person dienen ja nicht nur der Dokumentation der „realen Welt“ und des eigenen Erlebens, sondern spiegeln oft auch Vorstellungen, Ziele und Wünsche wider, die mit dem Gegebenen und Erreichbaren nicht übereinstimmen. Nach Cremer fließt das alles in die Puppenstadt mit ein. „Mon Plaisir“ zeigt im Grunde eine heile Welt, wie sie aus Sicht der Fürstin sein soll – mit ihr als strahlendem Zentrum. Hier ist sie sorgenfrei, steht an der Spitze eines prächtigen Hofstaates, den sie unangefochten regiert. Die von Cremer herangezogenen schriftlichen Quellen entlarven diese Welt aber zumindest in Teilen als Wunschvorstellung. Autoritätsverlust gegenüber Untertanen, Geldsorgen und Rechtsstreitig-

keiten waren ständige Begleiter ihres Witwendaseins. In der realen Welt war Auguste Dorothea die Witwe, die sich das Haus Schwarzburg nicht mehr leisten konnte und wollte. Aufgrund dieses Kontrasts stuft Cremer „Mon Plaisir“ als Selbstzeugnis ein, das im Wesentlichen aus drei Quellen gespeist ist: Der Wahrnehmung des Witwensitzes Augustenburg durch die Fürstin, aus deren eigenen Vorstellungen einer idealen Witwenresidenz und aus den ihr aus den Fürstinnenspiegeln der Literaten bekannten Entwürfen idealer Adelstugenden. In ihrer Gießener Dissertation hat Annette Caroline Cremer das Kunstwerk „Mon Plaisir“ überzeugend als Selbstzeugnis seiner Stifterin entschlüsselt. Darüber hinaus eröffnet sie wertvolle Einblicke in eine frühneuzeitliche Witwenresidenz. Ihr ist ein sehr attraktives und lesenswertes Buch gelungen.

*Martin Fimpel, Wolfenbüttel\**

***The Emperor's House. Palaces from Augustus to the Age of Absolutism*, hg. von Jeffrey FEATHERSTONE, Jean-Michel SPIESER, Gülrü TANMAN und Ulrike WULF-RHEIDT, Berlin u.a. 2015 (Urban spaces, 4) [De Gruyter, 425 S., Ill., 119,95 Euro, ISBN 978-3-11-033163-9]**

Authors: Ulrike Wulf-Reidt, Jean-Michel Spieser, Philipp Niewöhner, Javier Arce, Manfred Luchterhand, Annie Renoux, Matthias Untermann, Judith Ley, Michael Featherstone, Ruth Macrides, Paul Magdalino, Mabi Angar, Holger Klein, Staffan Wahlgren, Bisserka Penkova, Scott Redford, Hansgerd Hellenkemper, Lucy-Anne Hunt, Sabine Frommel, Martin Olin, Herbert Karner, Ekaterina Boltunova, Katharina Krause, Tülay Artan, Albrecht Berger.

Recent years have brought an immense amount of important new information on late medieval and early modern court residences; its architecture and its connection with court ceremonies, protocol and etiquette (see for instance [www.courtresidences.eu](http://www.courtresidences.eu) for the outcome of the European Science Foundation's networking programme PALATIUM). The palace was home of the ruler and his family and also a centre of state administration and justice. Its architecture was meant to separate the various groups of users whilst creating a system of limited access to the ruler himself. One of the remaining desiderables is a study on the early history of the court residence as a building type, connecting knowledge of archaeologists with art historical scholarship. *The Emperor's House. Palaces from Augustus to the Age of Absolutism* is a great step towards such a synthesis.

This volume contains 26 papers presented at a conference in October 2012 in the Pera Museum in Istanbul dedicated to the history of imperial (and royal) residences from the Age of Augustus up to King Ludwig II of Bavaria. Within this wide time span the focus is on late antique, byzantine and medieval residences which cover the first c. 300 pages, enriched with some fine cases studies from the early modern period in the last 100 pages and Ludwig II's Bavarian-Byzantine dreams as an epilogue. At a first glimpse the content of this book may look as ‚a little bit from everything‘ but in fact the concept of the book is very strong which makes this volume very coherent –

\* Dr. Martin Fimpel, Landesarchiv Wolfenbüttel, Forstweg 2, D-38302 Wolfenbüttel, E-Mail: [wolfenbuettel@nla.niedersachsen.de](mailto:wolfenbuettel@nla.niedersachsen.de).

and important. All starts with the first palace in the West, the Roman imperial residence on the Palatine hill in Rome, which gave its name to all later ‚Palaces‘. Its specific three-partite spatial organisation, with a series of formal reception halls (Domus Flavia), a private residence (Domus Augustana) with a garden alongside and the connection to the public space of the Circus Maximus, became a powerful model for many rulers in later centuries. Of course the Romans did not invent such a building type and elaborated previous models of Hellenistic rulers of the last centuries, who in turn continued building traditions of the Persians, Babylonians or Egyptians, but that part of the history is not addressed in this volume. Instead, central theme of the book, addresses in most of the contributions, is the role model of the Roman imperial palace and the continuation (or adaptations) of its specific spatial systems by other rulers in later times. Among these we find some ‚usual suspects‘ but, most interestingly, also many palace complexes in Central and Eastern Europe that so far never have been included in this kind of overviews. Another important aspect of this book is that fact that the survey of the manifold reception of the Roman palatine complex is not limited to the West and also includes Constantinople and the Byzantine as well as the Ottoman traditions.

The book is divided into five parts. Part One (pp. 1-70) offers five papers on ‚Antiquity and Late Antiquity‘, which starts with a clear building history and analysis of the Palatine complex in Rome, followed by studies on late antique palaces in places like Constantinople, Thessaloniki, Miletus, Magnesia/Manisa and Ravenna as well as its reception by the first Visigoth kings at Recópolis in Spain. Part Two (pp. 71-146) collects four contributions on ‚The Middle Ages in the West‘, which analyses both the residences in the western and eastern part of the Frankish realm (in France and Germany), as well detailed case studies on Charlemagne’s headquarter in Aachen and the pope’s palace at the Lateran in Rome. Part Three (pp. 147-291) contains ten papers on ‚The Middle Ages in the East‘. Most of these are focussed on later Byzantine residences in Constantinople and its surroundings as well as specific studies on Byzantine imperial ideology, ceremony and palace rituals, but it also includes studies on the palaces of the Bulgarian tsars in Preslav and Tarnovo, on the palaces of the crusaders in Beirut as well as Seljuk palaces and gardens in Anatolia. In Part Four we find six case studies on the major palaces of ‚The Renaissance, Absolutism and the Ottoman World‘ (pp. 293-408), including The Louvre, the palace of Stockholm, the Hofburg in Vienna, Russian throne halls, Versailles and the later Ottoman palaces. The volume is concluded by the Epilogue, ‚Byzantium in Bavaria‘, (pp. 409-424) on Ludwig II’s Byzantine ideas for Linderhof and some related projects.

In this collection of papers several contributions are closely related, almost like chapters within a monograph book, only a few remain somewhat isolated because they don’t reflect explicitly on the central themes addressed in the short foreword by the editors. Themes that return in many chapters are the connection of the palace architecture with court ceremony and rituals and the iconography of the palace as the seat of a universal ruler by divine providence. As such the palace became not only an instrument of power but merely a symbol of the state. Analyses of the many residences after the Roman era show the many varieties of building complexes with a three-partite di-

vision with separate public, ceremonial and private spaces. It is especially interesting to see the long tradition of the combination of a palace and hippodrome, originated in Rome and consciously repeated in Constantinople and imitated in many smaller residences in later centuries. Also the social structure of the court and its reflection in architecture is a central topic in several contributions. Also the connection with the court chapel within the imperial palace, a specific feature of Byzantine court architecture, became a long standing building tradition all over Europe.

This volume offers a lot of new information on the development of court architecture, especially in the late antique and medieval period all over Europe and the Ottoman world and the case studies from the early modern period show which aspects of this ancient models for imperial or royal architecture were revived in early modern times for ideas about representing contemporary supreme rulers. Each contribution has an elaborate bibliography that will be a great help for further reading and research. I can recommend this book to all students and scholars interested in court history and court architecture. Nevertheless, it is a pity that there is no general introduction which a.o. discusses the historiography of the topic which would demonstrate the importance of this collection of essays. And unfortunately a conclusion is lacking at the end: a sketch that would bring some lines together would be rather appreciated. Finally, the coherence of the book and the story that connects the various contributions remains just too implicit. Or to say it more positively: the reader who wants to understand the longer history of the residential architecture and culture can find here many important new ingredients, but he/she will be encouraged to write a more synthetic overview him-/herself.

*Koen Ottenheim, Utrecht\**

***Festungen in Gärten – Gärten in Festungen*, hg. von Volker MENDE und Christian OTTERSBUCH, Regensburg 2015 (Festungsforschung, 6) [Schnell & Steiner, 221 S., geb., 28 farb. und 104 sw-Abb., 29,95 Euro, ISBN 978-3-7954-2754-2]**

Im Vorwort zu der von Romeyn de Hooghe angefertigten Stichserie „VILLA ANGIANA. Vulgo HET PERC VAN ANGUIEN“ schreibt der Herausgeber Nicolaus Visscher 1685 bezugnehmend auf das Titelblatt: „Der tapfere Mars, so rastlos und verwüstend er sonst wieder und wieder gewesen sein mag, hat an der Schönheit und Lustfülle dieses Ortes so großen Gefallen gefunden, das er diesen Ort vor dem kleinsten Schaden durch sein rauflustiges Kriegsvolk geschützt und auch weiter zu beschützen gelobt hat.“ Doch Mars tat weit mehr, als den Gärten des 16. bis 19. Jahrhunderts seinen Schutz anzubieten. Wie groß die Schnittmenge zwischen Gartenkunst und Militärbaukunst tatsächlich war, führt der hier zu besprechende Band eindrucksvoll vor Augen, mit dem nun die Ergebnisse einer gleichnamigen Tagung in der Orangerie des Schlosses Rosenau bei Coburg von 2011 vorliegen.

\* Prof. Dr. Koen Ottenheim, Universiteit Utrecht, Geesteswetenschappen, Geschiedenis en Kunstgeschiedenis, Drift 4-6-8, NL-3512 BS Utrecht, E-Mail: K.A.Ottenheim@uu.nl.

Christian OTTERSBUCH reißt in seiner Einführung wesentliche Aspekte des Themas an und bietet – wenn auch nicht so klar formuliert – eine thematische Gliederung des Materials an. Dabei geht er von der im Titel schon gesetzten Unterscheidung zwischen dem „Garten in der Festung“ und der „Festung im Garten“ aus. Erstes meint konkret die örtliche Bestimmung zur Situierung des Gartens innerhalb von Befestigungswerken, aber auch die als militärisch notwendig erachtete Befestigung des Gartens selbst. „Festung im Garten“ wiederum meint eher eine ikonografische und erzieherische Bestimmung des Themas. Beides verortet Ottersbach nachvollziehbar im Kontext der „pax armata“, also der Vorstellung eines durch die Festungen gesicherten Friedens. Hier wie im gesamten Band fehlt als weitere wichtige technologie- und wissenschaftsgeschichtliche Bezugsebene des Themas der für das 17. und auch noch das 18. Jahrhundert so zentrale, aus der Leitwissenschaft Mathematik abgeleitete Diskurs um die mustergültige (Natur-)Raumbeherrschung durch die ‚geometria practica‘.

Im weiteren Sinne ebenfalls überblicksartig einführend sind die Beiträge von Iris Lauterbach, Johannes Erichsen und Robert Williams. Der Beitrag von Iris LAUTERBACH bietet eine an sinnvoll ausgewählten Beispielen vor allem aus der neuzeitlichen Traktatliteratur zur Militär- und Zivilbaukunst dargestellte Übersicht. Interessant ist die angedeutete Beobachtung des parallelen Aufstiegs von Festungsbau und Lustgarten im 16. Jahrhundert sowie die Subsummierung der Entfestigung unter das Thema. Zu diskutieren wären Deutungsansätze einer „utopischen Beziehung“, eines ja wohl doch nur scheinbar „paradoxen Verhältnisses“ oder der „Unvereinbarkeit“ von Festung und Garten sowie der sicher neben anderen Bezugsebenen auch vorhandenen „Überführung und Weiterentwicklung“ von Festungsmotiven im Gartenkontext bzw. eines spielerisch-ironisch-kreativen Austauschs. Johannes ERICHSEN stellt die „Spieleschanze“ als Instrument der Prinzerziehung vom 17. bis ins 19. Jahrhundert und als fürstliche Luxusvariante der kleineren Festungsmodelle vor. Den erhaltenen oder bekannten Anlagen, die in einigen der folgenden Beiträge besprochen werden, wird so eine konkrete erzieherische Funktion zugewiesen, die jedoch deutlicher neben die unterhaltsame Faszination zu stellen ist, welche von diesen komplexen, mathematisch-optisch-ballistischen Gesetzmäßigkeiten folgenden und gefährlichen Apparaten für den Gartenbesucher ausging. Robert WILLIAMS schließlich führt in seinem, teilweise seine älteren, immer noch grundlegenden Arbeiten aufgreifenden Text souverän in wesentliche Gesichtspunkte der „Fortified Gardens“ in Großbritannien im 18. Jahrhundert ein.

Neben diesen einführenden Beiträgen stehen Aufsätze, die sich mit einem deutlichen bayerischen Schwerpunkt der Diskussion aussagekräftiger Einzelbeispiele widmen. Daniel BURGER stellt den in Papierform berühmt gewordenen Hortus Eystettensis in seiner konkreten Lokalisierung im spätgotischen Zwinger vor der Willibaldsburg und die bauliche Inszenierung der Blickbeziehung von den Altanen und Terrassen des Gemminenbaus (Elias Holl, ab 1609) in den Gartenraum vor. Auch in dem interessanten Beitrag von Antje SCHMIDT-WIEGAND steht die Wechselbeziehung zwischen dem konkreten, militärisch geprägten Ort – Burgbastionswerke der Kaiserburg Nürnberg – und den dort im 18. und 19. Jahrhundert realisierten Gartenanlagen, insbesondere jener nach Entwurf von Carl Effner jun. (1855) im Fokus.

Wie vielseitig Militärarchitektur in befestigten Lustgärten des 16. und frühen 17. Jahrhunderts thematisiert werden konnte, zeigen exemplarisch zwei Beiträge. Johannes ERICHSEN diskutiert am Beispiel des befestigten Gartens des mährischen Lustschlosses Bučovice (1575/1581) mit sinnvoller Bezugnahme auf Sebastiano Serlio die Aufgaben einer solchen Befestigung zwischen bildlich-ästhetischer Inszenierung von Wehrhaftigkeit einerseits und tatsächlicher Schutzfunktion andererseits. Zu überlegen wäre hier, ob die Gesamtanlage nicht schon in Ihrem Grundriss eine Revitalisierung des antiken Heerlagers nach Polybius darstellt und damit in den entsprechenden Rezeptionskontext zu stellen wäre. Die spannende Unschärfe zwischen einem militärisch notwendigen, vorgelagerten Festungswerk und der lustvollen (Schein)Befestigung eines „château de plaisir“ in einem stadtnahen Lustgarten lotet Peter KRISTIANSEN am Beispiel von Rosenborg Castle in Kopenhagen aus.

Mit künstlich-ruinösen, dezidiert altertümlichen Befestigungsanlagen (Dardanellen) als Festkulisse für eine 1776 im Fasanengarten von Schloss Moritzburg inszenierte Seeschlacht befasst sich Margitta HENSEL in ihrem Beitrag. Peter KRÜCKMANN zeigt am Beispiel der Burg Zwernitz als Teil des Felsengartens Sanspareil (1740er Jahre) sehr schön, dass das Tagungsthema auch für die Betrachtung vermeintlich oder real mittelalterlicher Bauten und Ruinen in Gartenräumen fruchtbar zu machen ist. Die Bedeutung dieser ‚historisierenden‘ Aufweitung der Thematik Garten und Festung für die Gärten des frühen 19. Jahrhunderts wird in dem materialreichen Aufsatz von Lieselotte HANZL-WACHTER über die Franzensburg im Garten von Laxenburg faszinierend vor Augen geführt.

Der im Schlosspark von Rosenau als Bodenrelief gut erhaltenen ehemaligen Spielfestung „Prinzenfort“, ihrer ehemaligen pädagogischen Funktion und ihrer heutigen denkmalpflegerische Herausforderung widmet sich Rainer HERZOG. Der Aufsatz von Toby BEASLEY zum Queen Victoria and Prince Albert Private Seaside Garden in Osborne schließt hier direkt an. Interessant sind die in Osborne nachweisbaren neuen Aspekte einer Spielfestung im Kontext des umfassend pädagogisch eingesetzten Royal Children’ Gardens – eines Schulgartens für die Königskinder. Wie weit der Bedeutungsrahmen dessen ist, was sich vom 17. bis ins späte 19. Jahrhundert als vermeintliche „Spielschanze“ im Garten zeigt, belegen die Beiträge von Volker MENDE zum Schänzlein im brandenburgischen Großkmehlen und der Forschungsbericht zum Festungsmodell im Potsdamer Park Sanssouci. Mende thematisiert in Großkmehlen ein barockes Schänzlein (1695) als Werk des auch publizistisch tätigen sächsischen Feldmessers Hans August Nienborg für den Obrist Gottlob von Lüttichau und deutet es überzeugend als privates Ehrenmal. Von bedrückend-weltpolitischer Bedeutung hingegen ist das Festungsmodell in Sanssouci, das Kaiser Wilhelm II. mit Geld der Firma Krupp 1893 als Demonstrationsbauwerk für neue, auf die Brisanzgranate reagierende Fortifikationen errichten ließ.

Die Stärken dieses Tagungsbandes liegen zum einen zweifellos darin, das Thema erstmals in diesem inhaltlichen und zeitlichen Umfang überhaupt isoliert und in den Fokus gestellt zu haben und zum anderen darin, seine Relevanz und seine Faszination anhand einer Reihe von Beispielen nachgewiesen zu haben. Die Schwächen des Bandes, die in der Systematisierung des Themas sowie in dessen Einordnung in aktuelle

kunst-, kultur- und wissenschaftsgeschichtliche Diskurse liegen, erscheinen angesichts der Fülle an spannenden Objekten weniger als Manko, denn als herausfordernder Ansporn zu weiteren Forschungen.

*Christof Baier, Düsseldorf\**

**GRULKOWSKI, Marcin: Najstarsze księgi miejskie Głównego Miasta Gdańska z XIV i początku XV wieku. Studium kodykologiczne [Die ältesten Stadtbücher der Danzigs vom 14. bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts. Kodikologische Studie], Warszawa 2015 (Studia i materiały do dziejów kancelarii w Gdańsku [Studien und Quellen zur Geschichte der Kanzlei in Danzig], 1) [Neriton, 546 S., brosch., Ill., 30,00 zł, ISBN 978-83-7543-392-0]**

Bei dem zu besprechenden Werk von Marcin Grulkowski, ein dem deutschen Publikum dank zahlreicher mündlicher wie schriftlicher Äußerungen und Beiträge gut bekannter Danziger Forscher, handelt es sich um die Druckfassung seiner Dissertationsschrift. Der am Historischen Institut der Polnischen Akademie der Wissenschaften angestellte Wissenschaftler widmet seine Qualifikationsarbeit, die unter der Betreuung von Prof. Dr. Beata Mozejko angefertigt wurde, den ältesten Danzigern Stadtbüchern. Die im Neriton Verlag erschienene kodikologische Studie spricht den Leser schon durch einen geschmackvollen Umschlag an, der einen handschriftlichen Ausschnitt der genutzten Überlieferung zeigt. Das Werk ist gleichzeitig der erste Band einer neuen Serie zur Geschichte der Kanzlei in Danzig. Die umfangreiche Abhandlung besteht aus zwei Teilen, wobei der erste den Stand der Forschung vorstellt und sich theoretischen Fragen widmet. Der zweite Teil befasst sich überlieferungskritisch mit den äußeren und inneren Eigenschaften der Danziger Bücher und analysiert das Danziger Kanzleisystem.

Das erste Kapitel (ab S. 19) dient der Darstellung der untersuchten Stadtbücher, besonders im Kontext bisheriger Untersuchungen. Grulkowski stellt kurz die Probleme der Kodikologie vor und bespricht die Quelleneditionen der Kanzleischriften der größten preußischen Städte. Basierend auf der älteren Literatur und der bereits vorliegenden Quelleneditionen definiert er den Untersuchungsgegenstand, der aus elf Stadtbüchern besteht. Um das Bild zu vervollständigen werden auch die verschollenen Bücher knapp vorgestellt. Abgeschlossen wird das Kapitel mit einer kurzen Darstellung der Aufbewahrungsgeschichte dieser ältesten Stadtbücher Danzigs.

Das zweite Kapitel (ab S. 58) ist theoretischen Fragen gewidmet und enthält zwei Unterkapitel. Der Autor beginnt mit einer Definition der Stadtbücher und ihrer Einteilung nach den Vorschlägen der bisherigen Forschung. Dabei rezipiert er die Werke von sowohl deutschen wie auch polnischen und tschechischen Forschern und gibt somit einen prägnanten Überblick über die wichtigsten Tendenzen der einschlägigen mitteleuropäischen Geschichtsforschung in den letzten anderthalb Jahrhunderten. Diese gründliche Arbeit ist dabei leicht nachzuvollziehen dank der vom Autor selbst entworfenen Diagramme, die die komplexen und häufig nur durch feine Unterschiede differen-

\* Jun. Prof. Dr. Christof Baier, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Philosophische Fakultät, Institut für Kunstgeschichte, Universitätsstraße 1, D-40225 Düsseldorf, E-Mail: christof.baier@uni-duesseldorf.de.

zierten Forschungsansätze klar vermitteln. Auf dieser Grundlage kann Grulkowski die unterschiedlichen Quellen benennen, von städtischen Beamten erstellt oder im Stadtarchiv aufbewahrt, die die Gattung Stadtbuch bilden. Die Ergebnisse dieser Untersuchung sind hinsichtlich einiger Quellenarten überraschend, aber die Argumente des Autors, vorgeblichen Stadtbüchern, deren Bezeichnung mehr dem Usus als einer bedachten Zuschreibung geschuldet ist, die bisherige Zuordnung zu versagen, sind deutlich formuliert, leicht nachvollziehbar und nur schwer zu widerlegen.

Im dritten Kapitel (ab S. 95) wird die Methodologie der Untersuchung besprochen, so dass diesem Kapitel die Funktion einer Ein- und Überleitung zum zweiten Teil des Buches zukommt. Der Autor beginnt mit einer Darstellung der Forschungstendenzen in der Kodikologie und geht dann über zu einer Besprechung der Methoden von Kodikologie, Diplomatie und Buchwissenschaft, die sich für die Untersuchung der Danziger Bücher besonders gut eignen. Im zweiten Abschnitt dieses Kapitels formuliert Grulkowski seine Theorie der Nutzung der Stadtbücher, die von Einfluss auf die Typologie ist. Dieser wichtige Ansatz wird in der Stadtbuchforschung in Zukunft hoffentlich intensiv rezipiert, weil die Anwendung dieser Theorie viele Probleme der Forschung auf elegante Art und Weise löst.

Im zweiten Teil nimmt der Autor eine Analyse der Danziger Bücher vor. Im ersten Kapitel (ab S. 175) setzt sich der Grulkowski mit der Gesamtanlage der Bücher auseinander. Die elf von ihm behandelten Bücher unterteilt er in drei Gruppen: Grundbücher, Ratsbücher, Finanzbücher. Jedes Buch wird nach dem gleichen Schema beschrieben. Einer sehr detaillierten Darstellung des Einbandes folgt die Analyse des Aufbaus. Abgeschlossen wird mit der Vorstellung des Schreibschemas. Die Untersuchung des Buchaufbaus ist dabei so tiefreichend, weil sie nach mehreren Methoden durchgeführt wurde – so werden die Bücher jeweils sowohl nach der deutschen Lagenformel (mit den Verbesserungen nach F. Bischof) wie auch nach dem sog. U-Schema und letztlich auf Grundlage des Lagendiagramms nach P. Rück analysiert. Diese Sorgfalt ergibt eine vollständige Beschreibung der Bücher.

Das fünfte Kapitel (ab S. 245) ist das ausführlichste mit einem imponierenden Umfang von rund 200 Seiten. Aber nicht nur deshalb bildet es den Kern der Veröffentlichung. Es ist auch mit der Behandlung des inneren Aufbaus der Bücher die wichtigste Analyse der ganzen Arbeit. Dabei hält sich der Autor an die Unterteilung der Bücher in die drei Hauptkategorien Grundbuch, Ratsbuch und Finanzbuch. Anders jedoch als im vierten Kapitel erfolgt die Beschreibung der Bücher nicht nach einem festen Schema, sondern ist vielmehr an den spezifischen Eigenschaften des jeweiligen Textes orientiert.

Das sechste Kapitel (ab S. 444) dient dem Vergleich des Danziger Kanzleisystems und seiner Entwicklung mit denjenigen anderer deutscher Städte. Um diesen Zweck zu erfüllen, werden die drei Modelle und deren Entwicklung beschrieben, die in den deutschen Städten zu finden sind. Grulkowski unterscheidet dabei drei mögliche Ausgangspunkte eines Kanzleisystems. In der ersten Variante waren es die Grundbücher, die typisch für solche Städte wie Köln, Hamburg und Reval sind. In der zweiten waren es andere monothematische Bücher wie zum Beispiel Schuldbücher, die sich in Hannover und Riga beobachten lassen. In der dritten setzt der Beginn der Kanzleientwicklung in Städten wie Wismar, Stettin, Kolberg oder Anklam sowohl mit Ratsbüchern auch als

vermischten Stadtbüchern ein. Das Danziger Kanzleisystems war nach Grulkowski eine Mischform der ersten und der dritten Variante.

Das kurze, lediglich dreiseitige Abschlusswort (ab S. 466) ist eine bündige, aber durchdachte Zusammenfassung des ganzen Werkes. Zudem enthält der Band Verzeichnisse von den Verständnis vereinfachenden 52 Diagrammen und 41 Abbildungen, davon acht farbige, sowie einen hilfreichen Personenindex. Auf einen Sachindex wurde verzichtet, jedoch ermöglicht das sehr detaillierte Inhaltsverzeichnis, das nicht nur die Kapitel und Unterkapitel aufführt, sondern auch die einzelnen Abschnitte der jeweiligen Kapitel nennt, eine schnelle Orientierung in der komplizierten Materie.

Entstanden ist ein Werk, das nicht nur aufgrund der schiereren Zahl der untersuchten Dokumente oder der rezipierten Forschungsarbeiten beeindruckt, sondern vor allem in systematischer und theoretischer Hinsicht von besonderem Wert ist. Insofern bleibt als einzige Schwäche des Bandes seine vielleicht nur geringe Rezeption in der außerpolnischen Forschung aufgrund der kaum verbreiteten polnischen Sprache, in der er verfasst ist. Es ist zu hoffen, dass dieser Umstand durch eine zeitnahe Übersetzung ins Deutsche oder Englische alsbald behoben wird.

*Anna Paulina Orłowska, Warschau\**

**HAGEN, Christian: Fürstliche Herrschaft und kommunale Teilhabe. Die Städte der Grafschaft Tirol im Spätmittelalter, Innsbruck 2015 (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchives, 38) [Univ.-Verl. Wagner, 239 S., kart., Ill., graph. Darst., 24,90 Euro, ISBN 978-3-7030-0878-8]**

Christian Hagen verfasste die vorliegende Dissertation über die Tiroler Städte im Spätmittelalter im Rahmen des DFG-Projekts „Städtische Gemeinschaft und adelige Herrschaft in der mittelalterlichen Urbanisierung ausgewählter Regionen Zentraleuropas“ bei Gerhard Fouquet in Kiel [!] – und stellte sich als Aufgabe, „die Beziehungen zwischen den mittelalterlichen Formen urbaner Vergemeinschaftung und städtischer ‚Verfasstheit‘ auf der einen sowie der fürstlich-dynastischen Herrschaftspraxis auf der anderen Seite zu erforschen“ (S. 10). Unter der Herrschaft der Grafen von Tirol standen im Untersuchungszeitraum Innsbruck und Hall im heutigen österreichischen Bundesland Tirol sowie Meran, Sterzing, Glurns und Bozen (letztere als Gründung des Bischofs von Trient, der bis 1462 nominell Stadtherr war) in der Autonomen Provinz Bozen-Südtirol. Ausgeklammert bleiben damit die Städte der Bischöfe von Brixen (Brixen, Klausen, Bruneck) und Trient (Trient, Rovereto, Riva) sowie die bis 1505 bayerischen Städte Rattenberg und Kufstein.

Nach einleitenden Kapiteln zur Forschungsgeschichte, zur Quellenlage sowie zur Gründung bzw. zum Erwerb von Märkten und Städten durch die Inhaber von „Tiroler“ Grafenrechten wendet sich der Autor dem „kommunalen Aufbruch zu Beginn des 14. Jahrhunderts“ zu. Während die ältere Forschung Meinhard II. von Tirol-

\* Anna Paulina Orłowska M.A., Zakład Atlasu Historycznego, Instytut Historii, im. Tadeusza Manteuffla, Polskiej Akademii Nauk, Rynek Starego Miasta 29/31, PL-00-272 Warszawa, E-Mail: anna.p.orlowska@gmail.com.

Görz († 1295) als besonderen Förderer der Städte sah, weist Hagen zurecht auf die zahlreichen Privilegien seiner Söhne Ludwig, Otto und Heinrich (seit 1310 alleiniger Landesherr) hin, die wohl auf städtische Initiative von den zunehmend in finanziellen Schwierigkeiten befindlichen Herzögen ausgestellt wurden.

Auf der Suche nach Formen der Gemeindebildung bzw. nach kommunalen Funktionen wird der Autor zunächst in Innsbruck fündig, wo bereits das Stadtrecht von 1239 ein „erweitertes politisches Mitspracherecht der Bürger“ (S. 58) erkennen lässt. Für 1267 ist erstmals die Verwendung eines Stadtsiegels belegt; aus einem Geschworenenkollegium entwickelte sich der 1315 erwähnte Rat. In Hall scheint der gleichfalls zwölfköpfige Rat bald nach der Stadterhebung (1303) auf. In die Zeit um 1320 wird das älteste Meraner Stadtsiegel datiert, kurz zuvor – 1317 – war dort das erste Stadtrecht kodifiziert worden. In Bozen wirkte im frühen 13. Jahrhundert ein dreizehnköpfiger Geschworenenausschuss als wohl schon permanente Einrichtung. In Sterzing und Glurns lassen sich entsprechende Bürgergremien erst 1377 bzw. 1443/48 nachweisen. Auch dort, wo die Bezeichnung als Rat zunächst fehlte, waren die Befugnisse vergleichbar, wobei die eigenständige Steuerverwaltung ein primäres Ziel kommunaler Politik war. In Hinblick auf die städtische Sozialstruktur bedeutete das, dass – erwartungsgemäß – „einem kleinen und stabilen Kreis an Bürgern, die in der städtischen Selbstverwaltung tätig waren [...]“ (S. 176), die Mittlerrolle zwischen Stadtherrn und Gemeinde zufiel.

Nach der verhältnismäßig labilen Phase zwischen 1335 und 1363 bildete der Übergang Tirols an Herzog Rudolf IV. von Österreich insofern keine Zäsur, als dieser, um seine Position zu festigen, die bestehenden kommunalen Sonderrechte nicht nur bestätigte, sondern mancherorts auch neue hinzufügte. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gelang es den städtischen Spitzengruppen, das Amt des Stadtrichters bzw. das des für die Stadt zuständigen Landrichters auf Dauer an sich zu bringen. Die Integration in den Territorialkomplex der Habsburger ließ neue Beziehungsgeflechte entstehen und brachte 1420 die Verlegung des Herrschaftsmittelpunkts von Schloss Tirol nach Innsbruck mit sich, was dem Norden des Landes deutlich mehr Gewicht gab. Von dieser Zeit an traten die Tiroler Städte (und Märkte) auch als Akteure in den sich institutionell verfestigenden Landständen auf.

Bei der Untersuchung des Bürgerrechts stellt Christian Hagen aufgrund der guten Quellenlage Meran in den Mittelpunkt. Dort sorgte eine offenbar restriktive Politik dafür, dass die Bürger als exklusive Gruppe gegenüber den Inwohnern deutlich in der Minderheit waren. Diese führende Schicht, die sich nicht zuletzt durch Herrschaftsnähe auszeichnete, lässt sich in den Quellen gut fassen. Im Rahmen der Schriftlichkeits- und Verwaltungspraxis erweist sich südlich des Brenners die Tätigkeit der – im Gegensatz zu den Stadtschreibern nicht den kommunalen Führungsgremien unmittelbar unterstellten – Notare für die Städte selbst, ihre Bewohner aber auch für die Landbevölkerung und den Adel als besonders bedeutsam. Im Inntal dominierte hingegen die von Richter bzw. Rat beglaubigte Siegelurkunde.

Ein abschließender Exkurs ist dem Meraner Bürgerkampf von 1477/78 gewidmet. Damals trugen unzufriedene Gemeindemitglieder ihre Beschwerden gegen den Rat (vor allem wegen des Zugangs zum Bürgerrecht und zu den städtischen Ämtern, we-

gen mangelnder Transparenz in der Finanzgebarung und der Bevorzugung der Ratsmitglieder vor Gericht) an den Stadtherrn, Herzog Sigmund, heran. Dieser ordnete daraufhin das Regiment der Stadt neu und stellte auf diese Weise den innerstädtischen Frieden wieder her.

„Auch in Tirol zeigt sich also“, wie Christian Hagen resümierend festhält, „dass sich Herrschaft und Gemeinde nicht agonal gegenüberstehen mussten“, es den Kommunen somit keineswegs ein Ziel war, „ihren Stadtherrn abzustreifen“ (S. 178) – zumal die kommunalen Oberschichten von Herrschaftsnähe durchaus zu profitieren verstanden. Bei Konflikten ging es dann auch in der Regel nicht um Verfassungsfragen, sondern um fiskalische Ansprüche.

Ein Quellenanhang, eine Karte der Tiroler Städtelandschaft, Stadtpläne von Meran und Bozen sowie die üblichen Verzeichnisse und Register ergänzen den informativen Band, der sowohl eine Reihe neuer Erkenntnisse für den Untersuchungsraum wie auch interessantes Vergleichsmaterial für die spätmittelalterliche Stadtgeschichtsforschung im Allgemeinen bietet.

*Alois Niederstätter, Bregenz\**

**HELLMANN, Ullrich: Architekt ohne Werk. Das Bauwesen im Kurfürstentum Mainz unter Johann Jakob Laurentius Schneider (1734–1805), Mainz 2015 (Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz, 40) [Stadtarchiv Mainz, 480 Seiten, 178 Abb., Karten, 54 Euro, ISBN 978-3924708306]**

Der Haupttitel der vorzustellenden Arbeit ist auf den ersten Blick irritierend. Auch wenn bislang kaum realisierte Bauten des 1771 zum kurfürstlichen Baudirektor ernannten Ingenieur-Offiziers Schneider bekannt waren, erscheint es doch zunächst relativ unwahrscheinlich, dass Schneider ein ‚Architekt ohne Werk‘ geblieben sein soll. Als Nachfolger des in Mainz durch zahlreiche Bauten präsenten Oberbaudirektors Anselm Franz von Ritter zu Groenesteyn wäre von Schneider eine ähnliche Produktivität zu erwarten gewesen, zumal er sein Amt knapp dreißig Jahre lang ausübte. Selbst aber die wenigen, bislang Schneider zugeschriebenen Mainzer Bauten konnte Hellmann nachvollziehbar anderen Architekten zuschreiben. Als Beispiele seien der Marstall in der Großen Bleiche und der Breidenbacher Hof genannt. Der Entwurf für den ersten stammt von Johann Christoph Eickemeyer, der Entwurf für den zweiten von dem Steinmetz Johann Dillmann.

Genau dieser vermeintliche Widerspruch zwischen dem Amt des Baudirektors, der als oberster Aufseher über alle Bauvorhaben im Erzstift verantwortlich war, und der verschwindend geringen Anzahl an eigenen realisierten Bauentwürfen ist es, der den Architekten Schneider zu einem höchst spannenden Untersuchungsgegenstand macht. Hellmanns Arbeit geht im Gegensatz zu älteren Monographien zu Kurmainzer Archi-

\* Prof. Dr. Alois Niederstätter, Direktor des Vorarlberger Landesarchivs, Kirchstraße 28, A-6900 Bregenz, E-Mail: alois.niederstaetter@vorarlberg.at.

tekten<sup>1</sup> weit über einen rein biographischen und werkmonographischen bzw. stilentwicklungsgeschichtlichen Ansatz hinaus. Abgesehen davon, dass ein Werkverzeichnis von Schneider höchst knapp ausfallen würde, liegt der Schwerpunkt vielmehr auf dessen Amtsverständnis und seiner Einbindung in den kurfürstlichen Verwaltungsapparat, seiner sozialen Stellung innerhalb der geistlichen Residenzstadt und der Interaktion mit den Auftraggebern, den am Bauamt beschäftigten Personen und anderen in Mainz tätigen Architekten und Werkmeistern.

Die Arbeit beginnt mit zwei einführenden Teilen, in denen Hellmann das private Umfeld und den beruflichen Werdegang Schneiders sowie die kurmainzische Bauverwaltung und ihre verschiedenen Institutionen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts vorstellt. Im Hauptteil folgen die nach Bauaufgaben gegliederten Projekte Schneiders, die von Brückenbauten in Nied bei Frankfurt, Reparaturarbeiten an der Kuranlage in Schlangenbad bis zu Arbeiten am Aschaffenburg Schloss und Park Schönbusch reichen. Weitere Aufgaben lagen im Erstellen von Baugutachten für Kirchenneubauten und Straßenbauarbeiten. Aber auch an den Planungen für städtebauliche Großprojekte wie die Höchster Neustadt und an den umfangreichen Plänen für neue Universitätsbauten in Mainz ab 1784 war Schneider beteiligt. Ergänzt wird dieser Teil durch einen Exkurs zu den Hofhandwerkern und herrschaftlichen Werkleuten in der Residenzstadt. Abschließend folgen zwei ausführliche Anhänge. Im ersten stellt der Autor die Ausbildung und das Berufsverständnis von Baumeistern, Architekten und Ingenieur-Offizieren vor. Im zweiten folgen Kurzbiographien von den mit Schneider konkurrierenden und kooperierenden Architekten, Baumeistern und Ingenieuren. Dazu zählen bekannte Persönlichkeiten wie Francois Ignace Mangin, Johann Peter Jäger, und Emanuel Joseph d'Herigoyen ebenso wie weniger bekannte Architekten wie der Stadtwerkmeister Anton Wolfgang Süß und der Landbaumeister Johann Daniel Priz. Von letzteren waren bislang häufig kaum mehr als die Lebensdaten bekannt. Einen inhaltlich gezielten Zugriff auf das Buch ermöglicht ein hilfreiches Namens- und Ortsregister. Die sich auf insgesamt 496 Seiten erstreckenden Ausführungen des Autors werden durch 178 hochwertige schwarz-weiß Abbildungen von zumeist unveröffentlichten Karten, Plänen und Rissen bereichert.

Die Arbeit fußt auf einer beeindruckend aufwendigen Archivrecherche. Dies gilt es als besonders verdienstvoll hervorzuheben, da der Mainzer Aktenbestand nach der Auflösung des territorial zersplitterten Erzstiftes auf zahlreiche weit verstreute Archive von Wien bis Berlin und Koblenz bis Würzburg verteilt ist.

Von den zahlreichen Bauprojekten, an denen Schneider beteiligt war, stellen die Planungen für den Turmbau der Mainzer Sankt Ignazkirche eine Besonderheit dar und sollen daher kurz vorgestellt werden. Für die 1778 eingeweihte, von Johann Peter Jäger entworfene, spätbarock-frühklassizistische Kirche in der Kapuzinergasse war

1 Siehe die Monographien zu Anselm Franz von Ritter zu Groenesteyn und Johann Valentin Anton Thoman, JAHN, Gunther: Der kurmainzische Hofkavalierarchitekt Anselm Franz Reichsfreiherr von Ritter zu Groenesteyn 1692–1765, Frankfurt am Main 1977 (Genealogie und Landesgeschichte. Publikationen der Zentralstelle für Personen- und Familiengeschichte, Institut für Genealogie, Frankfurt am Main, 29]; SPENGLER, Johannes: Der Kurmainzer Architekt Johann Valentin Anton Thoman 1695–1777, München, Berlin 1987.

von Beginn an ein Turm am Ostchor vorgesehen, der bis auf einen Turmstumpf aber nicht ausgeführt wurde. Daher legten nach einer längeren zeitlichen Unterbrechung 1786 der Architekt Francois Ignace Mangin und zwei Jahre später die Steinmetze Johann Georg Ignaz Süß und Heinrich Steinem eigene Turmentwürfe vor. Da Mangins Plan als zu teuer verworfen wurde, wählte der Pfarrer Ernst Xaver Turin den günstigeren Entwurf von Süß aus, der einen geraden Abschluss ohne Helm oder Kuppel zeigte. Trotz der Empfehlung zur Ausführung des Entwurfs beim Generalvikariat zögerte der Kurfürst Friedrich Karl Joseph von Erthal, der die letzte Entscheidungsgewalt hatte, und reichte die Entwürfe an Schneider weiter, der ein Gutachten erstellen sollte. Alle Entwürfe fielen bei ihm durch. Stattdessen legte Schneider einen eigenen Entwurf vor, der sich von den anderen durch einen kuppelbekrönten runden Turmaufbau unterschied und damit, wie zu erwarten, vom Kirchenvorstand abgelehnt wurde. Indem er einen eigenen Entwurf vorlegte, verließ Schneider seine übergeordnete Position als Gutachter und trat in direkte Konkurrenz zu den in Mainz tätigen Werk- und Baumeistern. Er entgegnete der Kritik an seinem Entwurf in einer erneuten Stellungnahme, in der er mit ästhetischen, aber auch technischen Argumenten etwa für eine bessere Wasserableitung seinen Entwurf gegenüber dem Flachdachentwurf verteidigte. Mit dieser Stellungnahme muss Schneider den Kurfürsten überzeugt haben, sodass sein Entwurf schließlich das Plazet des Kurfürsten erhielt. Schneiders Stellung als Baudirektor dürfte bei der Entscheidungsfindung des Kurfürsten eine maßgebliche Rolle gespielt haben. Durch die Besetzung von Mainz durch die französische Revolutionsarmee im Oktober 1792 wurde der Entwurf dann letztlich aber nicht mehr umgesetzt. Offenbar aber, und das zeigt Hellmann eindrucklich, hatte Schneiders Wort ein außerordentliches Gewicht. Auch muss er sich seiner besonderen Situation bewusst gewesen sein. Wäre er sich des kurfürstlichen Rückhalts nicht sicher gewesen, hätte sein Entwurf sicherlich stärker den Wünschen des Pfarrers nach einem Flachdach entsprochen.

Ein Grund, warum Schneider nicht viel häufiger sein Amt dazu nutzte, eigene Bauentwürfe zur Ausführung zu bringen, mag darin gelegen haben, dass er sich selbst nicht als Architekt gesehen hat, sondern im heutigen Sprachgebrauch als Bauingenieur zu bezeichnen wäre, wie der Autor bereits in der Einleitung schreibt (S. XIII). Ein weiterer Grund dürfte in der 1772 erlassenen Bauordnung gesehen werden, die die Zuständigkeiten und Hierarchien im herrschaftlichen Bauwesen neu ordnete. Demnach war dem Baudirektor eine Baukommission als eine Abteilung innerhalb der Hofkammer beigeordnet, die gemeinschaftlich mit ihm zusammenarbeiten sollte. Die Baukommission wurde von einem Kameralbaudeputatus geleitet und damit von einem fachfremden Verwaltungsspezialisten, der in der Regel kein Architekt war. Dieser trug die Fragen zu größeren Bauprojekten sodann auch in der Hofkammer vor, wo letztlich die Entscheidungen über Neubauten gefällt wurden. Schneider war somit an den Entscheidungsprozessen nur passiv durch seine Gutachten und Pläne beteiligt. Schneiders Amtsvorgänger Anselm Franz von Ritter zu Groenesteyn hatte es da schon leichter gehabt. Als Spross einer hohen reichsritterlichen Familie hatte dieser selbst einen Sitz im Hofrat und wurde zugleich zum Geheimrat und Hofmarschall und später zum Rheingauer Vizedom ernannt, womit er in den höchsten Kreisen des Kurstaates verkehrte. Das aus

dem persönlichen Standesbewusstsein abgeleitete Amtsverständnis zwischen beiden Architekten hätte größer nicht sein können. Dementsprechend sind, anders als bei Ritter zu Groenesteyn, von Schneider auch weder Bildnisse noch persönliche Schrift Dokumente überliefert, was nur ein äußerst schemenhaftes Bild der Privatperson Schneiders zulässt.

Mit der neuen Bauordnung kam zudem ein erheblich gesteigener Arbeitsaufwand auf Schneider zu. Dieser bestand aus der Aufsicht über zirka 480 herrschaftlichen Gebäuden im gesamten Erzstift und damit die Materialverwaltung, Instandsetzung und Optimierung sowie das Schreiben von Gutachten und zahlreichen zeitaufwendigen Visitationsreisen von der Bergstraße bis ins Eichsfeld und vom Rheingau in den Spessart. Zu Schneiders Nachteil wurde zudem die Stelle des letzten Hofbaumeisters Johann Georg Schrantz nach dessen Tod 1773 nicht erneut besetzt, wodurch die bisherige Arbeitsentlastung, von der Ritter zu Groenesteyn noch profitiert hatte, wegfiel.

Anhand nahezu aller größeren landesherrlichen Bauprojekte im Erzstift stellt Hellmann mit der vorliegenden Arbeit zusammenfassend die komplexe Lebens- und Arbeitssituation Schneiders vor. Der Autor kommt dabei zu einer Neubewertung des Mainzer Baudirektorenposten, der seit der Reform des Bauwesens 1772 nicht mehr von den genialen Entwürfen für große Neubauten geprägt war, wie es noch unter seinem Vorgänger der Fall war, sondern vielmehr durch eine wesentlich stärkere Einbindung in den kurfürstlichen Verwaltungsapparat. Seinen Einfluss übte Schneider somit nicht im Entwurfsprozess, sondern wie ein Bauunternehmer erst mit Beginn der Bauausführungen aus. Durch seine Gutachten und die Konkretisierung von Plänen trug er deshalb aber nicht weniger zur Realisierung der Bauten bei als die planlegenden Architekten. Die Arbeit ist daher für jedwede Forschung zum Kurmainzer Bauwesen im späten 18. Jahrhundert als unverzichtbares Standardwerk zu bezeichnen und damit uneingeschränkt zu empfehlen.

*Christian Katschmanowski, Mainz\**

**SCHMIDT, Andreas: „Bischof bist Du und Fürst“. Die Erhebung geistlicher Reichsfürsten im Spätmittelalter – Trier, Bamberg, Augsburg, Heidelberg (Heidelberger Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte, 22) [Universitätsverlag Winter, XIII + 1007 S., geb., 98 Euro, ISBN 978-3-8253-6259-1]**

Die in den letzten Jahren entstandenen, kaum mehr überschaubaren Publikationen der mediävistischen Ritualforschung konzentrieren sich fast weitgehend auf den weltlichen Bereich, denn im Zentrum stehen meist die mit Herrschern, Adeligen oder Stadtbürgern verbundenen Riten. Gerade jedoch die mittelalterliche Kirche mit ihren rituellen Verfahren nicht zuletzt in der Liturgie einerseits und ihrem hohen Grad an Schriftlichkeit andererseits bietet sich als Untersuchungsobjekt besonders gut an. Äußerst lohnend ist die Zusammenschau von Quellen aus dem Bereich der Kanonistik und der

\* Christian Katschmanowski M.A., Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Institut für Kunstgeschichte und Musikwissenschaft/Abteilung Kunstgeschichte, Georg Forster-Gebäude, Jakob Welder-Weg 12, D-55128 Mainz, E-Mail: Katschma@uni-mainz.de.

Liturgie, wie die im Rahmen des Heidelberger Sonderforschungsbereichs „Ritualdynamik“ erarbeitete und 2014 eingereichte Dissertation von Andreas Schmidt demonstriert, die sich den Amtserhebungen von Bischöfen im Spätmittelalter widmet.

Zu diesem Forschungsfeld existieren nur wenige, meist kirchenrechtlich ausgerichtete Publikationen, die überdies zumeist einzelne isolierte Rechtsakte im Rahmen der Bischofserhebung behandeln. Und auch die bislang am weitesten ausgreifende Studie, Robert Louis Bensons ‚Bishop-Elect. A Study in Medieval Ecclesiastical Office‘ aus dem Jahr 1968, untersucht nicht die gesamte Sequenz an Handlungen im Zusammenhang mit der bischöflichen Amtserhebung. Die Dissertation von Andreas Schmidt betritt damit Neuland, darüber hinaus werden vier zuletzt intensiv erforschte Themenfelder, nämlich die kirchliche Wahl, die Altarsetzung, der Einzug und die Huldigung, nun aus Sicht der Diözesanforschung im Kontext des gesamten Erhebungsprozesses beleuchtet.

Schmidt konzentriert sich in seiner Studie auf das gut dokumentierte lange 15. Jahrhundert, verfolgt aber den normativen Rahmen der Kanonistik bis ins Hochmittelalter, zum Teil sogar bis in die Spätantike zurück. Um zum einen die lokale Praxis, zum anderen die Dynamik der Bischofserhebung erfassen zu können, wählt der Verfasser mit Trier, Augsburg und Bamberg drei Diözesen aus, die zwar mit einem Erzbistum, einem exemten Bistum und einem Suffraganbistum die Bandbreite an unterschiedlichen Diözesanverfassungen repräsentieren, aber es werden nur Fallbeispiele aus dem Süden und Westen des Reichs versammelt, sodass über diesen Raum hinausgehende Schlussfolgerungen von weiteren Studien zu überprüfen sind. Die Dissertation stellt die spätmittelalterliche Überlieferung rechtstechnischer Verfahren in den Mittelpunkt, die sie zum einen aus der Perspektive der normgebenden, meist papstzentrierten Kirchengesetzgebung und zum anderen aus der lokalen Praxis in den Diözesen beleuchtet. Sie knüpft damit an eine etablierte Forschungsrichtung an, welche an der Rechtspraxis bzw. Rechtswirklichkeit und damit an der konkreten Ausgestaltung von rechtlichen Normen interessiert ist. Zudem wird die Semantik von Ritualen im Gefolge der aktuellen Forschungstendenzen beurteilt, die theoretische Position des Verfassers wird allerdings in einem Exkurs zur Altarsetzung zwischen Kapitel 6 und 7 etwas versteckt behandelt; dieser zentrale Abschnitt hätte auch in die Einleitung integriert werden können.

Schon allein der Darstellungsteil der über 1 000 Seiten starken Monographie weist 825 Seiten auf. Neben der Einleitung und der Zusammenfassung umfasst dieser Teil insgesamt acht Hauptkapitel, die alle durch ein detailliertes Inhaltsverzeichnis und die sehr gut die differenzierten Ausführungen bündelnden Zusammenführungen erschlossen werden. Die ersten beiden Hauptkapitel führen anhand einer Sammlung der zentralen Positionen der mittelalterlichen Kanonistik (1) in die Entwicklung des Bischofsamts und (2) in das allgemeine Besetzungsverfahren für Kirchenämter ein. Die folgenden vier Kapitel widmen sich jeweils einer der Stufen des Besetzungsverfahrens, zunächst in erster Linie auf der Basis von kirchenrechtlichen Quellen (3) der Wahl des Kandidaten und (4) dem Prüfverfahren an der Kurie, dann vor allem anhand von liturgischen Quellen (5) der Konsekration und schließlich mittels der diözesanen Überlieferung (6) der Besitzergreifung. In den letzten beiden Hauptkapiteln steht – zumindest

auf den ersten Blick – die weltliche Seite im Vordergrund, nämlich bei der Beschäftigung mit (7) der Regalienleihe und der Huldigung sowie (8) dem Einritt des Bischofs in die Cathedralstadt. Der Anhang bietet eine Übersicht über die Bischofserhebungen des 15. Jahrhunderts in den drei Vergleichsbistümern Trier, Bamberg und Augsburg, zudem fünf Editionen von Quellen zur Amtserhebung und zum Einritt der Bischöfe von Bamberg bzw. Augsburg. Erschlossen wird die Monographie durch ein Abkürzungs-, Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personenregister. Da der Verfasser auch Vergleiche zur Praxis in anderen Bistümern zieht, ja nicht nur die überblickshafte Forschungsliteratur, sondern auch Studien zu einzelnen Diözesen rezipiert, wäre zudem noch ein Ortsregister wünschenswert gewesen. Auf ein Sachregister mag der Verfasser zurecht verzichtet haben, wird der klar strukturierte Band doch durch das detaillierte Inhaltsverzeichnis erschlossen.

Doch nicht nur das Spannungsfeld zwischen kirchenrechtlich fixierten Normen und der Rechtspraxis in den Diözesen wird analysiert, sondern auch immer wieder das ‚Doppelamt‘ des Bischofs als kirchlichem Amtsträger und als Reichsfürst bzw. Landesherr perspektiviert. Diese Einbindung des Bischofs in die geistliche und weltliche Sphäre wird in beinahe allen Akten innerhalb der Amtserhebung deutlich, wobei die wenigsten Handlungen allein einer Seite zugeordnet werden können. Überdies bildet der Ablauf der Erhebung einen hervorragenden Gradmesser, um das Verhältnis des neuen Bischofs zu Papst und Domkapitel einerseits, zu Kaiser und anderen Fürsten andererseits beurteilen zu können. Indem Schmidt die diözesanen Gestaltungsspielräume in dem durch das auf das Papsttum zugeschnittene Kirchenrecht auslotet, wird auch am Beispiel der Amtserhebung deutlich, wie breit sich im Spätmittelalter die regionale Praxis von Bistum zu Bistum unterscheiden konnte. Diese Bandbreite wird klar konturiert, auch wenn nicht im Detail immer auf die spezifischen Konstellationen jeder einzelnen Bischofswahl und auf die Interessen der jeweiligen Akteure und Gruppen eingegangen werden kann. Zumindest in den Zusammenführungen oder einem zusätzlichen Kapitel hätte man sich neben dem systematischen Resümee aber auch eine chronologische Übersicht gewünscht, um die Entwicklungen und Wandlungen im 15. Jahrhundert nachverfolgen zu können.

Im Einzelnen kann Schmidt nachweisen, dass das rechtliche Verfahren der bischöflichen Amtserhebung maßgeblich im 12. und 13. Jahrhundert in der Dekretalengesetzgebung, den Kommentaren und den Ausführungsbestimmungen ausgeprägt wurde und dass in diesem Rahmen die unterschiedlichen Interessengruppen im Spätmittelalter handelten. Wie in anderen Studien zum Benefizialwesen wird auch hier deutlich, dass im Spätmittelalter zwar das Papsttum die Kontrolle über die Ämtervergabe erlangt hatte, dass die Auswahl der Kandidaten aber fast immer vor Ort geschah, also die Päpste fast durchweg die Vorschläge aus den Diözesen bestätigten. Wie ältere Untersuchungen zu einzelnen Bistümern gezeigt haben, so belegt auch Schmidts Blick auf die gesamte Sequenz der bischöflichen Amtserhebung, dass bei der Auswahl der Kandidaten auch im 15. Jahrhundert zumeist die Domkapitel entschieden haben, ja auch beim gesamten Verfahren wird in allen Stadien die „zentrale Rolle“ (825) des Domkapitels deutlich. Weiterhin kann Schmidt nachweisen, dass die Regalienverleihung im Spätmittelalter zeitlich meist deutlich nach der Besitzergreifung der Bischöfe und

nach der Konsekration lag, was auch belegt, dass die Ausübung von Rechten, die sich auf die Landesherrschaft der Bischöfe bezogen, in der diözesanen Sicht und in der Rechtspraxis nicht Ergebnis der Regalienleihe war, sondern der dem Kirchenrecht folgenden Kollatur.

Die Dynamik der Riten und die Veränderungen innerhalb des Erhebungsritus auch im 15. Jahrhundert offenbart sich nach Schmidt insbesondere bei der Konsekration. Daneben werden die vielfältigen Deutungsmöglichkeiten eines Ritus von unterschiedlichen, oftmals konkurrierenden Akteuren in erster Linie beim bischöflichen Einzug deutlich, denn hier lassen sich oftmals stark differierende und konkurrierende Zuschreibungen belegen. Gerade die Einritte besaßen ein hohes symbolisches Potential, was nicht nur die im Vergleich zu den anderen Schritten der Erhebung offenere Form und die stark ausgeprägten diözesanen Spezifika, sondern auch die vielfältigen Formen der zeitgenössischen Wahrnehmung belegen. Gerade bei der Behandlung der bischöflichen Einzüge setzt Schmidt wichtige neue Akzente, indem er die geistliche Komponente gegenüber der bislang innerhalb der Forschung im Vordergrund stehenden weltlichen Komponente stärker gewichtet, ohne aber deren Zusammenspiel zu negieren. In der Zusammenschau demonstriert der Verfasser dann überzeugend, dass die geistliche und weltliche Seite des Bischofsamts nicht geschieden werden können, ja die Erhebung ein hochkomplexes System war, dessen Elemente sowohl auf das Kirchenamt als auch auf den fürstlichen Stand verwiesen.

Das Ziel der Arbeit, „alle für die kirchenrechtliche Erhebung relevanten Schritte katalogisieren zu können“ (6), hat Schmidt in eindrucksvoller Manier erreicht. Sein Kompendium zur Bischofserhebung im Spätmittelalter wird gewiss für lange Zeit als Standardwerk konsultiert werden. Stets wird in der Studie die Komplexität des Vorgangs deutlich, schon allein bei den rechtlichen Verfahren, insbesondere aber bei der Vielgestaltigkeit der diözesanen Praxis in den drei Vergleichsbistümern. Die Dissertation von Andreas Schmidt wird für alle zukünftigen Forschungen zu Diözesen in anderen Regionen des Reichs und in weiteren europäischen Räumen den Maßstab bilden.

*Andreas Bihrer, Kiel\**

**Vergessenes Burgenland Schleswig-Holstein. Die Burgenlandschaft zwischen Elbe und Königsau im Hoch- und Spätmittelalter. Beiträge einer interdisziplinären Tagung in Kiel vom 20. bis 22. September 2013, hg. von Oliver AUGE, Frankfurt am Main u.a. 2015 (Kieler Werkstücke. Reihe A: Beiträge zur schleswig-holsteinischen und skandinavischen Geschichte, 42) [Peter Lang, 392 S., kart., 69,95 Euro, ISBN 978-3-631-66147-5]**

Der Band vereinigt die Vorträge einer gemeinsam von der Abteilung Regionalgeschichte am Historischen Seminar der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel mit dem Schleswig-Holsteinischen Heimatbund in der Landesbibliothek Kiel und der Sparkassenakademie in Kiel-Mettenhof vom 20. bis 22. September 2013 durchgeführten inter-

\* Prof. Dr. Andreas Bihrer, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Historisches Seminar, Olshausenstraße 40, D-24098 Kiel, E-Mail: abihrer@email.uni-kiel.de.

disziplinären Tagung zum Thema „Burgen in Schleswig-Holstein“. Vertreter verschiedener Disziplinen (Geschichtsforschung, Archäologie und Denkmalpflege) wenden sich einer bislang wenig bekannten, auf den ersten Blick vermeintlich unspektakulären Burgenlandschaft zu. Wie Mecklenburg-Vorpommern verbindet der kunsthistorisch Interessierte mit Schleswig-Holstein vornehmlich eine durch frühneuzeitliche Adelsgüter und mittelalterliche Sakralbauten geprägte Kulturlandschaft, der in der älteren Burgenforschung wenn überhaupt, nur wenig Beachtung geschenkt wurde. Mittelalterliche Burgen, von denen sich noch aufgehendes Mauerwerk bzw. bauliche Reste erhalten haben, finden sich nur selten, so etwa südwestlich von Ratzeburg im nördlichen Teil des Kreises Herzogtum Lauenburg gelegene Burg Linau oder Burg Glambek auf der Insel Fehmarn (Kreis Ostholstein). Mit einer geschätzten Zahl von rund 500 nachweisbaren mittelalterlichen Burgen (S. 10) rangiert Schleswig-Holstein hinter den burgenreichen Landschaften wie etwa der Pfalz oder dem Rheinland und Westfalen. Arnd REITMEYER, der sich in dem hier angezeigten Tagungsband den „Burgen und ihrer Erforschung im heutigen Niedersachsen“ zuwendet (S. 347–366), geht für dieses Bundesland gegenwärtig von einer Zahl von 1 700 mittelalterlichen Burgen aus. Die im Europäischen Burgeninstitut Schloss Philippsburg, einer Einrichtung der Deutschen Burgenvereinigung e.V. entwickelte, EDV gestützte Datenbank EBIDAT bietet – um ein weiteres Beispiel zu nennen – Basisinformationen zu mehr als 2 200 Burgen in NRW, die im Zeitraum von 700 bis 1525 entstanden sind. Die hier für NRW ermittelte Zahl entspricht weniger als zehn Prozent der bislang geschätzten 30 000 mittelalterlichen Burgen, die sowohl als archäologische Objekte, baulich überformte, durch frühneuzeitliche Nachfolgebauten ersetzt wie auch als vollständig abgegangene und lediglich in Schriftquellen nachweisbare Burgen für das Gebiet der Bundesrepublik nachweisbar sind. Vor dem Hintergrund der hier angeführten Beispiele möchte der Rezensent auch das von Oliver AUGE in seinem einführenden Beitrag formulierte Plädoyer für eine „interdisziplinär“ verstandene, „Geschichtswissenschaft, Kunstgeschichte, Mittelalterarchäologie sowie Siedlungsgeographie“ und Bauforschung berücksichtigende Burgenforschung verstanden wissen. Ein solcher Ansatz sollte, wie Auge ergänzend ausführt, „transregional vergleichend“ (S. 12) angelegt sein. Unter der Zielvorgabe „die jeweiligen Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede aus[zu]machen und auch Fragen von Wissenstransfer, zeitweiligen Entwicklungsgefällen und nachgehenden Entwicklungsausgleich beantworten [zu] können“ (S. 12), erhält gerade die flächendeckende Bestandsaufnahme von Burgen zunehmend an Bedeutung.

Dass selbst Bundesländer wie Schleswig-Holstein, in denen die Beschäftigung mit Burgen nicht auf eine allzu lange Forschungstradition zurückblicken kann, mit einem bedeutenden Forschungspotential aufwartet, steht, betrachtet man die in den einzelnen Beiträgen des Tagungsbandes aufgeführten Beispiele mittelalterlicher Burgen, außer Frage. Der Fokus einer von der Kieler Abteilung für Regionalgeschichte konzipierten und einem an dieser angesiedelten Projektgruppe realisierten Forschungsprojekts mit dem Titel „Kleinburgen als Phänomen sozialen und herrschaftlichen Wandels“ am Beispiel Schleswig-Holsteins vom 13. bis zum 16. Jahrhundert liegt vornehmlich auf den Burgen des niederen Adels, wobei landesherrliche Anlagen (wie z.B. Segeberg, Sonderburg), wie Oliver Auge in seinem einführenden Beitrag hervorhebt, „als Ver-

gleichsobjekte herangezogen werden, da sie, wenn auch in größerem Rahmen, ähnliche Funktionen erfüllten und ebenfalls von Niederadeligen verwaltet wurden“ (S. 30).

Zieht Oliver AUGÉ in seinem Beitrag „Spätmittelalterliche Kleinburgen in Schleswig-Holstein“ (S. 17–50) eine „geschichtswissenschaftliche Forschungsbilanz“ und erläutert „Forschungsperspektiven“, so beleuchtet Ulrich MÜLLER das Burgenland Schleswig-Holstein aus der Sicht des Archäologen (S. 51–110). Christian FREY wendet sich den nordelbischen Burgen im Spiegel der Slawenchronik des Helmold von Bosau zu (S. 111–126). Ortwin PELC thematisiert in dem nachfolgenden Beitrag „Burgen und Landesherrschaft in Schleswig-Holstein“ (S. 127–182), wobei u.a. das Verhältnis von Stadt, Burg und Landesherrschaft sowie der Alltag der Herrschaft auf Burgen einer näheren Betrachtung unterzogen werden. „Niederadelige Führungsgruppen und Burgsitze im spätmittelalterlichen Nordelbien“ sind Gegenstand der Untersuchung von Jan HABERMANN. Das Autorenteam Ulf ICKERODT, Eicke SIEGLOFF und Claudia MANDOK erläutern die „Perspektive der archäologischen Denkmalpflege“ (S. 249–278), wobei die Burgenforschung als denkmalpflegerische Aufgabe umrissen, Arbeitsweisen der archäologischen Landesaufnahme vorgestellt und „öffentlichkeitswirksame Schutz- und Nutzgedanken „im Dienste eines nachhaltigen Kulturgüterschutzes“ (S. 11) thematisiert werden. Stefan MAGNUSSEN stellt mit dem Beitrag „Castles in contested landscapes. Kleinburgen im Herzogtum Schleswig als Phänomen gesellschaftlichen und herrschaftsräumlichen Wandels“ sein Promotionsprojekt vor. Frederic ZANGEL greift in seiner Untersuchung zur Funktion landesherrlicher Burgen anhand der Pfandbriefe Christians I. von Dänemark (S. 244–248) u.a. Fragen nach Baubestand, Inventar und militärischer Nutzung von Burgen in Holstein auf.

Dieser ersten Sektion mit diversen Beiträgen zu Ergebnissen und Perspektiven der Burgenforschung in Schleswig-Holstein folgen vier Aufsätze, die den Forschungsstand in benachbarten Regionen sowie in Südwestdeutschland beleuchten. Rainer ATZBACH bietet einen chronologisch angelegten Überblick über die Entwicklung des Burgenbaus in Dänemark (S. 279–308), der im Wesentlichen fünf Phasen umfasst: Früher Burgenbau (750–1100), erste Blütezeit (1100–1250), eine Phase der Reichskrise und des Bürgerkriegs (1241–1340), die Epoche Wiederaufstiegs einer Zentralgewalt (1340–1483) und das Ende des Mittelalters (ca. 1536). Gegenstand der Ausführung von Felix BIERMANN ist der archäologische Forschungsstand zu Burgen in Mecklenburg-Vorpommern, wobei hier der besondere Akzent auf den spätmittelalterlichen Turm- und Burghügeln liegt. Die in einzelnen Landesteilen Niedersachsens auf eine lange Tradition zurückblickende Burgenforschung und Denkmalpflege wird in dem Referat von Arnd REITEMEYER thematisiert (S. 347–366). Den Schlussakkord setzt Thomas ZOTZ mit einem Überblick über die Burgenlandschaft Südwestdeutschlands (S. 367–390), wobei u.a. ältere wie auch neuere Forschungsprojekte vorgestellt werden.

Resümierend bleibt festzuhalten, dass das Erscheinen des hier angezeigten Tagungsbandes und die damit verbundene Vorstellung des in der Abteilung Regionalgeschichte der Universität Kiel beheimateten Forschungsprojekt zu den Burgen des niederen Adels vor allem vor dem Hintergrund zu begrüßen ist, dass ungeachtet des immer wieder postulierten interdisziplinären Zugangs die moderne Burgenforschung noch immer weitgehend von Bauforschung, Archäologie und Kunstgeschichte domi-

niert wird. Diese Feststellung gilt zum Bedauern des Rezensenten auch für die Denkmalpflege. Schriftquellen werden zumeist nur in Form edierter urkundlicher Überlieferung rezipiert. Spätmittelalterliche sowie frühneuzeitliche Rechnungsüberlieferung und Geschäftsschriftgut bleiben häufig ungeachtet des zum Teil beeindruckenden Informationsgehalts für die bauliche Genese und sich wandelnde Ausstattung und Nutzung historischer Wehr- und Wohnbauten, unberücksichtigt (vgl. Friedhoff, Jens: Raumprogramm und Ausstattung spätmittelalterlicher Burgen im Spiegel von Schriftquellen, in: Burgenbau im späten Mittelalter II [Forschungen zu Burgen und Schlössern, 12], München u.a., S. 199–212 sowie Ders.: Burgenforschung im Archiv, in: Mitteilungen aus hessischen Archiven 7,1 [2007] S. 37–41).

Als nicht ganz unproblematisch wird sich vermutlich die Etablierung des im Tagungsband mehrfach verwendeten und auch im Projekttitel begegnenden Begriffes „Kleinburgen“ erweisen, der bislang in keiner der gängigen lexikalischen Arbeiten zur Burgenforschung auftaucht. Dem Begriff „Kleinburgen“ subsummiert Oliver Auge verschiedene Burgentypen, zu denen u.a. die „Motten“ bzw. „Turmhügelburgen“ wie auch die sogenannten „Kemladen“ als „unter Ausnutzung der Topographie in Seen oder Mooren errichtete Anlagen“ (S. 29) zu verstehen sind, gehören. „Als Kleinburgen gelten“, wie Auge weiter präzisiert, „in unterschiedlichem Maße Wohn-, Wirtschafts- und Verwaltungssitze“ des niederen Adels (S. 28). Es steht jedoch zu befürchten, dass der neu eingeführte Begriff „Kleinburgen“, der offensichtlich zur Umschreibung der Beschäftigung mit den Burgen des niederen Adels dient, das in der burgenkundlichen Fachliteratur bereits zum jetzigen Zeitpunkt herrschende babylonische Sprachgewirr fortschreibt. Selbst grundlegenden Fragen, ob der Terminus „Turmhügel“ synonym mit dem Begriff der „Motte“ auf alle Anlagen dieses Typs zu übertragen ist oder welche Wehr- und Wohnbauten des Adels als „Burgen“ anzusprechen sind, werden in der Forschung noch immer kontrovers diskutiert.

Im Blick auf die Auswahl der Beiträge scheint dem Rezensenten die Ausweitung der Perspektive auf die Burgenlandschaft Südwestdeutschlands nicht ganz schlüssig. Ungeachtet der verdienstvollen Arbeiten des Referenten, Thomas Zotz, sowie der Vorstellung verschiedener in Baden-Württemberg angesiedelten Forschungsprojekte, hätte man ebenso die Forschungssituation in Sachsen-Anhalt, Brandenburg oder in Nordrhein-Westfalen thematisieren können. Wünschenswert wäre die Ausweitung der Perspektive auf die Burgenlandschaft Frieslands unter besonderer Berücksichtigung des Phänomens der Häuptlingsburgen gewesen. Sowohl für die nördlichen Provinzen der Niederlande (u.a. Groningen) als auch für den ostfriesischen Raum liegen mittlerweile mehrere überblicksartig konzipierte Beiträge vor (vgl. König, Sonja: Vincent T. van Vilsteren u. Evert Kramer, Von Häuptlingen und Burgen sowie Andreas Hüser u. Reinder Reinders, Von Stadtmauern, Steinhäusern und Schanzen. Wehrbau und Befestigungsanlagen im Norden der Niederlande und in Ostfriesland, in: Land der Entdeckungen. Die Archäologie des friesischen Küstenraums, hg. von der Ostfriesischen Landschaft, Aurich 2013, S. 282–293 und S. 312–321, sowie Bärenfänger, Rolf: Ostfriesische Verteidigung. Steinhäuser und Burgen, in: Archäologie mittelalterlicher Burgen, hg. von Matthias Untermann, Paderborn 2008b [Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, 20], S. 69–76).

Abschließend ist dem hier vorgestellten Tagungsband eine möglichst breite Rezeption zu wünschen. Vertretern aller Disziplinen der modernen Burgenforschung sei nochmals das Bekenntnis zu einem interdisziplinären Zugang zu den mittelalterlichen Burgen verbunden mit einer „transregional vergleichenden“ Perspektive (S. 12) ans Herz gelegt. Erstrebenswert wäre darüber hinaus, wenn sich insbesondere die Geschichtsforschung in größerem Umfang als bisher in die Burgenforschung einbringen würde. Im Blick auf die wenig beachtete Burgenlandschaft Schleswig-Holstein“ bleibt zu wünschen, dass sie der „Vergessenheit“ entrissen wird. Der vorliegende Tagungsband ist ein erster, vielversprechender Schritt in diese Richtung.

*Jens Friedhoff, Hachenburg\**

\* Dr. Jens Friedhoff, Stadtarchiv Hachenburg, Perlengasse 2, D-57627 Hachenburg, E-Mail: [j.friedhoff@stadtarchiv-hachenburg.de](mailto:j.friedhoff@stadtarchiv-hachenburg.de).



## NEUERSCHEINUNGEN

*Adel im 18. Jahrhundert.* Umriss einer sozialen Gruppe in der Krise, hg. von Gerhard AMMERER, Elisabeth LOBENWEIN und Martin SCHEUTZ, Innsbruck u.a. 2015 (Querschnitte, 28) [Studienverlag, 342 S., kart., 29,80 Euro] – Buchbesprechung oben S. 169.

*Adelslandschaft Mitteldeutschland.* Die Rolle des landsässigen Adels in der mitteldeutschen Geschichte (15.–18. Jahrhundert), hg. von Enno BÜNZ, Ulrike HÖROLDT und Christoph VOLKMAR, Leipzig 2016 (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung des Landes Sachsen-Anhalt. Reihe A: Quellen zur Geschichte Sachsen-Anhalts, 22; Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 49) [Universitätsverlag, 506 S., geb., ill., 55 Euro].

Aus dem Inhalt:

BÜNZ, Enno; VOLKMAR, Christoph: Einführung, S. 7–10; HÖROLDT, Ulrike: Adelsarchive als politische Aufgabe – Ein Geleitwort, S. 11–15.

I. AUF DEM WEG IN DIE ADELSLANDSCHAFT MITTELDEUTSCHLAND  
PARAVICINI, Werner: Colonna und Orsini. Römische Ursprungslegenden im europäischen Adel am Ende des Mittelalters, S. 19–110; BÜNZ, Enno; VOLKMAR, Christoph: Adelslandschaft Mitteldeutschland. Tendenzen und Perspektiven der Forschung, S. 111–148; SCHNEIDER, Joachim: Adelslandschaft Mitteldeutschland – Adelslandschaften in Mitteldeutschland, S. 149–168.

II. DER LANDSÄSSIGE ADEL IN DEN MITTELDEUTSCHEN TERRITORIEN

SCHIRMER, Uwe: Die Einungen des thüringischen Hoch- und Niederadels von 1417, 1419 und 1423. Beispiele landständischer Gruppenbildung „von unten“?, S. 171–199; COTTIN, Markus: Herrschaftliche Güter und Adel im Hochstift Merseburg – ein Überblick, S. 201–237; JENDORFF, Alexander: Adeliges Selbstverständnis, politische Teilhabe und protestantische Konfession im katholischen Territorium. Die Familie von Wintzingerode, der landsässige Adel und die kurfürstlich-mainzische Herrschaft auf dem Eichsfeld, S. 239–284; LÜCKE, Monika: Der landsässige Adel im Prozess der Säkularisierung der Klöster, S. 285–304; SCHATTKOWSKY, Martina: Herrschaftspraxis und Herrschaftsverwirklichung adliger Grundherren in Kursachsen, S. 305–320; ERB, Andreas: Der letzte Raubritter? Die Fehden und Prozesse des anhaltischen Adligen Wolf Ludwig von Schlegel, S. 321–342.

III. ADELSARCHIVE UND ANDERE QUELLEN ZUM ADEL

VOLKMAR, Christoph: Adelsarchive im Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt. Anmerkungen zur neuen Beständeübersicht, S. 345–365; BRÜCKNER, Jörg: Die Stoiberger und ihre Archive, S. 367–382; SCHLEINERT, Dirk: Überlieferung zum Adel jenseits der Adelsarchive. Quellen aus den landesherrlichen Archiven am Beispiel des Erzstifts/Herzogtums Magdeburg, S. 383–413; SCHENK, Tobias: Die Akten des kaiserlichen Reichshofrats als Quelle mitteldeutscher Adelsgeschichte. Eine Einführung am Beispiel des Fürstentums Halberstadt und des Herzogtums Magdeburg (1648/80–1740), S. 415–458.

ALTHOFF, Gerd: Kontrolle der Macht. Formen und Regeln politischer Beratung im Mittelalter, Darmstadt 2016 [Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 360 S., geb., 49,95 Euro].

- ALVENSLEBEN, Busso von, ALVENSLEBEN, Reimar von: Schloss Schochwitz, in: Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt 25 (2016) S. 173–210.
- ARROYO, Felix Labrador: The Situation of the Portuguese Court and Royal Household under the first Monarch of the House of Austria (1581–1598), in: The Court Historian 21, 1 (2016) S. 1–21.
- L'art au service du prince. Paradigme italien, expériences européennes (vers 1250–vers 1500)*, hg. von Élisabeth CROUZET-PAVAN und Jean-Claude MAIRE VIGUEUR, Rom 2015 (Italia comunale e signorile, 8) [Viella, 400 S., brosch., sw-ill., 55 Euro].
- AUGE, Oliver, FOUQUET, Gerhard, HAGEN, Christian, KÜHNLE, Nina, RABELER, Sven, ZEILINGER, Gabriel: Städtische Gemeinschaft und adlige Herrschaft in der mittelalterlichen Urbanisierung ausgewählter Regionen Zentraleuropas. Ein Kieler Forschungsbericht, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte 34 (2016) S. 15–49.
- Barock. Nur schöner Schein?*, hg. von Alfried WIECZOREK, Christoph LIND und Uta COBURGER, Regensburg 2016 (Publikationen der Reiss-Engelhorn-Museen, 71) [Schnell & Steiner, 232 S., geb., 34,95 Euro].
- BECK, Erik: Die Burgen Klingnau und Wehr als Sitze des edelfreien Geschlechts derer von Klingnau – Überlegungen zu ihrer Rolle für die Herrschaftsausübung, in: Burgen und Schlösser. Zeitschrift für Burgenforschung und Denkmalpflege 56, 4 (2015) S. 249–258.
- „*Das Beispiel der Obrigkeit ist der Spiegel des Unterthans*“. Instruktionen und andere normative Quellen zur Verwaltung der liechtensteinischen Herrschaften Feldsberg und Wilfersdorf in Niederösterreich (1600–1815), hg. von Anita HIPFINGER, Köln u.a. 2016 (Fontes rerum Austriacarum. Abt. 3. Fontes iuris, 24) [Böhlau, 875 S., brosch., 8 sw-Abb., 100 Euro].
- Die bewegte Stadt. Migration, soziale Mobilität und Innovation in vormodernen Großstädten*, hg. von Jörg OBERSTE und Susanne EHRICH, Regensburg 2015 (Forum Mittelalter. Studien, 10) [Schnell & Steiner, 256 S., brosch., 24 sw-Abb., 34,95 Euro].

Aus dem Inhalt:

FOUQUET, Johannes: Zum Schmuck der Stadt gebaut – Private Munifizienz und soziale Mobilität im frühkaiserzeitlichen Korinth und Sparta, S. 7–42; KÖSTER, Elena: Sozialer Aufstieg im spätrepublikanischen Rom am Beispiel der „homines novi“, S. 43–58; HERZ, Peter: Zuwanderung und soziale Mobilität in Ostia, S. 59–78; MORLEY, Neville: Migration, Mobility and the Decline of Urbanism in the Late Roman West, S. 79–88; CAROCCI, Sandro: Studying Social Mobility in Italian Communes (13<sup>th</sup>–14<sup>th</sup> Centuries), S. 89–98; DARTMANN, Christoph: Die Etablierung transmaritimer Staatlichkeit als Reaktion auf Migration und Mobilität im spätmittelalterlichen Mediterraneum: das Beispiel der Kolonialstädte Genuas, S. 99–112; OBERSTE, Jörg: Geld und Gewissen. Soziale Mobilität von Kaufleuten und normativer Wandel in den Predigten Bertholds von Regensburg, S. 113–150; SCHLÖGL-FLIERL, Kerstin: Die Bußbewegung der Bianchi im Italien des Spätmittelalters: Unterwegs im Auftrag der Geißelung – Mobilität und bußtheologische Innovation, S. 151–164; NEMEC, Richard: Tradition, Innovationen oder Rückständigkeit? Medialitätsstrategien der reichsstädtischen und eidgenössischen Eliten an der Schwelle zur Frühen Neuzeit, S. 165–188; JECKEL, Katharina: Integrationsmechanismen eines Experimentums. Soziale Mobilität im Nördlinger Gesandtschaftswesen des 15. Jahrhun-

- derts, S. 189–202; STERNHEIM, Jaron: zu desser lande wolvart unde des Dutschen varende coppmans willen – Formen der Territorial- und Handelspolitik Rigas, Revels und Dorpats im späten 15. Jahrhundert, S. 203–218; HORMUTH, Dennis: Der schwedische Protonotar Georg Plönnies – Möglichkeiten und Grenzen des sozialen und politischen Aufstiegs eines frühneuzeitlichen Migranten, S. 219–234; STROBL, Philipp: Märkte, Migration und die „Demokratisierung des Geschmacks“ – Amsterdam und London als Zentren der frühneuzeitlichen Weltwirtschaft, S. 235–250.
- BIERSACK, Martin: Ein Spiegel adliger Gelehrsamkeit im Spanien des 16. Jahrhunderts. Die Bibliothek der Marqueses de Mondéjar, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 97, 2 (2015) S. 333–372.
- BINDER, Julia: Stadt als Palimpsest. Zur Wechselwirkung von Materialität und Gedächtnis, Berlin 2015 [Neofelis, 222 S., kart., ill., 24 Euro].
- BIRCHER, Patrick: Ad maiorem Dei gloriam. Aspekte der Beziehungen zwischen Architektur, Kunst, Musik und Liturgie am Hohen Dom zu Salzburg im 17. Jahrhundert, Regensburg 2015 (Studien zur christlichen Kunst, 11) [Schnell & Steiner, 268 S., geb., ill., 49,95 Euro].
- BOONE, Marc: L'influence des pratiques et du savoir-faire „étatiques“ dans les comptes des villes flamandes et des principautés des anciens Pays-Bas aux XIV<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècles, in: *classer, dire, compter. Discipline du chiffre et fabrique d'une norme comptable à la fin du Moyen Âge*, hg. von Olivier MATTÉONI und Patrice BECK, Paris 2015, S. 199–215.
- BOONE, Marc: Les villes de Flandre et leurs campagnes. état de la question et pistes de recherches, in: *I paesaggi agrari d'Europa (secoli XIII–XV)*. Atti del 24° Convegno Internazionale di Studi (Pistoia, 16–19 maggio 2013), Rom 2015, S. 513–535.
- BOSSMEYER, Christine: Visuelle Geschichte in den Zeichnungen und Holzschnitten zum „Weißkunig“ Kaiser Maximilians I., Ostfildern 2015 [Thorbecke, 496 S. in zwei Bänden (Text- und Bildbd.), geb., 190 z.T. farb. Abb., 64 Euro].
- BRASINGTON, Bruce C.: Order in the Court. Medieval Procedural Treatises in Translation, Leiden 2016 (Medieval Laws and Its Practice, 21) [Brill, 358 S., geb., 140 Euro].
- BRÜGGEMANN, Linda: Herrschaft und Tod in der Frühen Neuzeit. Das Sterbe- und Begräbniszeremoniell preußischer Herrscher vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich Wilhelm II. (1688–1797), München 2015 (Geschichtswissenschaften, 33) [Utz, 463 S., geb., ill., 52 Euro].
- BUCHANAN, Ian: Habsburg Tapestries, Turnhout 2016 (Studies in Western Tapestry, 4) [Brepols, 374 S., geb., 150 Euro].
- BÜNZ, Enno: Die heilige Barbara als Schlachtenhelferin. Eine Weiheinschrift von 1441 in der Pfarrkirche zu Ochsenfurt, in: *Herbipolis*. Studien zu Stadt und Hochstift Würzburg in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, hg. von Markus FRANKL und Martina HARTMANN, Würzburg 2015 (Publikationen aus dem Kolleg „Mittelalter und Frühe Neuzeit“, 1), S. 205–220.
- BUTLER, Katherine: Music in Elisabethan Court Politics, Woodbridge 2015 [Boydell, 271 S., geb., 60£].
- BUTZ, Eva-Maria: Raumkonzepte als soziale Ordnung – Probleme um die Interpretation der Raumnutzung auf Burgen am Hoch- und Oberrhein, in: Burgen und

- Schlösser. Zeitschrift für Burgenforschung und Denkmalpflege 56, 4 (2015) S. 232–239.
- CHIC! Mode im 17. Jahrhundert*, hg. von Hessisches Landesmuseum Darmstadt, Regensburg 2016 [Schnell & Steiner, 144 S., geb., 93 farb., 7 sw-Abb., 24,95 Euro].
- classer, dire, compter. Discipline du chiffre et fabrique d'une norme comptable à la fin du Moyen Âge*, hg. von Olivier MATTÉONI und Patrice BECK, Paris 2015 [Comité pour l'histoire économique et financière de la France / IGPDE, 500 S., brosch., 39 Euro].
- Courts and Courtly Cultures in Early Modern Italy and Europe. Models and Languages*, hg. von Simone ALBONICO und Serena ROMANO, Rom 2016 [Viella, 504 S., brosch., sw-Abb., 60 Euro].
- CREMER, Anette: A Miniature State: The Dollhouse City of Princess Augusta of Schwarzburg (1666–1751), in: *The Court Historian* 20, 2 (2015) S. 167–186.
- Dynastic Identity in Early Modern Europe. Rulers, Aristocrats and the Formation of Identities*, hg. von Liesbeth GEEVERS und Mirella MARINI, Farnham u.a. 2015 (Politics and Culture in Europe, 1650–1750, 2) [Ashgate, geb., 310 S., 75£].
- Aus dem Inhalt:
- GEEVERS, Liesbeth; MARINI, Mirella: Introduction: Aristocracy, Dynasty and Identity in Early Modern Europe 1520–1700, S. 1–24.
- I. IDENTITY, ETHNICITY AND MONARCHY
- OHLMEYER, Jane: Aristocratic Identity Formation in Seventeenth-Century Ireland, S. 25–42; ASCH, Ronald G.: The Newcomer's Dilemma: Henry IV of France and James I of England, S. 43–58; DUINDAM, Jeroen: Dynasty and Elites: From Early Modern Europe to Late Imperial China, S. 59–86.
- II. IDENTITY FORMATION AND FAMILY RELATIONS
- SOEN, Violet: The Chièvres Legacy, the Croÿ Family and Litigation in Paris. Dynastic Identities between the Low Countries and France (1519–1559), S. 87–102; MARINI, Mirella: From Arenberg to Aarschot and Back Again: Female Inheritance and the Disputed 'Merger' of Two Aristocratic Identities, S. 103–130; SPANGLER, Jonathan: Points of Transferral: Mademoiselle de Guise's Will and the Transferability of Dynastic Identity, S. 131–152.
- III. MANUFACTURING IDENTITY
- DERKS, Sebastiaan: The Fruits of War: The Representation of Alessandro Farnese in Paolo Rinaldi's *Liber Relationum*, S. 153–178; PERSSON, Fabian: To Give to Airy Nothing a Local Habitation and a Name: Creating Two Great Swedish Noble Families, S. 179–196; GEEVERS, Liesbeth: The Nassau Orphans: The Disputed Legacy of William of Orange and the Construction of the Prince of Orange (1584–1675), S. 197–216; SCOTT, Hamish: Conclusion: 'The Line of Descent of Nobles is from the Blood of Kings': Reflections on Dynastic Identity, S. 217–242.
- L'eau autour du château. Actes du quatrième colloque international au château de Bellecroix, 17–19 octobre 2014*, hg. von Nicolas FAUCHERRE, Delphine GAUTIER und Hervé MOUILLEBOUCHE, Chagny 2015 [CeCaB, 388 S., brosch., 30 Euro].
- EHLERS, Caspar: Rechtsräume. Ordnungsmuster im Europa des frühen Mittelalters, Berlin 2016 (methodica – Einführungen in die rechtshistorische Forschung, 3) [De Gruyter, 180 S., geb., 19,95 Euro].

- ELLERMANN, Julia: Zwang zur Barmherzigkeit? Ausdruck und Vermessung herrschaftlicher Spielräume im Umgang mit Armut in mecklenburgischen Residenzstädten (1750–1840). Eine argumentationsgeschichtliche Annäherung, Ostfildern 2016 (Residenzenforschung. Neue Folge: Stadt und Hof, 3) [Thorbecke, 613 S., geb., 38 Abb., 69 Euro] – siehe auch unten S. 212.
- The Emperor's House. Palaces from Augustus to the Age of Absolutism*, hg. von Jeffrey FEATHERSTONE, Jean-Michel SPIESER, Gülru TANMAN und Ulrike WULFRHEIDT, Berlin u.a. 2015 (Urban spaces, 4) [De Gruyter, 425 S., Ill., 119,95 Euro] – Buchbesprechung oben S. 174.
- Die Ernestiner. Eine Dynastie prägt Europa*. Thüringer Landesausstellung Gotha, Weimar, 24. April bis 28. August 2016, hg. von Friedegund FREITAG und Karin KOLB, Dresden 2016 [Sandstein, 540 S., geb., ca. 350 farb. Abb., 48 Euro].
- Die Ernestiner. Politik, Kultur und gesellschaftlicher Wandel*, hg. von Werner GREILING, Gerhard MÜLLER, Uwe SCHIRMER und Helmuth. G. WALTHER, Köln u.a. 2016 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen. Kleine Reihe, 50) [Böhlau, 512 S., geb., 31 farb. und 7 sw-Abb., 60 Euro].
- Fastes de cour au XVII<sup>e</sup> siècle. Costumes de Bellange et de Berain*, hg. von Paulette CHONÉ und Jérôme DE LA GORCE, Paris 2015 [Hayot, 256 S., geb., 49 Euro].
- FEDELES, Tamás: „Isten nevében utazunk“. Zarándokok, búcsújárás, kegyhelyek a középkorban [„In Gottes Namen fahren wir.“ Pilgern, Wallfahrt, Gnadenorte im Mittelalter], Pécs 2015 [Kronosz, 356 S., brosch., 11 Euro].
- FÉLICITÉ, Indravati: *Négociier pour exister. Les villes et les duchés du nord de l'Empire face à la France (1650–1730)*, Berlin 2016 (Pariser Historische Studien, 105) [De Gruyter, 545 S., geb., 12 Tabellen, 54,95 Euro].
- Festungen in Gärten – Gärten in Festungen, hg. von Volker MENDE und Christian OTTERSBUCH, Regensburg 2015 (Festungsforschung, 6) [Schnell & Steiner, 224 S., geb., 28 farb. und 104 sw-Abb., 29,95 Euro] – Buchbesprechung oben S. 176.
- Nur die Frau des Kaisers? Kaiserinnen in der Frühen Neuzeit*, hg. von Bettina BRAUN, Katrin KELLER und Matthias SCHNETTGER, Köln u.a. 2016 (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 64) [Böhlau, 272 S., brosch., 60 Euro].
- FREIENHOFER, Evamaria: Verkörperungen von Herrschaft. Zorn und Macht in Texten des 12. Jahrhunderts, Berlin 2016 (Trends in medieval philology, 32) [De Gruyter, VIII+218 S., geb., 69,95 Euro].
- FREY, Peter: Frühe Adelsburgen links des Hochrheins im Gebiet des Schweizer Kantons Aargau, in: *Burgen und Schlösser. Zeitschrift für Burgenforschung und Denkmalpflege* 56, 4 (2015) S. 219–223.
- Geschichte der Stadt Leipzig. Von den Anfängen bis zur Reformation*, hg. von Enno BÜNZ, Leipzig 2015 (1000 Jahre Leipzig. Die große vierbändige Stadtgeschichte, 1) [Universitätsverlag, 1055 S., geb., 49 Euro].
- The Global City. On the Streets of Renaissance Lisbon*, hg. von Annemarie JORDAN GSCHWEND und K. J. P. LOWE, London 2015 [Paul Holberton, 296 S., geb., 250 farb. Abb., 40£].
- GOURCY, Sophie de: *Le tombeau des ducs de Bretagne. Un miroir des princes sculpté*, Paris 2015 [Beauchesne, 128 S., brosch., 24 Euro].

- Die Grafen von Lauffen am mittleren und unteren Neckar*, hg. von Christian BURKHART und Jörg KREUTZ, Heidelberg 2015 (Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde, 18) [Winter, 372 S., geb., 48 Euro].
- GRIGOLEIT, Geert, NEUMANN, Carsten: *Schloss Bothmer in Klütz*, Berlin u.a. 2016 [Deutscher Kunstverlag, 88 S., brosch., Ill., 9,90 Euro].
- GRULKOWSKI, Marcin: *Najstarsze księgi miejskie Głównego Miasta Gdańska z XIV i początku XV wieku. Studium kodykologiczne [Die ältesten Stadtbücher der Danzigs vom 14. bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts. Kodikologisches Studium]*, Warszawa 2015 (Studia i materiały do dziejów kancelarii w Gdańsku [Studien und Quellen zur Geschichte der Kanzlei in Danzig], 1) [Neriton, 546 S., brosch., Ill., 30,00 zł] – Buchbesprechung oben S. 179.
- GUTMANN, Andre: *Die Burg Hauenstein am Hochrhein – ein herausragendes Beispiel habsburgischer Burgenpolitik im 13. und 14. Jahrhundert*, in: *Burgen und Schlösser. Zeitschrift für Burgenforschung und Denkmalpflege* 56, 4 (2015) S. 259–268.
- HAGEN, Christian: *Fürstliche Herrschaft und kommunale Teilhabe. Die Städte der Grafschaft Tirol im Spätmittelalter*, Innsbruck 2015 (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchives, 38) [Univ.-Verl. Wagner, 239 S., kart., Ill., graph. Darst., 24,90 Euro] – Buchbesprechung oben S. 181.
- HAUPT, Herbert: *Ein Herr von Stand und Würde. Fürst Johann Adam Andreas von Liechtenstein (1657–1712). Mosaiksteine eines Lebens*, Köln u.a. 2016 [Böhlau, 389 S., geb., 129 farb. und sw-Abb., 49 Euro].
- HAUSLADEN, Eugen: *Die Meister der Augsburger Baukunst. Mittelalter und Renaissance*, Berlin u.a. 2016 (Schriften aus Altaugsburg, 2) [Deutscher Kunstverlag, 176 S., brosch., ill., 16,90 Euro].
- Heidelberg in Mittelalter und Renaissance. Eine Spurensuche in zehn Spaziergängen*, hg. von Christoph MAUNTEL, Carla MEYER und Achim WENDT, Ostfildern 2015 [Thorbecke, 224 S., geb., 137 farb. Abb., 10 Rundgangkarten und Merian-Stich in der Innenklappe, brosch., 14,95 Euro].
- HEINEMANN, Olav: *Das Herkommen des Hauses Sachsen. Genealogisch-historiographische Arbeit der Wettiner im 16. Jahrhundert*, Leipzig 2015 (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 51) [Universitätsverlag, 474 S., geb., 62 Abb., 80 Euro].
- HELLMANN, Ullrich: *Architekt ohne Werk. Das Bauwesen im Kurfürstentum Mainz unter Johann Jakob Laurentius Schneider (1734–1805)*, Mainz 2015 (Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz, 40), [Stadtarchiv Mainz, 480 Seiten, 178 Abb., Karten, 54,00 Euro] – Buchbesprechung oben S. 183.
- HÉNIN, Charles: *Fêtes et plaisirs au temps des princes de Condé*, Paris 2015 [Somogy, 296 S., brosch., 96 farb. Abb., 45 Euro].
- HERZOG, Jürgen: *Beiträge zur Residenz- und Reformationsgeschichte der Stadt Torgau*, Beucha 2015 (Schriften des Torgauer Geschichtsvereins, 8) [Sax, 128 S., geb., ill., 19,80 Euro].
- Höfische Porträtkultur. Die Bildnissammlung der österreichischen Erzherzogin Maria Anna (1738–1789)*, hg. von Eva KERNBAUER und Aneta ZAHRADNIK, Berlin 2016 [De Gruyter, 212 S., geb., ill., 44,95 Euro].
- Höfische Textualität. Festschrift für Peter Strohschneider*, bearb. von Jan HON und Pia SELMAYR, hg. von Beate KELLNER, Ludger LIEB und Stephan MÜLLER, Heidelberg

- 2016 (Germanisch-Romanische Monatsschrift, Beiheft, 69) [Winter, X+266 S., geb., 1 Abb., 44 Euro].
- Itinéraire de Louis XI. Les lieux de séjour du roi d'après ses actes (1461–1483)*, hg. von Boris BOVE und Mathilde PLAQUET, Paris 2016.
- JÖCHNER, Cornelia: Gebaute Entfestigung. Architekturen der Öffnung im Turin des frühen 18. und 19. Jahrhunderts, Berlin u.a. 2015 (Studien aus dem Warburg-Haus, 14) [De Gruyter, 439 S., geb., 272 Abb., 99,95 Euro].
- Johann Andreas Wolff 1652–1716. Universalkünstler für Hof und Kirche*, hg. von Sibylle APPUHN-RADTKE, Josef H. BILLER, Dagmar DIETRICH und Maria-Luise HOPPGANTNER, Starnberg 2016 (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München, 37) [Apelles, 371 S., geb., ill., 35 Euro].
- KARLSEN, Anja: Das mitteleuropäische Treppenhaus des 17. und 18. Jahrhunderts als Schaubühne repräsentativer Inszenierung. Architektur, künstlerische Ausstattung und Rezeption, Petersberg 2016 [Imhof, 431 S., geb., ill., 69 Euro].
- KARLSON, Olaf: Befunduntersuchungen an und in der Burg Oschersleben während der Bauarbeiten 2013 bis 2015 auf der Kernburg, in: *Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt* 25 (2016) S. 55–86.
- König, Reich und Fürsten im Mittelalter. Abschlussstagung des Greifswalder „Principes-Projekts“*, hg. von Oliver AUGÉ (Beiträge zur Geschichte der Universität Greifswald, 12) [Franz Steiner, 297 S., geb., 5 sw-Abb., 4 sw-Tabellen, 56 Euro].
- Konstanz um 1414. Städtischer Alltag zur Zeit des Konzils. Ausst.Kat. Rosgartenmuseum Konstanz 2014*, hg. von Tobias ENGELSING und Lisa FÖEGE, Konstanz 2014 [Eigenverlag, 96 S., ill., 9,90 Euro].
- KOPP, Vanina: Der König und die Bücher. Sammlung, Nutzung und Funktion der königlichen Bibliothek am spätmittelalterlichen Hof in Frankreich, Ostfildern 2015 (Beihefte der Francia, 80) [Thorbecke, 464 S., geb., 25 z.T. farb. Abb., 59 Euro].
- KRINGS, Anne: Die Inszenierung von Bildhauerfiguren in der Kirchengestaltung um 1500. „Der maister, der diß stuck gepawt, hat sich so kunstlich selbs einghawt“, Regensburg 2016 [Schnell & Steiner, 216 S., geb., 60 sw-Abb., 49,95 Euro].
- KROHN, Jörg-Peter: Schloss Ludwigslust, Berlin u.a. 2016 [Deutscher Kunstverlag, 64 S., brosch., 43 farb., 4 sw-Abb., 9,90 Euro].
- Kleine Kulturgeschichte der schlesischen Schlösser. 150 Adelssitze im Portrait. Bd. 1: Niederschlesien*, hg. von Arne FRANKE, Görlitz 2015 [Bergstadtverlag Korn, 404 S., 655 Abb., Grundrisse sowie ein Übersichtsplan, geb., 29,90 Euro].
- Kunst & Glaube. Ottheinrichs Prachtbibel und die Schlosskapelle Neuburg*, hg. von der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Regensburg 2016 [Schnell & Steiner, 336 S., geb., 335 farb. Abb., 34,95 Euro].
- KURDIOVSKY, Richard: Legitimacy through History and Architecture. The Vienna Hofburg as Dynastic Hub and Seat of Government between Tradition and Innovation, in: *The Court Historian* 20, 2 (2015) S. 109–136.
- Von kurzer Dauer? Fallbeispiele zu temporären Kunstzentren der Vormoderne*, hg. von Birgit Ulrike MÜNCH, Andreas TACKE, Markwart HERZOG und Sylvia HEUDECKER, Petersberg 2016 (Kunsthistorisches Forum Irsee, 3) [Imhof, 184 S., brosch., 107 sw-Abb., 39,95 Euro].
- LANGMAIER, Konstantin Moritz Ambrosius: Erzherzog Albrecht VI. von Österreich (1418–1463). Ein Fürst im Spannungsfeld von Dynastie, Regionen und Reich, Köln

u.a. 2016 (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters, 38) [Böhlau, X+767 S., geb., 89 Euro].

LASS, Heiko: Funktion und Status. Öfen und Kamine im frühneuzeitlichen Schlossbau, in: *Feuernutzung und Brand in Burg, Stadt und Kloster im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*. Tagungsband der Wissenschaftlichen Tagung „Die Hütte Brennt!“ – Feuer im Kontext von Mittelalterlichen und Frühneuzeitlichen Bauwerken vom 07.11–09.11.2014, hg. von Olaf WAGENER, Petersberg 2015 (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte, 129), S. 210–218.

*Legitimation von Fürstendynastien in Polen und dem Reich*. Identitätsbildung im Spiegel schriftlicher Quellen (12.–15. Jahrhundert), hg. von Grischa VERCAMER und Ewa WÓLKIEWICZ, Wiesbaden 2016 (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, 31) [Harrassowitz, 400 S., geb., 6 Abb., 2 Karten, 3 Schaubilder, 2 Tabellen, 48 Euro].

Aus dem Inhalt:

VERCAMER, Grischa: Einleitung, S. 9–20.

#### I. ÜBERBLICKSBEITRÄGE

ROGGE, Jörg: Identifikation durch Diskurs? Kommunikation über Gleichheit, Brüderlichkeit und Haus, S. 21–28; PAUK, MARCIN K.: Eine Dynastie oder mehrere? Herrschaft und ihre Legitimation in der politischen Kultur Polens (12.–13. Jahrhundert), S. 29–54; HIRSCHBIEGEL, Jan: Herr, Hof und Herrschaft. Zur Begegnung von Dynastie und Land. Allgemeine Annäherungen, S. 55–69; SCHLINKER, Steffen: Territorialisierung und Dezentralisierung königlicher Rechte im Spätmittelalter im Prozess der Territorialstaatsbildung, S. 71–96.

#### II. HISTORIOGRAPHIE UND LEGITIMATION/IDENTITÄT VON FÜRSTENDYNSTANIEN IM REICH

VERCAMER, Grischa: Die Welfen in der „Historia Welforum“: Ihre Identifikation mit der süddeutschen Region und ihre Verortung im Reich, S. 97–130; AUGÉ, Oliver: Der Beitrag der mittelalterlichen Chronistik zur Legitimation der Herzöge von Pommern und Mecklenburg, S. 131–158; SCHNEIDER, Joachim: Legitimation durch Kontinuität: Die Geschichtsschreibung über die Wittelsbacher und das Herzogtum Bayern im Spätmittelalter, S. 159–174; BOURÉE, Katrin: Die Meistererzählung von den „treuen Diensten“: Legitimationsstrategien und Selbstvergewisserung der Hohenzollern während des 15. Jahrhunderts, S. 175–194; THIEME, André: Die inszenierte Dynastie und ihr Held. Zur fürstlichen Identität der Wettiner im späten Mittelalter, S. 195–224; KRIEG, Heinz: Strategien der Herrschaftslegitimation am unteren Rand des Fürstenstandes: Das Beispiel der Markgrafen von Baden, S. 225–248.

#### III. HISTORIOGRAPHIE/URKUNDEN UND LEGITIMATION/IDENTITÄT VON FÜRSTENDYNSTANIEN IN POLEN

MROZOWICZ, Wojciech: Die Polnische Chronik (Polnisch-Schlesische Chronik) und die Chronik der Fürsten Polens (Chronica principum Poloniae) als Mittel zur dynastischen Identitätsstiftung der schlesischen Piasten, S. 249–262; RABIEJ, Piotr: Die Legitimierung der Herrschaft Bolesławs des Schamhaften, Herzog von Krakau und Sandomierz, im Lichte seiner Urkunden, S. 263–276; DRELICHARZ, Wojciech: Dux Cracoviae oder künftiger rex Poloniae? Die Legitimation von monarchischer Herrschaft in der Krakauer Geschichtsschreibung des 13.–14. Jahrhunderts, S. 277–304; WÓLKIEWICZ, Ewa: Ego, qui principis ordine dego.

- Das Problem der fürstlichen Titulatur der Breslauer Bischöfe im 14.–15. Jahrhundert, S. 305–318; PIBER-ZBIERANOWSKA, Marta; SUPRUNIUK, Anna: Die Legitimierung der Herrschaft in Masowien im Lichte der Urkunden und Korrespondenz der masowischen Herzogin Anna Radziwiłłówna, S. 319–350
- ZUSAMMENFASSUNG
- VERCAMER, Grischa: Zusammenfassung/Fazit, S. 351–368.
- LEIBETSEDER, Mathis: Pferde und Hoflager. Beobachtungen zu Tier und Mensch im fürstlichen Repräsentationsbetrieb um 1500, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 97, 2 (2015) S. 315–332.
- Lords and Towns in Medieval Europe*. The European Historic Towns Atlas Project, hg. von Anngret SIMMS und Howard B. CLARKE, Farnham 2015 [Ashgate, XXII+552 S., geb., 85£].
- Lucas Cranach der Jüngere und die Reformation der Bilder*. Beiträge des Internationalen Symposiums „Lucas Cranach der Jüngere und die Reformation der Bilder“ vom 20. bis 22 März 2014 in Lutherstadt Wittenberg, hg. von Elke Anna WERNER, Anne EUSTERSCHULTE und Gunnar HEYDENREICH, München 2015 [Hirmer, 336 S., geb., 183 Abb., 45 Euro].
- LUSIN, Jörg: Das Spiegelkabinett der Residenz Würzburg. Entstehung, Zerstörung und Wiedergeburt, Würzburg 2015 [Echter, 192 S., geb., ca. 150 Abb., 29 Euro].
- Lyon, entre Empire et Royaume (843–1601)*. Textes et documents, hg. von Alexis CHARANSONNET, Jean-Louis GAULIN, Pascale MOUNIER und Suzanne RAU, Paris 2016 (Bibliothèque d'histoire médiévale, 14) [Classiques Garnier, 786 S., geb., 34 Euro].
- MALLICK, Oliver: *Au service de la reine. Anne d'Autriche et sa maison (1616–1666)*, Paris 2016.
- MALLICK, Oliver: „Spiritus intus agit“. Die Patronagepolitik der Anna von Österreich, 1643–1666. Inszenierungsstrategie, Hofhaltungspraxis und Freundschaftsrhetorik, München 2016 (Pariser Historische Studien, 106) [De Gruyter, 477 S., geb., 49,95 Euro].
- MAREK, Pavel: *Spanelská strana na císařském dvore? K problematice jednoho pojmu z politických dejin* [The Spanish Faction at the Imperial Court? On the Issues relating to One Concept from Political History], in: *Ceský časopis historický* 114, 1 (2016) S. 965–968.
- MARTI, Reto: Die Burg Altenberg bei Füllinsdorf (Kt. Basel-Landschaft, Schweiz) und ihr frühes Ende – Versuch einer historischen Interpretation, in: *Burgen und Schlösser. Zeitschrift für Burgenforschung und Denkmalpflege* 56, 4 (2015) S. 224–231.
- Maske, Maskerade und die Kunst der Verstellung*. Vom Barock bis zur Moderne, hg. von Christiane KRUSE, Wiesbaden 2016 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, 52) [Harrassowitz, 256 S., geb., 5 farb., 64 sw-Abb., 68 Euro].
- MEIER, Esther: *Sakralkunst am Hof zu Dresden. Kontext als Prozess*, Berlin 2015 [Reimer, 188 S., brosch., 15 farb., 56 sw-Abb., 29,95 Euro].
- MILITZER, Klaus: Köln als Einkaufszentrum der Herzöge von Jülich, in: *Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins e. V.* 82 (2013/14) S. 93–143.
- Naissance et petite enfance à la cour de France (Moyen Âge – XIX<sup>e</sup> siècle)*, hg. von Pascale MORMICHE und Stanis PEREZ, Villeneuve-d'Ascq 2016 [Presses Universitaires du Septentrion, 234 S., brosch., 23 Euro].

- MONNET, Pierre: Zwischen Reproduktion und Repräsentation. Formierungsprozesse von Eliten in westeuropäischen Städten des Spätmittelalters: Terminologie, Typologie, Dynamik, in: *Städte im lateinischen Westen und im griechischen Osten zwischen Spätantike und Früher Neuzeit*. Topographie – Recht – Religion, hg. von Elisabeth GRUBER, Mihailo POPOVIĆ, Martin SCHEUTZ und Herwig WEIGL, Köln u.a. 2016 (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 66), S. 177–193.
- MOTTA, Anne: Noblesse et pouvoir princier dans la Lorraine ducale (1624–1737), Paris 2016 (Histoire des Temps modernes, 4) [Classiques Garnier, 618 S., brosch., 49 Euro].
- MÜSEGADES, Benjamin: Ein Spiegel weiblicher Bildung? Fürstinnen und ihre Bibliotheken zwischen Spätmittelalter und Reformation, in: *Frauen und Reformation*. Handlungsfelder – Rollenmuster – Engagement, hg. von Martina SCHATTKOWSKY, 2016 Leipzig, S. 173–195.
- MÜSEGADES, Benjamin: Stand und Studium – Fürstliche Universitätsbesuche im Spätmittelalter, in: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 17 (2014) S. 139–156.
- MÜSEGADES, Benjamin: auch zum pesten unterweisen – Herzog Philipp I. von Pomern und sein Erzieher Sigismund Stier am Heidelberger Hof (1526–1531), in: *Baltische Studien*. NF 101 (2015) S. 67–91.
- MÜSEGADES, Benjamin: Diplomatie und Repräsentation. Ludwig V. und die pfälzisch-französischen Beziehungen am Vorabend des Landshuter Erbfolgekriegs, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 163 (2015) S. 107–142.
- MÜSEGADES, Benjamin: Zwischen Familie und Kirche. Geistliche Fürstensöhne im spätmittelalterlichen Reich, in: *Identität und Gemeinschaft*. Vier Zugänge zu Eigen Geschichten und Selbstbildern institutioneller Ordnungen, hg. von Mirko BREITENSTEIN, Julia BURKHARDT, Stefan BURKHARDT und Jörg SONNTAG, Berlin 2015 (Vita regularis. Abhandlungen, 67), S. 189–209.
- NASER, Christian: Der Gesandtenbau der Würzburger Residenz. Balthasar Neumann und die Entstehungsgeschichte des „Neuen Baus“, Würzburg 2015 [Königshausen & Neumann, 144 S., brosch., 24,80 Euro].
- Natur und Herrschaft*. Analysen zur Physik der Macht, hg. von Kay Peter JANKRIFT, Alexander KAGERER, Christian KAISER und María Ángeles Martín ROMERA, Berlin 2016 [De Gruyter, VIII+326 S., geb., 22 sw-Abb., 79,95 Euro].
- Orangeriekultur in Oberfranken*. Die Fürstentümer Bamberg und Bayreuth, hg. vom Arbeitskreis Orangerien in Deutschland e. V., Berlin 2016 (Orangeriekultur, 18) [Lukas, 235 S., brosch., ill., 19,80 Euro].
- Philibert De l’Orme*. Un architecte dans l’histoire. Actualité. Annonce de parution, hg. von Frédérique LEMERLE und Yves PAUWELS, Turnhout 2016 [Brepols, 336 S., brosch., 49 farb., 114 sw-Abb., 75 Euro].
- Potestas ecclesiae*. Zur geistlichen und weltlichen Herrschaft von Bischöfen und Domkapiteln im Südwesten des Reiches, hg. vom Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Ostfildern 2015 (Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte, 33) [Thorbecke, 354 S., brosch., 12 Abb., 29,80 Euro].
- Praktiken der Frühen Neuzeit*. Akteure – Handlungen – Artefakte, hg. von Arndt BRENDECKE, Köln u.a. 2015 (Früheneuzeit-Impulse, 3) [Böhlau, 714 S., geb., 31 sw-Abb., 90 Euro].

*Präzedenz, Netzwerke und Transfers*. Kommunikationsstrukturen von Herrscherhöfen und Adelsresidenzen in der Frühen Neuzeit, hg. von Gerhard AMMERER, Ingonda HANNESSCHLÄGER, Milan HLAVAČKA und Martin HOLÝ, Leipzig 2016 [Leipziger Universitätsverlag, 209 S., kart., 49 Euro].

Aus dem Inhalt:

AMMERER, Gerhard, HANNESSCHLÄGER, Ingonda, HLAVAČKA, Milan, HOLÝ, Martin: Präzedenz, Netzwerke und Transfers – einleitende Überlegungen der Herausgeber, S. 7–8.

ZENTREN UND INFORMATIONSSTEUERUNG ZWISCHEN DEN HÖFEN  
HAUSENBLASOVÁ, Jaroslova: Prag als Knotenpunkt der höfischen Handelsnetzwerke in der Zeit Ferdinands I. (1526–1564), S. 11–25; GRUND, Vera: Netzwerk Musiktheater – Die Opernreformen in Wien und Parma im 18. Jahrhundert, S. 26–35; BRANDENBURG, Daniel: Wandertruppen als künstlerisches Netzwerk im 18. Jahrhundert: Das Zeugnis der Pirker-Korrespondenz, S. 36–44.

ADELSGESCHLECHTER UND IHRE NETZWERKE

BOITEUX, Martine: Kunst, Kultur, Feste. Das Kommunikationssystem Maurizio di Savoias (1593–1657) zwischen den Höfen von Turin, Paris, Rom und Wien, S. 47–72; BAUMGARTNER, Jutta, HANNESSCHLÄGER, Ingonda: Jakob Hannibal II. Graf von Hohenems. Familiäre Verflechtung als Grundlage innereuropäischer Kommunikation, S. 73–98; HRBEK, Jiří: Die Familie Waldstein als höfische Dynastie. Zur sozialen Reproduktion am Wiener Hof im 17. Jahrhundert, S. 99–108.

KÜNSTLERLEBEN, KARRIEREMODELLE UND INTERNATIONALE  
VERNETZUNGEN

SEEGER, Ulrike: Kunstnetzwerke der Militärs zur Zeit der Türkenkriege. Mit einem Beitrag zu Johann Lucas von Hildebrandts Frühwerk in Wien, S. 111–125; MAUL, Michael: Städtisch versus höfisch – Spielregeln des Musikertransfermarktes im frühen 18. Jahrhundert am Beispiel Mitteldeutschlands, S. 126–133; FRITZ-HILSCHER, Elisabeth: Wie man Hofkapellmeister wird. Akquisition und Karrieremodelle für musikalische Spitzenkräfte am Kaiserhof, S. 134–148; MADER-KRATKY, Anna: Karrieremodelle im Wiener Hofbauamt des 18. Jahrhunderts, S. 149–168.

BEDIENSTETE, PRÄZEDENZ UND INNERHÖFISCHE NETZWERK-  
STRUKTUREN

HOLÁ, Mlada, HOLÝ, Martin: Kommunikationsnetzwerke und Präzedenzkonflikte während der Huldigungsreisen der böhmischen Könige nach Breslau in der Frühen Neuzeit, S. 171–187; AMMERER, Gerhard: Präzedenz und Kommunikation an einem geistlichen Hof – Beobachtungen am Beispiel Salzburgs in der Frühen Neuzeit, S. 188–209.

PROBST, Gisela: Die Memoria der Herren von Lichtenberg in Neuweiler (Elsass). Adelphus-Teppiche, Hochgrab Ludwigs V. (gestorben 1471), Heiliges Grab (1478), Glasmalereien, Berlin 2015 (Neue Forschungen zur deutschen Kunst, 11) [Deutscher Verlag für Kunstwissenschaft, 255 S., 156 Abb., geb., 89 Euro].

*Protegierte und Protektoren*. Asymmetrische politische Beziehungen zwischen Partnerschaft und Dominanz (16. bis frühes 20. Jahrhundert), hg. von Tilman HAUG, Nadir WEBER und Christian WINDLER, Köln u.a. 2016 (Externa, 9) [Böhlau, 528 S., geb., 8 sw-Abb., 75 Euro].

REDING, Christof: Die Burgen links des Hochrheins (Fricktal und nähere Umgebung – Kt. Aargau, Schweiz) im Spätmittelalter und in der Neuzeit, in: *Burgen und Schlösser* 56, 4 (2015) S. 277–288.

REIF, Heinz: *Adel, Aristokratie, Elite. Sozialgeschichte von Oben*, Berlin 2016 (Elitenwandel in der Moderne/Elites and Modernity, 13) [De Gruyter, VIII+341 S., geb., 79,95 Euro].

*Repertorium der Policeyordnungen der pommerschen Städte bis zur Reichsgründung 1871*, hg. von Jörg ZAPNIK, Köln u.a. 2016 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern, Reihe 4: Quellen zur pommerschen Geschichte, 16) [Böhlau, 695 S., geb., 90 Euro].

*Residenzstädte der Vormoderne. Umriss eines europäischen Phänomens*, hg. von Gerhard FOUQUET, Jan HIRSCHBIEGEL und Sven RABELER, Ostfildern 2016 (Residenzenforschung. Neue Folge: Stadt und Hof, 2) [Thorbecke, geb., 576 Seiten, 110 meist farb. Abb., 79 Euro]. – siehe auch unten S. 211.

Aus dem Inhalt:

FOUQUET, Gerhard, HIRSCHBIEGEL, Jan, RABELER, Sven: Vorwort, S. 9–11.

ZUM GEGENSTAND. DAS NEUE PROJEKT

‘RESIDENZSTÄDTE IM ALTEN REICH (1300–1800)‘

FOUQUET, Gerhard: Neue Städtlichkeit – neue Staatlichkeit. Stadtvorstellungen um 1500, S. 15–42; RABELER, Sven: Stadt und Residenz in der Vormoderne. Akteure – Strukturen – Prozesse, S. 43–66.

EIN EXEMPLUM

PARAVICINI, Werner: Der Ehrenwein. Stadt, Adel und Herrschaft im Zeichen einer Geste, S. 69–151.

POLITIK. HERRSCHAFT UND KOMMUNIKATION

SCHENK, Gerrit Jasper: Formen politischer Kommunikation in Residenzstädten der Vormoderne. Eine Skizze, S. 155–186; CZAJA, Roman: Residenzstädte in ostmitteleuropäischen Ländern zwischen kommunalen Ansprüchen und herrschaftlicher Präsenz, S. 187–205; KREMS, Eva-Bettina: Stadt und Hof. Varianten dynastischer Repräsentation am Beispiel von München und Berlin um 1700, S. 207–226.

GESELLSCHAFT. STRUKTUREN UND PRAKTIKEN

KELLER, Katrin: Funktion und Struktur. Residenzstädte und ihre sozialen Strukturen nach 1650, S. 229–248; BRAASCH-SCHWERSMANN, Ursula: Städte und Residenzen in Hessen. Perspektiven zur Erforschung gesellschaftlicher Verhältnisse, S. 249–277.

WIRTSCHAFT. STÄDTISCHE UND HÖFISCHE ÖKONOMIEN

ERTL, Thomas: Wie viel Stadt braucht ein Ritter? Landleben, Geldgeschäfte und Stadtresidenzen des Adels im spätmittelalterlichen Österreich, S. 281–302; FRAY, Jean-Luc: Wirtschaftliche Beziehungen zwischen Hof und Stadt während des Spätmittelalters und der Frühneuzeit. Ein Überblick zur französischen Geschichtsforschung der letzten zwanzig Jahre, S. 303–319; DENZEL, Markus A.: Residenzstädte als Wirtschaftszentren in der Frühneuzeit, S. 321–345.

WISSEN. TEXTE UND DEUTUNGEN

HONEMANN, Volker: Neue Medien für die Stadt. Einblattdrucke, Flugblätter und Flugschriften 1450–1520, S. 349–370; JAHN, Bernhard: Stadt und Hof als getrennte Welten in der erzählenden Literatur des 16. Jahrhunderts, S. 371–384;

CONERMANN, Klaus: Der Ort der Akademie. Netzwerke in der Fruchtbringenden Gesellschaft und anderen deutschen und europäischen Akademien des 17. Jahrhunderts, S. 385–425.

#### MATERIALITÄT. OBJEKTE UND ZEICHEN

OTTENHEYM, Konrad: Ein Storch und zwei Löwen. Den Haag als Regierungssitz und Prinzenresidenz in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, S. 429–452; FACHBACH, Jens: Scheinriesen – Der Hofkünstler. Plädoyer für einen neuen Blick auf einen vermeintlich vertrauten Begriff, S. 453–468; STERCKEN, Martina: Städte im Kartenbild. Kartographische Vermittlung politischer Verhältnisse zwischen Mittelalter und früher Neuzeit, S. 469–486.

#### ZUSAMMENFASSUNG

ZEILINGER, Gabriel: Umrissene Residenzstädte. Beobachtungen zum Schluss, S. 489–495.

- RICHTER, Olaf: Niederrheinische Lebenswelten in der Frühen Neuzeit. Petrus Simonius Ritz (1562–1622) und seine Familie zwischen Adel und Bürgertum, Köln u.a. 2015 (Veröffentlichungen des Historischen Vereins für den Niederrhein. NF, 3) [Böhlau, 752 S., geb., 15 farb. und 49 sw-Abb., 80 Euro].
- ROCH-LEMMER, Irene: Schloss Mansfeld-Hinterort und seine glasierten Bodenfliesen der Frührenaissance, in: Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt 25 (2016) S. 211–226.
- ROTHMANN, Michael: Adel als Unternehmer zwischen Spätmittelalter und beginnender Früher Neuzeit, in: Scripta Mercaturae. Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 44 (2015) S. 11–28.
- RÜDIGER, Jan: Der König und seine Frauen. Polygynie und politische Kultur in Europa (9.–13. Jahrhundert), Berlin 2015 (Europa im Mittelalter, 21) [De Gruyter, 433 S., geb., 99,80 Euro].
- RUGGERO, Cristina: Aus dem Dornröschenschlaf erweckt: Der „wiederaufgefundene“ Mecklenburgische Planschatz. (Tagungsbericht). Mecklenburgischer Planschatz – Bau- und Kunstpolitik des Herzogtums Mecklenburg-Schwerin im internationalen Kontext. Symposium, veranstaltet von den Staatlichen Schlössern und Gärten Mecklenburg-Vorpommern, Neustädtisches Palais, Schwerin, 8.–10. Oktober 2015, in: Kunstchronik 69, 4 (2016) S. 194–200.
- SÄCKL, Joachim: Fürstenresidenzen an Saale, Unstrut und Elster. Barocke Hofkultur des protestantischen Kurfürstenhauses Sachsen und Museumsarbeit im südlichen Sachsen-Anhalt, in: Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt 25 (2016) S. 227–262.
- SCHMITT, Reinhard: Das „Fürstenhaus“ im ehemaligen Ami Sittichenbach, Lkr. Mansfeld-Südharz, in: Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt 25 (2016) S. 87–172.
- SCHUCHARD, Christiane: Das „Domstift“ oder „Neue Stift“ zu Cölln an der Spree im Lichte seiner Rechnungsbücher-Überlieferung aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts, in: Berlin in Geschichte und Gegenwart (2015) S. 7–54.
- Schloss Gottorf in Schleswig – Der Südflügel*. Studien zur barocken Neugestaltung einer norddeutschen Residenz um 1700, hg. von Anja Silke WIESINGER, Heiko K. L. SCHULZE und der Arthur-Haseloff-Gesellschaft, Kiel 2015 (Bau und Kunst, 23) [Ludwig, 528 S., geb., 16 farb., 132 sw-Abb., 39,90 Euro].
- Schloss Ludwigslust*, hg. von Staatlichen Museum Schwerin, Ludwigslust, Güstrow und den Staatlichen Schlössern und Gärten Mecklenburg-Vorpommern, Berlin 2016 [Deutscher Kunstverlag, 288 S., geb., 34,90 Euro].

- SCHMIDT, Andreas: „Bischof bist Du und Fürst“. Die Erhebung geistlicher Reichsfürsten im Spätmittelalter – Trier, Bamberg, Augsburg, Heidelberg (Heidelberger Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte, 22) [Universitätsverlag Winter, XIII + 1007 S., geb., 98 Euro] – Buchbesprechung oben S. 186.
- SCHÜTTE, Bernd: Der König in Halberstadt, in: Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt 24 (2015) S. 7–38.
- SERESSE, Volker: Der klevische Adel ca. 1480–1700. Überlegungen zur politischen Rolle und zum Selbstverständnis einer Herrschaftsschicht, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 80 (2016) S. 90–123.
- SPIESS, Karl-Heinz: Loyalität und Illoyalität an spätmittelalterlichen Fürstenhöfen im Reich, in: *Loyalty in the Middle Ages. Ideal and Practice of a Cross-Social Value*, hg. von Jörg SONNTAG und Coralie ZERMATTEN, Turnhout 2015, S. 183–204.
- Stadt und Gewalt*, hg. von Andreas WEIGL und Elisabeth GRUBER, Innsbruck u.a. 2016 (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas, 26) [StudienVerlag, 304 S., geb., ill., 39,90 Euro].
- Aus dem Inhalt
- SCHEUTZ, Martin: Stadt und Gewalt im Blick historischer Forschung, S. 19–58; AMMERER, Gerhard: Öffentliche Hinrichtungen inner- und außerhalb der Stadtmauern, S. 59–86; ZAPKE, Susana: Die sanfte Gewalt von Prozessionen und Kunstparade im Wiener Stadtraum – Die Stadt als Bühne, S. 87–108.
- Die Stadt im Raum. Vorstellungen, Entwürfe und Gestaltungen im vormodernen Europa*, hg. von Karsten IGEL und Thomas LAU, Köln u.a. 2016 (Städteforschung. Reihe A: Darstellungen, 89) [Böhlau, 361 S., geb., 24 farb. und 11 sw-Abb., 45 Euro].
- STAHL, Andreas: Die Lutherstadt Eisleben als Residenzstadt der Mansfelder Grafen, in: Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt 24 (2015) S. 316–347.
- STEIGER, Johann Anselm: Gedächtnisorte der Reformation. Sakrale Kunst in Luthers Norden (16.–18. Jahrhundert), Regensburg 2016 [Schnell & Steiner, 928 S. in zwei Bänden, geb., 1117 farb., 94 sw-Abb., 3 Übersichtskarten, 69 Euro].
- STEPAN, Christian: Akteure am fremden Hof. Politische Kommunikation und Repräsentation kaiserlicher Gesandter im Jahrzehnt des Wandels am russischen Hof (1720–1730), Göttingen 2016 (Schriften zur politischen Kommunikation, 22) [Vandenhoeck & Ruprecht, 492 S., geb., 17 Abb., 65 Euro].
- STROTZ, Martin: Bärenfels – eine Burg mit ungewöhnlichem Rundturm, in: Burgen und Schlösser. Zeitschrift für Burgenforschung und Denkmalpflege 56, 4 (2015) S. 240–248.
- 1000 Jahre Kaiserdom Merseburg*. Merseburg, 10. August 2015 bis 9. November 2015, Merseburger Dom und Kulturhistorisches Museum Schloss Merseburg. Ausstellungskatalog, hg. von Markus COTTIN, Václav Vok FILIP und Holger KUNDE, Petersberg 2016 (Schriftenreihe der Vereinigten Domstifter zu Merseburg und Naumburg und des Kollegiatstifts Zeitz, 9) [Imhof, 399 S., geb., ill., 29,95 Euro].
- 1015. Leipzig von Anfang an*. Begleitband zur Ausstellung des Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig. 20. Mai – 25. Oktober 2015, hg. von Volker RODEKAMP und Regina SMOLNIK, Leipzig 2015 [Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, 223 S., kart., ill., 25 Euro].
- THAMER, Hans-Ulrich: Kunst sammeln. Eine Geschichte von Leidenschaft und Macht, Darmstadt 2015 [Philipp von Zabern, 260 S., geb., 20 sw-Abb., 29,95 Euro].

- TIETZ, Anja: Der Gottesacker der Residenz- und Bergbaustadt Eisleben in der Grafschaft Mansfeld (heute Kronenfriedhof oder Camposanto), in: *Mitteldeutsches Jahrbuch für Kultur und Geschichte* 22 (2015) S. 320–325.
- ULRICH, Cord: Die Entstehung der fränkischen Reichsritterschaft. Entwicklungslinien von 1370 bis 1590, Köln u.a. 2016 (Forschungen zur deutschen Rechtsgeschichte, 31) [Böhlau, 633 S., geb., 85 Euro].
- Urbanität*. Formen der Inszenierung in Texten, Karten, Bildern, hg. von Ute SCHNEIDER und Martina STERCKEN, Köln u.a. 2016 (Städteforschung. Reihe A: Darstellungen, 90) [Böhlau, 252 S., geb., 24 farb. und 18 sw-Abb., 40 Euro].
- Vergessenes Burgenland Schleswig-Holstein*. Die Burgenlandschaft zwischen Elbe und Königsau im Hoch- und Spätmittelalter. Beiträge einer interdisziplinären Tagung in Kiel vom 20. bis 22. September 2013, hg. von Oliver AUGÉ, Frankfurt am Main u.a. 2015 (Kieler Werkstücke. Reihe A: Beiträge zur schleswig-holsteinischen und skandinavischen Geschichte, 42) [Peter Lang, 392 S., kart., 69,95 Euro] ] – Buchbesprechung oben S. 189.
- VESELÁ, Lenka: Slechtická knihovna jako intelektuální zrcadlo? K reflexi dobové mentality na příkladu knižní sbírky Hieronyma Becka z Leopoldsdorfu (1525–1596) [A Nobleman's Library as His Intellectual Mirror? On a Reflection of Contemporary Social Mentality using the Example of Hieronymus Beck von Leopoldsdorf's Book Collection, 1525–1596], in: *Ceský časopis historický* 114,1 (2016) S. 941–964.
- Die Welt der Ernestiner*. Ein Lesebuch, hg. von Siegrid WESTPHAL, Hans-Werner HAHN und Georg SCHMIDT, Köln u.a. 2016 [Böhlau, 389 S., brosch., 7 sw-Abb., 19,99 Euro].
- WIDDER, Ellen: Sühnezeichen, Gedächtnisstiftung, Zukunftsplanung, Bewältigungshandeln? Das Barfüßerretabel und der Göttinger Herzogshof, in: *Das Göttinger Barfüßerretabel von 1424*. Akten des wissenschaftlichen Kolloquiums, Landesmuseum Hannover, 28.–30. September 2006. Ergebnisband des Restaurierungs- und Forschungsprojektes, hg. von Cornelia AMAN und Babette HARTWIEG, Petersberg 2015 (Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte NF, 1), S. 54–82.
- Wohnen – Reisen – Residieren*. Herrschaftliche Repräsentation und dauerhafte Residenz in Orient und Okzident, hg. von Dorothee SACK, Daniela SPIEGEL und Martin GUSSONE, Petersberg 2016 [Imhof, 240 S., geb., 92 farb., 120 sw-Abb., 39,95 Euro].
- Württembergische Städte im späten Mittelalter*. Herrschaft, Wirtschaft und Kultur im Vergleich, hg. von Sigrid HIRBODIAN und Peter RÜCKERT, Ostfildern 2016 (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, 26) [Thorbecke, 364 S., geb., 139 z.T. farb. Abb., 35 Euro].
- WÜST, Wolfgang: Frühmoderner Konsum. Zu einem neuen landeshistorischen Wissens- und Forschungsfeld, in: *Geschichte(n) des Wissens*. Festschrift für Wolfgang E.J. Weber zum 65. Geburtstag, hg. von Mark HÄBERLEIN, Stefan PAULUS und Gregor WEBER, Augsburg 2015, S. 397–412.
- WÜST, Wolfgang: Jagd, Falknerei und höfische Repräsentation, in: *Carl Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Ansbach (172–1757) – der „wilde Markgraf“*, hg. von Georg SEIDERER, Ansbach 2015 (Jahrbuch des Historischen Vereins für Mittelfranken 103), S. 63–76.
- WÜST, Wolfgang: Oberschwäbischer Adel. Ämter und Karrieren zwischen Aufklärung und Reaktion, in: *Zwischen Aufklärung und Reaktion*. Adel, Kirche und Kon-

- fession in Südwestdeutschland 1780–1820, hg. von Dietmar SCHIERSNER, Ostfildern 2015 (Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte, 34), S. 147–158.
- WÜST, Wolfgang: Patrizischer Konsum- und Lebensstil – Luxuskäufe in süddeutschen Reichsstädten der Frühneuzeit, in: *Regionale Konsumgeschichte. Vom Mittelalter bis zur Moderne*, hg. von Wolfgang WÜST, Erlangen 2015 (Franconia. Beihefte zum Jahrbuch für fränkische Landesforschung, 7), S. 65–84.
- WÜST, Wolfgang: Taverne und Bierkonsum im Spiegel obrigkeitlicher Sorge, in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 78 (2015) S. 550–570.
- ZETTLER, Alfons: Die mittelalterlichen Burgen Hertenberg und Rheinfeldern – Überlegungen zu den historischen und topographischen Grundlagen ihrer Entstehung, in: *Burgen und Schlösser. Zeitschrift für Burgenforschung und Denkmalpflege* 56, 4 (2015) S. 211–218.
- ZEUNE, Joachim: *Ritterburgen. Bauwerk, Herrschaft, Kultur*, München 2015 [Beck, 128 S., brosch., 26 Abb., 8,95 Euro].
- Zisterzienserklöster und Schlossanlage Dobrilugk. Geschichte, Forschung, Denkmalpflege*, hg. von Thomas DRACHENBERG, Berlin 2016 (Arbeitshefte des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseums, 35) [Lukas, 248 S., geb., 330 farb. Abb., 30 Euro].
- ZOTZ, Thomas: Die Burg Rötteln bei Lörrach – vom Herrnsitz des 12./13. Jahrhunderts zur markgräflichen Residenz im Spätmittelalter, in: *Burgen und Schlösser. Zeitschrift für Burgenforschung und Denkmalpflege* 56, 4 (2015) S. 269–276.

## NEU:

Gerhard Fouquet / Jan Hirschbiegel /  
Sven Rabeler (Hg.)

### **Residenzstädte der Vormoderne**

Umriss eines europäischen Phänomens

*Residenzenforschung*

*Neue Folge: Stadt und Hof, Bd. 2*

Herausgegeben von der Residenzen-Kommission  
der Akademie der Wissenschaften in Göttingen

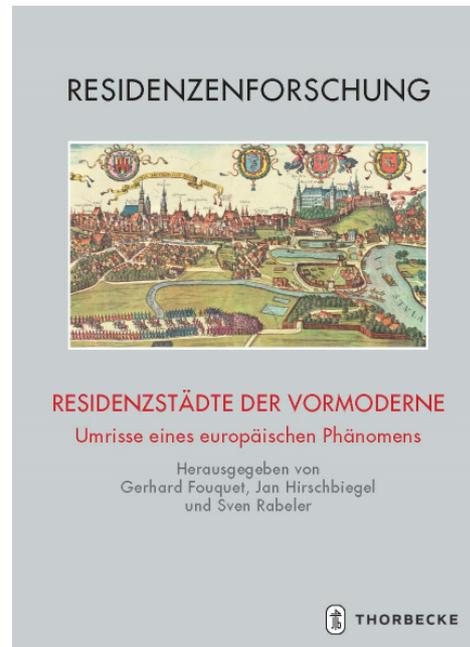
17 x 24 cm, 576 Seiten

mit ca. 110 meist farbigen Abbildungen

Hardcover

€ 79,- [D] / € 80,90 [A]

ISBN 978-3-7995-4531-0



Mit dem Band werden die Beiträge des 1. Symposiums des Projekts »Residenzstädte im Alten Reich (1300-1800)« publiziert. Europäischvergleichend entwirft er ein breites Spektrum exemplarischer Sondierungen unter politik-, sozial- und wirtschaftshistorischen, kunst- und literaturgeschichtlichen Aspekten. Thematisiert werden Bedeutungen und Funktionen spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Residenzstädte, mithin Strukturen und Akteure, Räume und Repräsentationen der Beziehungen zwischen Stadt und Herrschaft in der Zeit vom 14. bis zum 18. Jh. Es geht um Formen politischer Kommunikation, um Gesten, Bilder und Karten, um gesellschaftliche und wirtschaftliche Verhältnisse, um bauliche Strukturen und literarische Projektionen.

Geboten wird ein methodisch wie inhaltlich weit angelegter Überblick zum Stand der Erforschung von Residenzstädten als einer zentralen Erscheinung urbaner Entwicklungen im Europa der Vormoderne.

#### Die Herausgeber:

**Gerhard Fouquet**, seit 1996 Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Zwischen 2005 und 2008 Prorektor, anschließend bis 2014 Präsident der Christian-Albrechts-Universität. Seit 2012 stellv. Vorsitzender, seit 2014 Vorsitzender der Leitungskommission des Akademieprojekts »Residenzstädte im Alten Reich (1300–1800)«.

**Jan Hirschbiegel**, 1995 bis 2011 wiss. Mitarbeiter der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen im Forschungsprojekt »Hof und Residenz im spätmittelalterlichen Deutschen Reich (1200–1600)«. Habilitation 2011. Seit 2012 wiss. Mitarbeiter im Akademieprojekt »Residenzstädte im Alten Reich«.

**Sven Rabeler**, 2001 bis 2011 wiss. Mitarbeiter an der Kieler Professur für Wirtschafts- und Sozialgeschichte (in verschiedenen Forschungsprojekten), 2009 an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Seit 2012 wiss. Mitarbeiter im Akademieprojekt »Residenzstädte im Alten Reich (1300–1800)«.

→ Erhältlich bei Ihrem Buchhändler oder direkt beim Verlag:

**Jan Thorbecke Verlag** in der Schwabenverlag AG  
Senefelderstr. 12, D-73760 Ostfildern, [www.thorbecke.de](http://www.thorbecke.de)  
[kundenservice@verlagsgruppe-patmos.de](mailto:kundenservice@verlagsgruppe-patmos.de)  
Tel: 0711 / 4406-194, Fax: -177



## NEU:

Julia Ellermann

### **Zwang zur Barmherzigkeit?**

Ausdruck und Vermessung herrschaftlicher Spielräume im Umgang mit Armut in mecklenburgischen Residenzstädten (1750 - 1840)

Eine argumentationsgeschichtliche Annäherung

*Residenzenforschung*

*Neue Folge: Stadt und Hof, Bd. 3*

Herausgegeben von der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen

17 x 24 cm, 616 Seiten

mit ca. 38 meist farbigen Abbildungen

Hardcover

€ 69,- [D] / € 70,60 [A]

ISBN 978-3-7995-4532-7



Der Übergang von Vormoderne zur Moderne ist bestimmt durch komplexe Beziehungen von Beharrung und Erneuerung, von Tradition und Umbruch, von Kontinuität und Wandel in den politischsozialen Kulturen Europas. Ohne eine Erfolgsgeschichte moderner Staatswerdung zu schreiben, spürt die Autorin den Wegmarken am Beispiel herrschaftlicher Armenpolitik in mecklenburgischen Residenzstädten nach, die die Entwicklung hin zum institutionellen Flächenstaat nachvollziehbar werden lassen.

Anhand eines vermeintlichen »Normalfalls« mitteleuropäischer Staatlichkeit können die Spielräume argumentativer Politikgestaltung in ihrer Wandlungsfähigkeit deutlich sichtbar gemacht werden: So scheint mit dem kommunikativen »Zwang zur Barmherzigkeit« zwar noch die wesentliche Persistenz alteuropäischer Normensysteme auf, doch wird mit ihr weniger die Beständigkeit politisch-sozialer Kultur denn vielmehr die Realität ihres tatsächlichen Veränderungstempos fassbar.

#### Die Autorin:

**Julia Ellermann**, geb. 1987, von 2006 bis 2011 Studium der Mittleren und Neueren Geschichte, des Öffentlichen Rechts und der Psychologie an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Von 2009 bis 2011 ebenda studentische Hilfskraft an der Professur für Mittlere und Neuere Geschichte. Der Magisterabschluss erfolgte 2011. 2012 bis 2015 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt »Residenzstädte im Alten Reich (1300–1800)« der Göttinger Akademie der Wissenschaften. Die Promotion erfolgte 2015. Im Sommersemester 2015 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, seit 2015 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Mittlere und Neuere Geschichte ebenda.

→ Erhältlich bei Ihrem Buchhändler oder direkt beim Verlag:

**Jan Thorbecke Verlag** in der Schwabenverlag AG  
Senefelderstr. 12, D-73760 Ostfildern, [www.thorbecke.de](http://www.thorbecke.de)  
[kundenservice@verlagsgruppe-patmos.de](mailto:kundenservice@verlagsgruppe-patmos.de)  
Tel: 0711 / 4406-194, Fax: -177



## **DIE LEITUNGSKOMMISSION**

Prof. Dr. Dr. h.c. Gerhard Fouquet, Kiel (Vors.)  
Prof. Dr. Werner Paravicini, Kiel (stellv. Vors.)  
Prof. Dr. Wolfgang Adam, Osnabrück  
Prof. Dr. Stephan Hoppe, München  
Prof. Dr. Olaf Mörke, Kiel  
Prof. Dr. Matthias Müller, Mainz  
Prof. Dr. Koen Ottenheym, Utrecht  
Prof. Dr. Harriet Rudolph, Regensburg  
Prof. Dr. Martina Stercken, Zürich

### **Arbeitsstelle Kiel**

Prof. Dr. Jan Hirschbiegel (Arbeitsstellenleiter) – hirschbiegel@email.uni-kiel.de  
Dr. Sven Rabeler – rabeler@histosem.uni-kiel.de  
Prof. Dr. Harm von Seggern – hvonseggern@email.uni-kiel.de  
Pascal Andresen M.A. (Doktorand) – pandresen@histosem.uni-kiel.de  
Manuel Becker M.A. (Doktorand) – mbecker@histosem.uni-kiel.de

### **Dienstort Mainz**

Prof. Dr. Matthias Müller (Leiter der Dienststelle Mainz) – mattmuel@uni-mainz.de  
Sascha Winter M.A. – sawinter@uni-mainz.de

Akademie der Wissenschaften zu Göttingen  
Projekt „Residenzstädte im Alten Reich (1300–1800)“

### **Arbeitsstelle Kiel**

c/o Historisches Seminar der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel  
(Besuchsadresse) Leibnizstr. 3  
(postalisch) Olshausenstr. 40  
D-24098 Kiel (Briefe)  
D-24118 Kiel (Päckchen und Pakete)  
Tel./AB [D] 04 31 - 8 80-14 84  
Fax [D] 04 31 - 8 80-15 24

### **Dienstort Mainz**

Johannes Gutenberg-Universität Mainz – Institut für Kunstgeschichte und Musikwissenschaft  
Georg Forster-Gebäude – Jakob Welder-Weg 12  
D-55128 Mainz  
Tel [D] 0 61 31 - 39-33 612  
Fax [D] 0 61 31 - 39-30 136

### **Adresse im Internet**

<http://adw-goe.de/forschung/forschungsprojekte-akademienprogramm/residenzstaedte/>